

Wiener Stadt-Bibliothek.

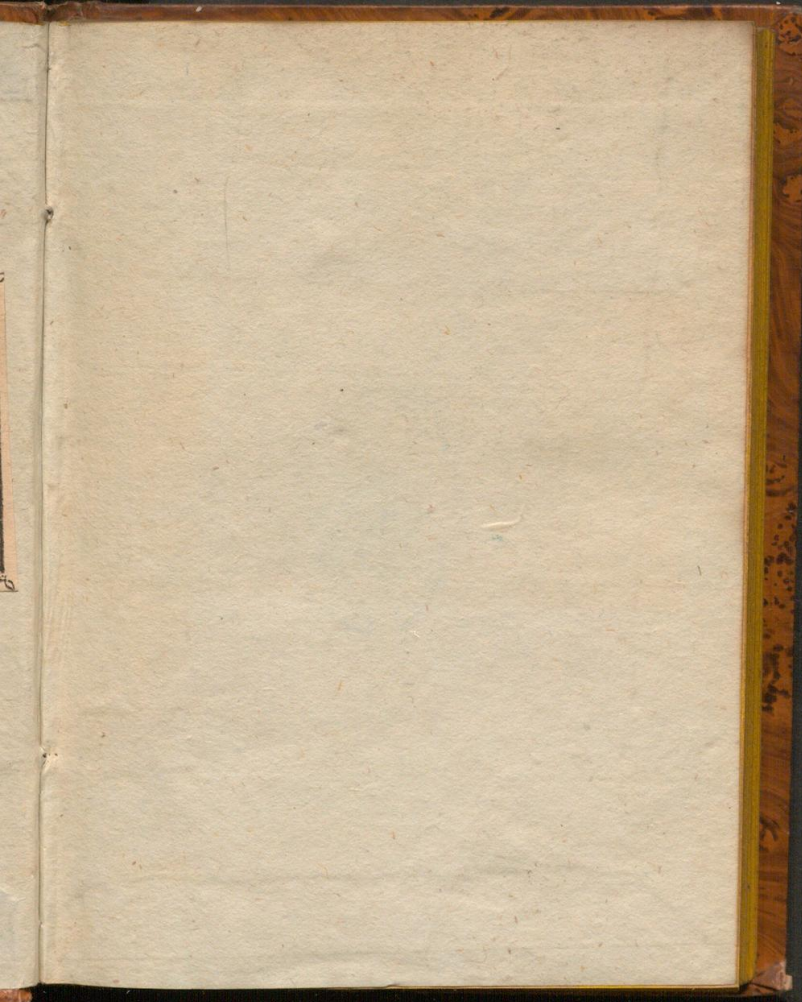
T

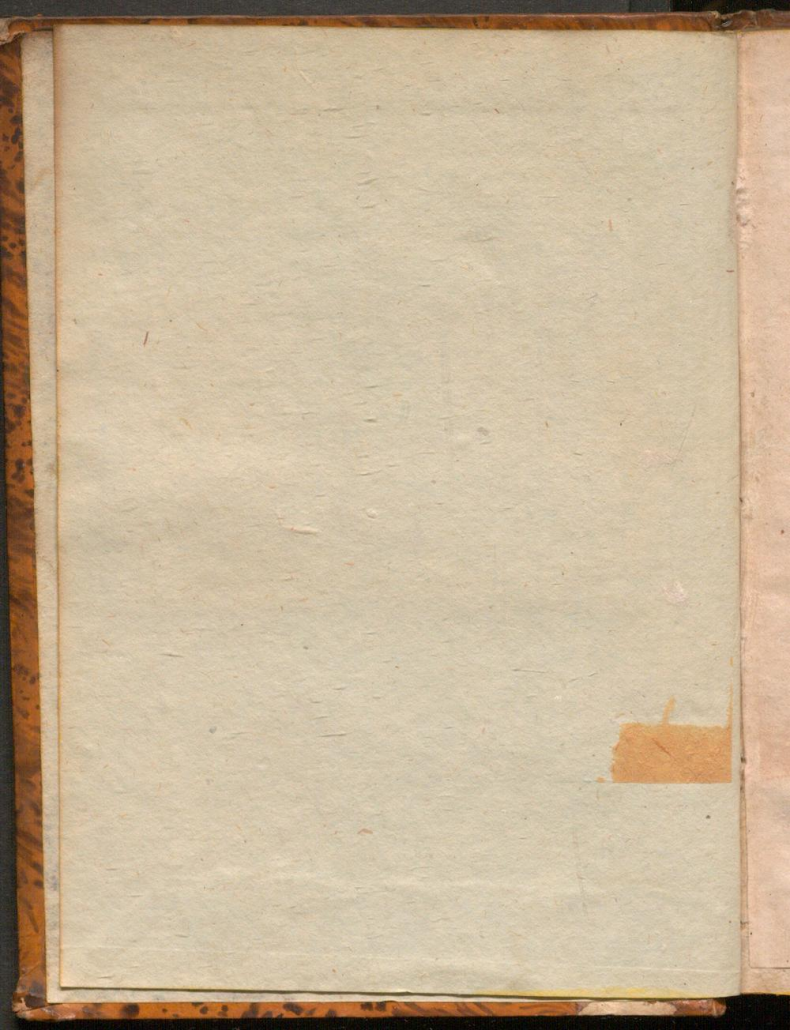
6585/10 A

D. D.

Dr. Andreas Zelinka,  
Bürgermeister der Stadt Wien

1868.









J. B. H. sculp.

Louis Philipp I  
König der Franzosen.

# Die neue Zeit

von

einem alten Constitutionellen.

---

Zehnter Band.



---

Stuttgart,

Verlag von Friedrich Henne.

---

1832.

Abhandlung über die Geschichte der Philosophie

Paris, den 18. September

Ich komme aus dem Kloster. Aber nein,  
ich - der Kopf ist mir ganz verwirrt von allen den  
Sachen, die ich aus Deutschland gebracht habe. Ich  
in Hamburg; in Braunschweig das Schloss ausgeht  
bei uns den Kisten verpackt; Empfehlung in Dresden,  
gegen die holländische, vertrieben. Sie mir Glück aus  
das Gewand. Und wenn Sie nicht Besondere  
erfahren, so werden Sie mir wenigstens die deutschen  
Schriften ab, die ich hier noch nicht habe aufhören  
sollen. Den französischen Schatz kann ich in der  
den Dingen nicht tragen; nicht der ganze Kopf  
von dem, was ich erhalten, was man kann, das  
dies deutsche Wissen über unsere Wissenschaften  
mittheilen dürfen, das ich immer mit der Freude  
Ehrl der Wissenschaft. Bitte ich mich also bei  
Ihre, wie mir schon manche vorgebracht. Bitte  
Deutschland teilte als ich gebracht. Bitte ich den  
Wolle hervor zu bringen. Bitte ich unter dem  
und Schatzes teilhaftig sein und daraus zu ziehen.

---

Auszüge aus Börnes Briefe aus Paris.

---

Paris, den 18. September.

— Ich komme aus dem Lesecabinet. Aber nein, nein, der Kopf ist mir ganz verwirrt von allen den Sachen, die ich aus Deutschland gelesen! Unruhen in Hamburg; in Braunschweig das Schloß angezündet und den Fürsten verjagt; Empörung in Dresden! Seyen Sie barmherzig, berichten Sie mir Alles auf das Genauste. Und wenn Sie nichts Besonderes erfahren, schreiben Sie mir wenigstens die deutschen Zeitungen ab, die ich hier noch nicht habe auffinden können. Den französischen Blättern kann ich in solchen Dingen nicht trauen; nicht der zehnte Theil von dem, was sie erzählen, mag wahr seyn. Was aber deutsche Blätter über innere Angelegenheiten mittheilen dürfen, das ist immer nur der zehnte Theil der Wahrheit. Hätte ich mich also doch gefirrt, wie mir schon manche vorgeworfen? Wäre Deutschland reifer als ich gedacht? Hätte ich dem Volke Unrecht gethan? Hätten sie unter Schlafmützen und Schlafrock heimlich Helm und Harnisch getragen?

O, wie gern, wie gern! Scheltet mich wie einen Schulbuben, gebet mir die Ruthe, stellt mich hinter den Ofen — gern will ich die schlimmste Züchtigung ertragen, wenn ich nur Unrecht gehabt. Wenn sie sich nur erst die Augen gerieben, wenn sie nur erst recht zur Besinnung gekommen, werden sie sich erstaunt betasten, werden im Zimmer umher blicken, das Fenster öffnen und nach dem Himmel sehen, und fragen: welcher Wochentag, welcher Monatstag ist denn heute, wie lange haben wir geschlafen? Unglückselige! nur der Muthige wacht. Wie hat man es nur so lange ertragen? Es ist eine Frage, die mit der Schwindel gibt. Einer erträgt es, noch Einer, noch Einer — aber wie ertragen es Millionen? Der Spott zu seyn aller erwachsenen Völker! wie der kleine dumme Hans, der noch kein Jahr Hosen trägt, zu zittern vor dem Stöckchen jedes alten, schwachen, gränlichen Schulmeisters!.. Aber Wehe ihnen, daß wir erröthen! Das Erröthen der Völker ist nicht wie Rosenschein eines verschämten Mädchens; es ist Nordlicht voll Jorn und Gefahren.

---

Sonntag, den 19. September.

Mitternacht ist vorüber; aber ein Glas Gefrorenes, das ich erst vor wenigen Minuten bei Tortont gegessen, hat mich so aufgefrischt, daß ich gar keine Neigung zum Schläfe habe. Es war himmlisch! Das Glas ganz hoch aufgefüllt, sah wie ein langes weiß-

ses Gespenst aus. Nun bitte ich Sie — haben Sie je gehört oder gelesen, daß Jemand ein Glas Gefrorenes mit einem Gespenste verglichen hätte? Solche Einfälle kann man aber auch nur in der Geistesstunde haben. Den Abend brachte ich bei \*\*\* zu. Es sind sehr lebenswürdige Leute und die es verstehen, wenn nur immer möglich, auch ihre Gäste lebenswürdig zu machen. Das ist das Seltenste und Schwerste. Es war da ein Gemisch von Deutschen und Franzosen, wie es mir behagt. Da wird doch ein gehöriger Salat daraus. Die Franzosen allein sind Del, die Deutschen allein Essig, und sind für sich gar nicht zu gebrauchen, außer in Krankheiten. Bei dieser Gelegenheit will ich Ihnen die höchst wichtige und einflussreiche Beobachtung mittheilen, daß man in Frankreich dreimal so viel Del und nur ein Drittheil so viel Essig zum Salate verwendet, wie in Deutschland. Diese Verschiedenheit geht durch die Geschichte, Politik, Religion, Geselligkeit, Kunst, Wissenschaft, den Handel und das Fabrikwesen beider Völker, welches vor mir die berühmtesten deutschen Historiker, die sich doch immerfort rühmen, aus der Quelle zu schöpfen, leichtsinnig übersehen haben. Sie sollen sich aber den Kopf darüber nicht zerbrechen. Es ist gerade nicht nöthig, daß Sie alles verstehen was ich sage, ich selbst verstehe es nicht immer. Wie herrlich wäre es, wenn beide Länder in allem so verschmolzen wären, als es beide Völker heute Abend bei \*\*\* waren. In wenigen Jahren

wird es ein Jahrtausend, daß Frankreich und Deutschland, die früher nur ein Reich bildeten, getrennt wurden. Dieser dumme Streich wurde, gleich allen dummen Streichen in der Politik, auf einem Congresse beschlossen, zu Verdün im Jahr 843. Aus jener Zeit stammen auch die köstlichen eingemachten Früchte und Dragées, wegen welcher Verdün noch heute berühmt ist. Einer der Congress-Gesandten hatte sie erfunden, und war dafür von seinem gnädigen Herrn in den Grafenstand erhoben worden. Ich hoffe, im Jahre 1843 endigt das tausendjährige Reich des Antichrists, nach dessen Vollendung die Herrschaft Gottes und der Vernunft wieder eintreten wird. Wir haben nämlich den Plan gemacht, Frankreich und Deutschland wieder zu einem großen fränkischen Reiche zu vereintigen. Zwar soll jedes Land seinen eignen König behalten, aber beide Länder eine gemeinschaftliche National-Versammlung haben. Der französische König soll, wie früher, in Paris thronen, der deutsche in unserem Frankfurt, und die National-Versammlung jedes Jahr abwechselnd in Paris oder in Frankfurt gehalten werden. Wenn Sie Ihre Nichte D\*\*\* besuchen, benutzen Sie doch die Gelegenheit, mit dem Koche des Präsidenten der Bundesversammlung von unserem Plane zu sprechen. Der muß ja die Gesinnungen und Ansichten seines Herrn am besten kennen.

— Die lieben Tullerien habe ich heute wiedergesehen. Sie hießen mich willkommen, sie lächelten

mir zu und alles dort war wie zu meinem Empfange glänzend und festlich eingerichtet. Ich fühlte mich ein Fürst in der Mitte des fürstlichen Volkes, das unter dem blauen Baldachin des Himmels von seiner Krönung zurückkehrte. Es ist etwas Königliches in diesen breiten, vom Goldstaube der Sonne bedeckten Wegen, die an Pallästen vorüber, von Pallast zu Pallast führen. Mich erfreute die unzählbare Menschenmenge. Da fühlte ich mich nicht mehr einsam; ich war klug unter tausend Klugen, ein Narr unter tausend Narren, der Betrogene unter tausend Betrogenen. Da sieht man nicht bloß Kinder, Mädchen, Jünglinge, Greise, Frauen; man sieht die Kindheit, die Jugend, das Alter, das weibliche Geschlecht. Nichts ist allein, geschieden. Selbst die mannigfachen Farben der Kleider erscheinen, aus der Ferne betrachtet, nicht mehr bunt; die Farbensgeschlechter treten zusammen; man sieht weiß, blau, grün, roth, gelb, in langen breiten Streifen. Wegen dieser Fülle und Vollständigkeit liebe ich die großen Städte so sehr. Seine angeborne Neigung und Richtung kann keiner ändern, und um zufrieden zu leben, muß darum jeder, was ihm lieb ist, auf seinem Wege suchen. Aber das kann man nicht überall. Zwar findet man auch in der kleinsten Stadt jedes Landes Menschen von jeder Art, unter welchen man wählen kann; aber was nützt uns das? Es sind doch nur Muster, die zu keinem Kleide hinreichen. Nur in London und Paris ist ein Waaren-

Lager von Menschen, wo man sich versehen kann nach Neigung und Vermögen.

Still, heiter, freundlich und bescheiden, wie ein verlebtes glückliches Mädchen, lustwandelte das Pariser Volk umher. Als ich dieses sah und bedachte: noch sind zwei Monate nicht vorüber, daß es einen tausendjährigen König niedergeworfen, und in ihm Millionen seiner Feinde besiegt — wollte ich meinen Augen oder meiner Erinnerung nicht trauen. Es ist der Traum von einem Wunder! Schnell haben sie gesiegt, schneller haben sie verziehen. Wie mild hat das Volk die erlittenen Kränkungen erwiedert, wie bald ganz vergessen! Nur im offenen Kampfe, auf dem Schlachtfelde hat es seine Gegner verwundet. Wehrlose Gefangene wurden nicht ermordet, Geflüchtete nicht verfolgt, Versteckte nicht aufgesucht, Verdächtige nicht beunruhigt. So handelt ein Volk! Fürsten aber sind unversöhnlich und unanerböschlich ist der Durst ihrer Rache. Hätte Carl gesiegt, wie er besiegt worden, wäre das fröhliche Paris heute eine Stätte des Jammers und der Thränen. Jeder Tag brachte neue Schrecken, jede Nacht neues Verderben. Wir sehen ja, was in Spanien, Portugal, Neapel, Piemont und in andern Ländern geschieht, wo die Gewalt über die Freiheit siegte. Seit Jahren ist der Sieg entschieden und das Werk der Rache und der Verfolgung geht fort wie am Tage der Schlacht. Und es war ein Sieg, den man nur dem Meinelde verdankte! Tausende schmachten noch im

Kerker, Tausende leben noch in trauriger Verbannung, das Schwert des Henkers ist immer gezückt, und wo es schont, wo es zaudert, geschieht es nur, um länger zu drohen, um länger zu ängstigen. So entartet, so herabgewürdigt hat sich die Macht gezeigt, daß sie oft mit Grausamkeiten prahlte, die sie gar nicht begangen; sich der Gerechtigkeit schämend, manche ihrer Gefangenen nur heimlich schonte, und es als Verläumdung bestrafte, wenn man sie mild gepriesen! Mich empört die niederträchtige Unverschämtheit der Fürstenschmeichler, welche die Völker als Tiger, die Fürsten als Lämmer darstellen. Wenn jeder Machthaber, sobald er zum Besitze der Macht gelangt, gleich seine Leidenschaft zur Regel erhebt, grausame Strafen für jeden Widerspruch voraus bestimmt, und diese Regel, diese Anwendung sich herabrollt durch Jahrhunderte — nennen sie das Gesezlichkeit. Das Volk hat seine Leidenschaft nie zum Gesez erhoben, die Gegenwart erbt nie die Missethaten der Vergangenheit, sie vermehrt der Zukunft zu überlassen. Wenn dumme, feige oder bestochene Richter aus altem Herkommen und verbliebenen Gesezen nachweisen können, daß sie in gleichen Fällen immer gleich ungerecht gewesen — nennen sie das Gerechtigkeit. Wenn der schuldlos Verurtheilte, durch Reihen schön gepuzter Soldaten, durch die Mitte des angstzitternden Volkes, das nicht zu weinen, nicht zu athmen wagt, ohne Laut und Störung zum Blutgerüste geführt wird — nennen

sie das Ordnung; und schnellen Tod in langsame Qual des Kerkers verwandeln — das nennen sie Milde.

— Ich eilte die Terrasse hinauf, von wo man in die elysäischen Felder herabseht. Dort setzte ich mich auf einen Traumstuhl und meine Gedankenmühle, die wegen Frost oder Dürre so lange still gestanden, fing gleich lustig zu klappern an. Welch ein Platz ist das! Es ist eine Landstraße der Zeit, ein Markt der Geschichte, wo die Wege der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sich durchkreuzen. Da unten steht jetzt ein Marmor-Pedestal, auf welches man die Bildsäule, ich glaube Ludwig des Sechzehnten, hat stellen wollen. Die dreifarbigte Fahne weht darüber. Es ist noch nicht lange, daß Carl X. mit großer Feyerlichkeit den Grundstein dazu gelegt. Die Könige sollten sich doch nicht lächerlich machen und noch ferner den Grundstein zu einem Gebäude legen. Sie thäten besser, den letzten Ziegel auf dem Dache anzunageln; die Vergangenheit raubt ihnen Keiner. Wahrlich, die Zeit wird kommen, wo die fürstlichen Köche, wenn sie Morgens vor ihren Töpfen stehen, einander fragen werden: wem decken wir das wohl Mittags? und in ihrer philosophischen Zerstreung manche Schüssel versehlen werden. . . . Was kam mir da oben nicht alles in den Sinn! Sogar fiel mir ein, woran ich seit zwanzig Jahren nicht gedacht: daß ich vor zwanzig Jahren in Wien gewesen. Es war ein schöner Tag wie heute, nur ein schönerer,

denn es war am ersten Mal. Ich war im Augarten, welcher schöner ist als die Tuilerien. Die Volksmenge dort war groß und festlich ausgebreitet, wie die hier. Doch heute bin ich alt und damals war ich jung. Meine Phantasie lief umher wie ein junger Pudel, und sie war noch gar nicht dressirt; sie hatte noch nie etwas dem Morgenblatte oder sonst einem Zeitblatte apportirt. Sie diente nur sich selbst, und was sie holte, holte sie nur, es als Spielzeug zu gebrauchen und ließ es wieder fallen. Und da fragte ich mich heute in den Tuilerien: damals, im Frühlinge des Lebens und der Natur, was dachtest du mit deinem frischen Geiste, was fühltest du mit deinem jungen Herzen? Ich besann mich... auf nichts. Mir fiel nur ein, daß der Erzherzog Carl, und noch andere kaiserliche Prinzen öffentlich im Gartenlaale gefrühstückt, und daß sie unter andern Chokolade getrunken, und gleich darauf Spargel mit Butter sauce gegessen, worüber ich mich zu seiner Zeit sehr gewundert. Ferner: daß ich selbst gefrühstückt, und zwar ganz köstliche Bratwürstchen, nicht länger und dicker als ein Finger, die ich seit dem in keinem Lande mehr gefunden... Chokolade, Spargel, Bratwürste — das waren alle meine Jugenderinnerungen aus Wien! Es ist ein Wunder! Und erst heute in den Tuilerien lernte ich verstehen, daß man auch die Freiheit der Gedanken fesseln könne, wovon ich oft gehört, es aber nie habe fassen können. Als nun die Frau kam und für ihren Stuhl zwei

Sous einforderte, sah ich sie verwundert an und gab ihr zehen. Für diesen Stuhl, diese Stunde, diese Aussicht, diese Erinnerung hätte ich ein Goldstück bezahlt. Das macht Paris so herrlich, daß zwar Vieles theuer ist, das Schönste und Beste aber wenig oder gar nichts kostet. Für zwei Sous habe ich meinem Zorn einen Schmaus gegeben, habe hundert Könige und ein großes Reich verspottet, und Taschen voll der schönsten Hoffnungen mit nach Hause gebracht.

— Es ist drei Uhr, und die Rasenden im Roulette-Zimmer gegenüber stehen noch in dicken Kreisen um den Tisch. Das Fenster nach der Straße ist durch ein Drahtgitter verwahrt. Die Unglücklichen dahinter sehen wie wilde Thiere aus. Ich hoffe, es ist keiner darunter, der im Zuff mitgefochten. Gute Nacht.

---

Paris, Dienstag den 21. September 1830.

Schreiben, Schriftstellern, Gedanken bauen — wie wäre mir das möglich hier? Der Boden wankt unter meinen Füßen, es schwindelt um mich her, mein Herz ist seekrank. Manchmal kömmt es mir selbst spasshaft vor, daß ich die Sorgen eines Königs habe, und so angstvoll warte auf die Entscheidung der Schlacht, als hätte ich dabei eine Krone zu gewinnen oder zu verlieren. Ach, wäre ich doch König nur einen kur-

zen Monat! Wahrlich, ich wollte keine Sorgen haben, aber geben wollte ich sie.

Die tägliche, ja allstündige Bemühung der stärksten Denkreize macht die Menschen hier endlich stumpf und gedankenlos. Wenn es nicht so wäre, man ertrüge nicht Paris sein ganzes Leben durch. Die Erfahrung, die anfänglich bedächtig macht, macht später leichtsinnig, und so erkläre und entschuldige ich den Leichtsinn dieses Volkes. Wir Deutschen, die wir am längsten unter einem sanften wolkenfreien Traumbhimmel leben, sind rheumatisch, sobald wir wachen; wir spüren jede Erfahrung und jeder Wechsel der Empfindung macht uns krank.

Diesen Mittag stand ich eine halbe Stunde lang vor dem Eingange des Museum, und ergöhte mich an der unvergleichlichen Beredsamkeit, Geistesgegenwart und Keckeit eines Marktschreiers, der ein Mittel gegen Taubheit feil bot, und Mehrere aus der umstehenden Menge, in Zeit von wenigen Minuten von dieser Krankheit heilte. Als ich unter dem herzlichsten Lachen fortging, dachte ich: mit diesem Spasse ernähre ich mich den ganzen Tag. Und er dauerte keine drei Minuten lang, reichte keine dreißig Schritte weit!

Im Hofe des Louvre's begegnete ich einem feierlichen Trauerzuge, dessen Spitze dort still hielt, um sich zu ordnen. Vorauf ein Trupp Nationalgarden, welche dumpfe Trommeln schlugen, und dann ein unabsehbares Gefolge von stillen, ernsten, bescheidenen,

meistens jungen Bürgern, die paarweise gingen und in ihren Reihen viele Fahnen und Standarten trugen, welche mit schwarzen Flören behängt und deren Inschrift von Immortellen und Lorbeeren bekränzt waren. Ich sah, fragte und als ich die Bedeutung erfuhr, fing mein Blut, das kurz vorher noch so friedlich durch die Adern floss, heftig zu stürmen an, und ich erwünschte mein Geschick, das mich verurtheilte, jeden Schmerz verdampfen zu lassen wie eine heiße Suppe und ihn dann löffelweise hinunter zu schlucken. Wie glücklich ist der Kämpfer in der Schlacht, der seinen Schmerz, seinen Zorn kann ausbluten lassen und der keine andere Schwäche fühlt, als die dem Gebrauche der Kraft nachfolgt!

Es war eine Todesfeier für jene vier Unterofficiere, welche in der Verschwörung von Berton der Gewalt in die Hände gefallen und als wehrlose Gefangene ermordet wurden. Heute vor acht Jahren wurden sie auf dem Greve-Platz niedergemetzelt, und weil es ein Mord mit Floskeln war, nannte man es eine Hinrichtung. Abends war Concert bei Hofe. Es ist zum rasend werden! Acht Jahre sind es erst und schon hat sich in Tugend umgewandelt, was damals für Verbrechen galt. Wenn man, wie es die Menschlichkeit und das Kriegsrecht will, auch die im Freiheitskampfe Besiegten in Gefangenschaft behielte, statt sie zu tödten, dann lebten jene unglücklichen Jünglinge noch. Mit welchem Siegesjubel wäre ihr Kerker geöffnet worden, mit welchem Entzücken hätten sie das Licht,

die Lust der Freiheit begrüßt! Könige sind schnell, weil sie wissen, daß es keine Ewigkeit gibt für sie, und Völker sind langsam, weil sie wissen, daß sie ewig dauern. Hier ist der Jammer. Wie damals, als ich die fluchwürdige Hinrichtung mit angesehen, so war auch heute mein Zorn, weniger gegen den Uebermuth der Gewalt, als gegen die niederträchtige Feigheit des Volkes gerichtet. Einige tausend Mann waren zum Schutze der Henkerei versammelt. Dies waren eingeschlossen, eingeengt von Hundert tausend Bürgern, welchen allen Haß und Wuth im Herzen kochte. Es war kein Leben, kaum eine Wunde dabei zu wagen. Hätten sie sich nur so viel bemüht, als sie es jeden Abend mit Fröhlichkeit thun, sich in die Schauspielhäuser zu drängen; hätten sie nur rechts und links mit den Ellenbogen gestossen: die Tyrannet wäre erdrückt und ihr Schlachtopfer gerettet worden. Aber die abergläubische Furcht vor der Soldatenmacht! Warum thaten sie nicht damals schon, was sie acht Jahre später gethan? Es ist zum Verzweifeln, daß ein Volk sich erst berauschen muß in Haß, ehe es den Muth bekömmt, ihn zu befriedigen; daß es nicht eher sein Herz findet, bis es den Kopf verloren.

Mit solchen Gedanken ging ich neben dem Zuge her und begleitete ihn bis auf den Greve-Platz. Dort schloßen sie einen Kreis, und Einer stellte sich auf eine Erhöhung und schickte sich zu reden an. Ich aber ging fort. Was an diesem Orte und über solche jammervolle Geschichten zu sagen ist, war mir bekannt

genug. Ich ging die neue Kettenbrücke hinan, die jetzt vom Greveplaz hinüberführt, und setzte mich auf eine der Bänke dort, um auszuruhen. Ich sah den Strom hinab, maß die kurze Entfernung zwischen dem Louvre, wo Frankreichs Könige herrschten, und dem Revolutions-Plaz, wo sie gerichtet wurden von ihrem Volke, und ich erstaunte, daß die Gerechtigkeit, wenn auch eine Schnecke, so lange Zeit gebrauchte, diesen kurzen Weg zurückzulegen. Zwischen der Bartholomäus-Nacht und der Eroberung der Bastille sind mehr als zwei Jahrhunderte verstrichen. Helllos wuchert die Rache der Könige; aber die edle Rache der Völker hat niemals Finsen begehrt! Man kann ungestört träumen auf dieser Brücke. Sie ist nur für Fußgänger, und so oft einer darüber ging, zitterte die Brücke unter mir und mir zitterte das Herz in der Brust. Hier, hier an dieser Stelle, wo ich saß, fiel in den Julitagen ein edler Jüngling für die Freiheit. Noch ist kein Winter über sein Grab gegangen, noch hat kein Sturm die Asche seines Herzens abgekühlt. Die Königl. hatten den Greveplaz besetzt und schossen über den Fluß, die von jenseits andrängenden Studenten abzuhalten. Da trat ein Jögling der polytechnischen Schule hervor und sprach: „Freunde, wir müssen die Brücke erstürmen. Folgt mir! Wenn ich falle, gedenket meiner. Ich heiße d'Arcole; es ist ein Name guter Vorbedeutung. Hinauf!“ Er sprach's und fiel von zehn Kugeln durchbohrt. Jetzt liest man in goldnen Buchstaben auf der Pforte, die

sich über die Mitte der Brücke wölbt: Pont d'Arcole, und auf der andern Seite: le 28. Jovillet 1830. Für Ossians Aberglauben hätte ich in dieser Stunde meine ganze Philosophie hingegeben. Wie hätte es mich getröstet, wie hätte ich mich versöhnt mit dem zürnenden Himmel, hätte ich glauben können: um stille Mitternacht schreitet der Geist des gefallenen Helden über die Kettenbrücke, setzt sich auf die eiserne Bank und schaut hinauf nach seinem goldnen Namen, der im Glanze des Mondes blinkt. Dann vernehmen, die am Ufer wohnen, ein leises seliges Jauchzen, süß wie sterbender Flötenton, und sagen: das ist d'Arcole's Freude.

Jugend, Entsagung, Aufopferung — ich habe dort viel darüber nachgedacht. Soll man, oder soll man nicht? Der Ruhm, er ist ein schöner Wahnsinn, aber doch ein Wahnsinn. Nun, wenn auch! Was heißt Vernunft? Der Wahnsinn Aller. Was heißt Wahnsinn? Die Vernunft des Einzelnen. Was nennt Ihr Wahrheit? Die Täuschung, die Jahrhunderte alt geworden. Was Täuschung? Die Wahrheit, die nur eine Minute gelebt. Ist es aber die letzte Minute unsers Lebens, folgt ihr keine andere nach, die uns enttäuscht, dann wird die Täuschung der Minute zur ewigen Wahrheit. Ja, das ist's. O schöner Tod des Helden, der für einen Glauben stirbt! Alles für Nichts gewonnen. Die Zukunft zur Gegenwart machen, die kein Gott uns rauben kann; sich sicher zu stellen vor allen Täuschungen; unverfälschtes, unge-

wässertes Glück genossen; die Freuden und Hoffnungen eines ganzen Lebens in einen, einen Feuertropfen bringen, ihn kosten und dann sterben — ich habe es ausgerechnet bis auf den kleinsten Bruch — es ist Verstand darin!

Ich ging auf der andern Seite zurück. Dort fragte mich ein Bürger, der das Gedränge auf dem Greveplatz bemerkte: Est-ce que l'on guillotine? Ich antwortete: au contraire, on déguillotine. „Wird guillotiniert?“ Ist das nicht köstlich gefragt? Ich glaube, daß ich darüber gelacht.

---

Paris, den 23. September.

Es ist gräßlich, es ist zu gräßlich, was in Brüssel geschieht! Was Paris im Juli gesehen, war Ländelei dagegen. Man könnte rasend werden über die Niederträchtigkeit der Fürsten. Und der König von Holland ist noch einer der bessern. Männer erwürgen, weil sie sich nicht länger wie Schulbuben wollen behandeln lassen, über den Köpfen ihrer wehrlosen Weiber und Kinder die Dächer mit vergiftetem Feuer, mit Congressischen Raketen anzünden — das ist die väterliche Liebe der Väter des Volkes, so thun sie sie kund! Ein Brüsseler Zeitungschreiber fragt: „Wie viele Leichen braucht denn eigentlich ein König, damit er mit Behaglichkeit in seine Hauptstadt einziehe?“ Unglückseliger Spötter! Wie viele Leichen braucht Ihr denn, bis es euch unbehaglich wird und ihr die

Geduld verliert mit euren Unterdrückern? Sie machen es noch lange nicht arg genug. Ich habe kein Mittel mit den Belgiern, mit keinem Volke. Tu l'as voulu, tu l'as voulu, George Dandin! Der Prophet Samuel hat sie schon vor dreitausend Jahren gewarnt. Sie haben nicht hören wollen, sie mögen fühlen.

Gestern habe ich zum ersten Male unsern König gesehen — unsern König, den wir gemacht haben. Es wird sich zeigen, ob wir geschickter sind als Gott, der die frühern Könige gemacht hat, wie Kunstkenner behaupten. Er zeigte sich auf einer offenen Gallerie im Palais-Royal und wurde vom Volke mit wahrer Herzlichkeit begrüßt. Sie lachten ihn an, ließen ihn hoch leben und es schien mir alles aus der innersten Seele zu kommen. Ich stimmte mit ein. Man liebt gern, wenn es einem nicht gar zu sauer gemacht wird.

So eben erfahre ich, in Gera wäre eine Revolution ausgebrochen. Dem D., der mir diese freudige Nachricht brachte, habe ich zum Lohne ein Beefsteak holen lassen. Habe ich sie endlich einmal, die Fürsten Neuh, Greiz, Schleiz und wie sie sonst heißen! Ist der Tag der Rache endlich erschienen! Schon dreißig Jahre gedenke ich es ihnen. Wie haben sie mich in meiner Jugend gequält mit der verworrenen Geographie ihrer Länderlein und den Verzweigungen ihrer Familie! Das war ein Lintenwerk wie in der flachen Hand; man mußte eine Zigeunerin seyn, um daraus Flug zu werden. Die Familienhäupter heißen alle Heinrich,

und sich von einander zu unterscheiden, sind sie numerirt. Der Eine heißt Heinrich XVIII., der Andere Heinrich LX., der Dritte Heinrich LXIII., der Vierte Heinrich LXX. Das Ein-Mal-Eins geht nicht weiter, und das sollten wir armen Kinder alle auswendig lernen für die nächste Ostern-Prüfung. Ich lernte damals lieber die Geographie von Aegypten, wo gerade Buonaparte durchzog. Wenn mein sanfter Lehrer, Doctor Schapper, mich in den Pyramiden ertappte, sagte er mit seiner Kindbeterin-Stimme: das ist auch nützlich; aber mit der vaterländischen Geographie muß man den Grund legen. Nun schwöre ich es Ihnen bei der heiligen Ignoranz, daß wenn ich jetzt auf der Stelle nach Cairo reisen müßte, ich ganz genau den Weg wüßte, den ich zu nehmen; wenn aber nach dem Lande Neuf, müßte ich erst hinüber und herüber im Postbuche nachschlagen. In welchem Theile von Deutschland Gera liegt, oben, unten, rechts, links — ich weiß es wahrhaftig nicht. Aber so viel weiß ich, daß man Gera mit allen seinen Einwohnern in die Michelien-Straße stellen könnte. Jetzt stellen Sie sich vor, daß diese kleine Stadt zwei oder gar drei Fürsten hat, die sie gemeinschaftlich beherrschen. Ist es da ein Wunder, wenn es zur Revolution gekommen? Es ist schon mit einem Fürsten nicht auszuhalten. Der Doctor Schapper hat aber einen guten vaterländischen Grund in mir gelegt! Er wird sich freuen, wenn er es erfährt.

---

Freitag den 1. October.

— Cotta will hier in Paris eine Zeitung herausgeben, wie mir eben D. erzählte, an den er sich vorläufig deswegen gewendet. Wenn es nur zur Ausführung kommt — es wäre himmlisch. Hundert deutsche Minister würden darüber verrückt werden. Was könnte dieser Mann mit seinem Reichthume, seiner Thätigkeit, seinem Geschäftskreise und seinen Verbindungen nicht alles wirken, wenn er wollte! Er allein versteht es, wie man die furchtsamen Federn beherzt macht und die verborgensten Schubläden der Geheimnißkrämer öffnet. Wenn ich an die Censur denke, möchte ich mit dem Kopfe an die Wand rennen. Es ist zum Verzweifeln. Die Pressfreiheit ist noch nicht der Steg, noch nicht einmal der Kampf, sie ist erst die Bewaffnung; wie kann man aber siegen ohne Kampf, wie kämpfen ohne Waffen? Das ist der Sirtel, der einen toll macht. Wir müssen uns mit nackten Fäusten, wie wilde Thiere mit den Zähnen, wehren. Freiwillig gibt man uns nie die Pressfreiheit. Ich möchte unsern Fürsten und ihren Rathgebern nicht Unrecht thun, ich möchte nicht behaupten, daß bei allen und überall der böse Wille, alle Mißbräuche, welche durch die Presse offenkundig würden, fortzusetzen, Schuld an der hartnäckigen Verweigerung der Pressfreiheit sey; das nicht. Wenn sie regierten wie die Engel im Himmel, und auch der anspruchsvollste Bürger nichts zu klagen fände: sie würden doch Pressfreiheit versagen. Ich weiß nicht — sie haben eine

Eulennatur, sie können das Tageslicht nicht ertragen; sie sind wie Gespenster, die zerfließen, sobald der Hahn kräht.

— Die Frankfurter Bürgerschaft wäre ja rein toll, wenn sie dem Senate die Anwerbung von Schweizertruppen bewilligte. Das gäbe nur eine Leibwache für die Bundesversammlung, und die steckt gewiß hinter dem Plane.

— Merkwürdig sind die Hanauer Geschichten! Wer hätte das erwartet? Kann sich die Freiheit in der Nähe von Frankfurt bewegen? Es gibt irgendwo einen See von so giftiger Ausdünstung, daß alle Vögel, die darüber fliegen, gleich todt herabfallen. So erzählt man, aber ich glaube es nicht.

— Es hat sich hier seit einiger Zeit eine religiöse Gesellschaft gebildet, welche die Lehren des St. Simon zu verbreiten sucht. Ich habe früher nie etwas von diesem Simon gehört. Es werden Sonntags Predigten gehalten. Wie man mir erzählt, soll gleiche Vertheilung der Güter eine der Grundlehren seyn. Die Gesellschaft zählt schon viele Anhänger und der Sohn meines Banquiers gehört zu den eifrigsten Mitgliedern. Wenn ich Geld bei ihm hole und ihm einen Wechsel anbiete, wird er mir gewiß sagen: das ist ja gar nicht nöthig, sein Geld sey auch das nöthige. Ich freue mich sehr darauf.

Gestern habe ich die Straffe gesehen, die in einem Gehege frei umhergeht. Ein erhabenes Thier, das aber doch viel Lächerliches hat; eine tölpelhafte Ma-

iestät. Man muß oft lange warten, bis es ihr gefällig ist, die Beine aufzuheben und sich in Bewegung zu setzen. Gewöhnlich steht sie still, an Bäumen oder an der Mauer eines dort befindlichen Gebäudes, und benagt die obersten Zweige oder das Dach. Das Thier sieht sehr metaphysisch aus, lebt mit dem größten Theile seines Wesens in der Luft, und scheint die Erde nur zu berühren, um sie verächtlich mit Füßen zu treten. In dem nämlichen Gehege befanden sich auch noch andere Thiere, melancholische Büffel und sonstige. Zuweilen gingen diese unter dem Bauche der Giraffe weg, und dann sah es aus wie Schiffe, die unter einem Brückenbogen hinfuhren.

---

Paris, Mittwoch den 6. October 1830.

Ob ich zwar vorher wußte, daß die deutschen Regierungen den Forderungen des Volkes nicht nachgeben, sondern Maaßregeln der Strenge ergreifen würden; ob ich zwar vom Schauplatze entfernt bin, so hat mir Ihr heutiger Bericht von den Truppenbewegungen, von dem Mainzer Kriegsgerichte, doch die größte Gemüthsbewegung gemacht. Ich hielt das nicht aus und ich bin froh, daß ich mich entfernt habe. Gott hat die Fürsten mit Blindheit geschlagen und sie werden in ihr Verderben rennen. Sie haben die ruhigsten und gutmeinendsten Schriftsteller mit Haß und Verachtung behandelt, sie haben nicht geduldet, daß die Beschwerden und Wünsche des Volkes in

riedlicher Nebe verhandelt würden, und jetzt kommen die Bauern und schreiben mit ihren Heugabeln, und wir wollen sehen, ob sich ein Censor findet, der das wegstreichet. Die alten Künste, in jedes aufrührerische Land fremdes Militär zu legen, Nassauer nach Darmstadt, Darmstädter nach Nassau, werden nicht lange ausreichen. Wenn einmal der Soldat zur Einsicht gekommen, daß er Bürger ist eher als Soldat, und wenn er einmal den großen Schritt gethan, blinden Gehorsam zu verweigern, dann wird er auch bald zur Einsicht kommen, daß alle Deutsche seine Landsleute sind, und wird nicht länger um Tagelohn ein Vater- und Brudermörder seyn. Alle alten Dummheiten kommen wieder zum Vorschein, nicht eine ist seit fünfzehn Jahren gestorben. So habe ich in deutschen Blättern gelesen, man habe entdeckt, daß eine geheime Gesellschaft die revolutionären Bewegungen überall geleitet, und man sey den Rädelsführern auf der Spur. Die schlauen Füchse!

— Gestern Abend war ich bei Lafayette, der jeden Dienstag eine Soirée gibt. Wie es da zuging, davon kann ich Ihnen schwer eine Vorstellung geben, man muß das selbst gesehen haben. In drei Salons waren wohl dreihundert Menschen versammelt, so gedrängt, daß man sich nicht rühren konnte, aber im wörtlichsten Sinne nicht rühren. Lafayette, der 73 Jahre alt ist, sieht noch ziemlich rüstig aus. Er hat eine sehr gute Physiognomie, ist immer freundlich und drückt jedem die Hand. Wie es aber der alte

Mann den ganzen Abend in dem Gedränge und in der Hitze aushält, ist mir unbegreiflich. Dazu muß man ein Franzose seyn. Als man ihm die Nachrichten aus . . . mittheilte, schien er sehr vergnügt und lachte. Ich habe den Abend viele Leute gesprochen, die ich natürlich nicht alle kenne. Auch viele Deutsche waren da, junge Leute, die sehr revolutionirten. Die ganze Gesellschaft würde im Oesterreichischen gehenkt werden, wenn man sie hätte. Es geht da sehr ungenirt her, ja ungenirter als im Kaffeehause. Und dabei hat man die Erfrischungen umsonst. Ich ging schon um zehn Uhr weg. Da waren noch die Treppen bedeckt von Leuten, die kamen. Wie die aber Platz finden mochten, weiß ich nicht. Es waren auch zwei Sophas mit Frauenzimmern da, meistens Nordamerikanerinnen. Talleyrand war neulich, ehe er nach London abreihte, in Lafayette's Salon; es hat aber kein Mensch mit ihm gesprochen. Ich sprach unter andern zwei Advokaten, welche die Vertheidigung der angeklagten Minister übernommen. Sie sagten, die Sache stände schlimm mit ihren Klienten und sie ständen in Lebensgefahr. Sie wären aber auch so dumm, daß sie nicht einmal so viel Verstand gehabt hätten, zu entwischen, was die Regierung sehr gern gesehen hätte. Jetzt sey es zur Flucht zu spät. Der Commandant in Vincennes, wo die Minister eingesperrt sind, sey streng und lasse nicht mit sich reden. Man erzählte auch von einem Bauernaufstand in Hanau. Wissen Sie etwas davon?

— Ihre Briefe machen mir eigentlich nur Freude ehe ich sie aufmache, und in der Erwartung, daß sie recht groß sind. Aber einmal geöffnet ist auch alles vorüber. In einer Minute habe ich sie gelesen, es ist das kürzeste Vergnügen von der Welt. Ich werde durch Ihre langen Buchstaben und gestreckten Zeilen sehr übervorthellt. Ihre ganzen Briefe brächte ich in zwanzig Zeilen. Was können Sie aber dafür? Ihre Freundschaft reicht nicht weiter.

— Was mag jetzt nicht in Deutschland alles vorgehen, was man gar nicht erfährt, weil es nicht gedruckt werden darf! Ich habe den Abend oft das ganze Zimmer voll deutscher Jünglinge, die alle revolutioniren möchten. Es ist aber mit den jungen Leuten gar nichts anzufangen. Sie wissen weder was sie wollen, noch was sie können. Gestern traf ich bei Lafayette einen blonden Jüngling mit einem Schnurrbarte und einer sehr fecken und geistreichen Physiognomie. Dieser war von \*\*\* wo er wohnt, als dort die Unruhen ausgebrochen, hieher gekommen, hatte Lafayette, Benjamin Constant, Quiroga und andere Revolutionshäupter besucht und um Rath gefragt, gerade als hätten diese Männer ein Revolutionspulver, das man den Deutschen eingeben könnte.

— Was sagen Sie dazu, daß die Todesstrafe abgeschafft werden soll, vor jetzt wenigstens bei politischen Vergehen? Ist das nicht schön? Und das geschieht nur in der Absicht, die angeklagten Minister zu retten. Und nicht etwa die Regierung allein will das, sondern

der bessere Theil des Volkes selbst. Diese Woche kam eine Bittschrift von hundert blessirten Bürgern, die alle die Abschaffung der Todesstrafe fordern, an die Kammer. Mich rührte das sehr, daß Menschen, welche von den Ministern unglücklich gemacht worden, um das Leben ihrer Feinde bitten. Wenn man bei unserer lieben deutschen Bundesversammlung um die Abschaffung der Todesstrafe in politischen Vergehen einkäme, würde man freundlichen Bescheid bekommen! Und doch, wenn sie klug wären, sollten sie schon aus Egoismus die alten blutigen Gesetze mildern. Heute noch haben sie die Macht, wer weiß wie es morgen aussieht!

---

Paris, den 19. October 1830.

Seit gestern bin ich in meiner neuen Wohnung. Ich wollte sie schon Freitag beziehen, aber meine Wirthin, eine junge hübsche Frau, machte eine ganz allerliebste fromme Miene, sagte: c'est vendredi und bat mich, meinen Einzug zu verschlehen. Ich bot ihr an, alles Unglück, was daraus entstehn könnte, auf mich allein zu nehmen, doch sie gab nicht nach. Man sagte mir, dieser Aberglaube sey hier in allen Ständen sehr verbreitet. Es gibt zum Transporte der Möbel beim Ein- und Ausziehen eine eigene Anstalt, ein besonderes Fuhrwesen. Bei den häufigen Wohnungsveränderungen, die hier statt finden, sind jene Wagen nicht täglich zu haben, man muß oft

Wochen lang vorher seine Bestellung machen. An den Freitagen aber sind sie unbeschäftigt, weil da Niemand sein Haus wechseln will. Sollte man das von Parisern erwarten?

Gestern am achtzehnten October, am Jahrestage der Leipziger Schlacht und der Befreiung Deutschlands, fing es mich zu frieren an, und da ließ ich zum erstenmale Feuer machen. Jetzt brennt es so schön hell im Kamine, daß mir die Augen übergehen. Der Preis des Holzes ist ungeheuer. Man kann berechnen, wie viel einem jedes Scheit kostet; die Asche ist wie geschmolzenes Silber. Dabei gedachte ich wieder mit Rührung meines nicht theuern, sondern im Gegentheile wohlfeilen Vaterlandes. Als meine Wirthin mich seufzen hörte und sah, wie ich aus Oekonomie die Hände über den Kopf zusammenschlug, tröstete sie mich mit den Worten: mais c'est tout ce qu'il y a de plus beau en bois! Diese kleine Frau gibt einem die schönsten Redensarten, aber sie sind kostspielig. Den Miethpreis der Zimmer, den ich zu hoch fand, herabzustimmen, gelang aller meiner Beredsamkeit nicht. Sie widerlegte mich mit der unwiderleglichen Bemerkung: Der englische Ort sey doch ganz allerliebste — mais vous avez un lieu anglais qui est charmant. Die reichen Engländer setzen viel Gewicht darauf, und der arme Deutsche muß das mit bezahlen.

Ich habe mit einigen deutschen Zeitungs-Redactoren Verbindungen angeknüpft, um eine Correspondenz

zu übernehmen, die mir das allerschönste Holz und den anmuthigsten aller englischen Orte bezahlen helfe; es ist aber nichts zu Stande gekommen. Die Einen und die Andern wollten nicht Geld genug hergeben, oder können auch nicht mehr, bei den armseligen Verhältnissen, in welchen sich die meisten deutschen Blätter befinden. Die Hamburger Zeitung, welche, da sie einen bedeutenden Absatz hat, mir meine Forderungen vielleicht bewilligt hätte, machte mir die Bedingung, ich müßte mich auf Thatsachen beschränken und dürfe nicht raisonniren. Da ich aber nicht nach Frankreich gereist bin, um ein Stockfisch zu werden, sondern gerade wegen des Gegentheils, brach ich die Unterhandlung ab.

— — Eine ganze Stunde habe ich das Schreiben unterbrochen und darüber von dem langen Briefe, den ich im Kopfe hatte, den größten Theil vergessen. Mich beschäftigte eine Kritik meiner gesammelten Schriften, welche in den neuesten Blättern der Berliner Jahrbücher steht und die mir ein Freund zugeschickt. Es darf Sie nicht wundern, daß ich mich dadurch zerstreuen ließ; mit einer Recension könnte man einen Schriftsteller selbst vom Sterben abhalten. Ich bin mit meinem Kritiker sehr zufrieden, und alles was er sagt, hat mir Freude gemacht. Er lobt mich von Herzen und tadelt mich mit Verstand. So oft von meinen politischen Ansichten und Gesinnungen die Rede ist, stellt er sich freilich an, als verstände er mich nicht und widerspricht mir; doch wird es keinem

Leser entgehen, wie das gemeint ist. Im Grunde denkt Herr Neumann (so heißt der Berliner Recensent) ganz wie ich; aber ein königlich preussischer Gelehrter muß sprechen wie der Herr von Schuckmann. Das ist das Preusenthum, das ist die protestantirte österreichische Politik. Das ist, was ich in meiner Brochüre über die Berliner Zeitung alles vorhergesagt.

— Vor einigen Tagen war ich zum ersten Male im Theater, und zwar in meinen geliebten Variétés. Ich wurde den Abend um einige Pfunde leichter, was bei einem deutschen Bleimännchen, wie ich eins bin, schon einen großen Unterschied macht. Es wird einem dabei ganz tänzerlich zu Muth, die Füße erheben sich von selbst und man könnte sich nicht enthalten, selbst Hegel zu einem Walzer aufzufordern, wenn er gerade in der Nähe stände. Ich habe meine Freude daran, wie sich das leichtsinnige Volk alles so leicht macht. Sie schreiben schneller ein Stück, als man Zeit braucht, es aufführen zu sehen. Kaum waren acht Tage nach der Revolution verflissen, als schon zwanzig Comédien fertig waren, die alle auf das Ereigniß Bezug hatten. Gewöhnlich ist kein gesunder Menschenverstand darin, aber wozu auch? Ist nicht jedes Volk ein ewiges Kind und brauchen daher Volks-Schauspiele Verstand zu haben? Alle diese Gelegenheitsstücke sind nun jetzt wieder von der Bühne verschwunden, — „die Todten reiten schnell“ — und ich eilte mich daher, eins

der wenigen übrig gebliebenen noch auf seiner Flucht zu erhaschen. Ich sah Mr. de la Jobardière. Das ist einer von den altadeligen geräucherten Namen, die schon Jahrhunderte im Schornsteine hängen, und jetzt von der jungen Welt herabgeholt und gegessen werden. Der alte Edelmann ist ein guter Royalist, lang und hager und sehr pepudert. Seine Frau ist eine gute Royalistin, dick und rund und geschminkt. Der junge Hausarzt — versteht sich ein Bürgerlicher — ist in die Tochter verliebt. Jetzt kommt der Vorabend der Revolution. Der Arzt, ein Patriot, gibt den Eltern seiner Geliebten, theils um ihnen die Unruhe zu ersparen, theils um ihnen eine Ueberraschung zu bereiten, Opium ein, so daß sie während der drei Revolutionstage schlafen und erst am dreißigsten Juli aufwachen, da Carl X. schon auf dem Wege nach Rambouillet war. Der Royalist, im Schlafrocke, nimmt, wie gewöhnlich beim Frühstücke, seine Zeitungen vor. Da findet er ein Blatt la Révolution, ein anderes le Patriote genannt, Blätter die während seinem Schläfe erst entstanden waren. Er reibt sich die Augen und klingelt seinem Bedienten. Dieser tritt wie ein Bandit mit Säbel und Pistolen bewaffnet herein und trägt einen Gendarme-Hut auf dem Kopfe. Der Royalist fragt, ob er verrückt geworden, und als er von ihm die Erzählung der vorgefallenen Ereignisse vernimmt, fängt er an, an seinem eignen Kopf zu zweifeln und schickt nach dem Arzte. Bald erscheint dieser in der Unt-

form eines Nationalgarden-Officiers und bestätigt alles. Der Royalist wankt, aber seine festere Frau will noch nichts glauben, sagt: Der König verjagt — das könne nur ein Mißverständniß seyn, und sie wolle in die Faubourg St. Germain gehen und Erkundigungen einziehen. Sie geht fort, kehrt nach einer Weile zurück und zwar mit einer dreifarbigten Kokarde, groß wie ein Wagenrad auf der Brust, und sagt, leider sey alles wahr. Das royalistische Ehepaar tröstet sich aber sehr bald, und ist der sehr vernünftigen Meinung, ein König sey wie der andere, der Herzog von Orleans sey König und darum das Unglück nicht so groß. Le Roi est mort, vive le Roi! schreien sie und der Arzt bekommt die Tochter. Ist das nicht eine prächtige Erfindung?

Der dreißigste Juli war auch der Himmelfahrtstag Napoleons. Seitdem wird er als Gott angebetet. Ich sah la redingote grise. Es ist die bekannte Geschichte von der sogenannten kaiserlichen Großmuth gegen die Prinzessin Hatzfeld in Berlin. Der Theaterlieferant hatte den Verstand, Napoleon nichts sprechen zu lassen. Er erscheint als Graumännchen auf einige Minuten, und verschwindet dann wieder. Es ist recht schauerlich.

Die unheilige Dreieinigkeit vollständig zu machen, erschien nach der Volkssouveränität und Buonaparte, am nämlichen Abende der leibhaftige Teufel selbst auf der Bühne, unter Voltaire's Gestalt. Das Vaudeville heißt Voltaire chez les Capucins.

Das Stück spielt in einem Capuciner-Kloster, worin Voltaire als ungekannter Gast eingekehrt war. Es sind heuchlerische Pfaffen, die dort ihr Wesen treiben. Voltaire entdeckt ihre Schelmereien, ihre geheimen Liebschaften, ihre Ränke und Missethaten; er schürt das Feuer, und schwelgt ganz selig in Schadenfreude und Bosheit. Es war eine Lust, wie gut ihn der Schauspieler dargestellt — aber gottlos, sehr gottlos.

— Sie fragen mich, was ich erwarte, was ich denke? Ich erwarte, daß die Welt untergehen wird, und daß wir den Verstand darüber verlieren werden. Ich zweifle nicht daran, daß bis zum nächsten Frühlinge ganz Europa in Flammen stehen wird, und daß nicht bloß die Staaten über den Haufen fallen werden, sondern auch der Wohlstand unzähliger Familien zu Grunde gehen wird. Zu ihren Lustbarkeiten laden die Fürsten nur Edelleute ein; aber wenn das Unglück über sie kömmt, bitten sie auch ihre Bürger zu Gaste. Da für sorgen sie voraus, zu diesem edlen Zwecke machen sie Staatsschulden. Wir können stolz darauf seyn; es ist eine große Ehre, in so vornehmer Gesellschaft zu jammern.

---

Paris, den 30. October 1830.

Ich Unglücklichster muß meine Wohnung von neuem wechseln. Der Kamin raucht, und der Fußboden, ob zwar parquetirt, ist von einer beleidigenden Kälte.

Nicht ohne Grobheit machte ich meiner schönen Wirthin Vorwürfe, daß sie mir die geheimen Fehler der Zimmer verschwiegen. Sie stellte sich ganz überrascht und erwiderte: das wäre ihr unbegreiflich; ein junger Spanier habe doch zwei Winter bei ihr gewohnt und sich nie über das Geringsste beschwert. Das will ich wohl glauben! Ich ließ mich durch die schönsten französischen Versprechungen von Teppichen und Kamlnverbesserungen nicht täuschen, kündigte sogleich auf und ging fort, mich nach einer andern Wohnung umzusehen. Als ich unten von der Straße nach meinem geöffneten Fenster hinaussah, bemerkte ich, daß mein Wohnzimmer über dem Thorweg liegt, und die Kälte des Fußbodens gar nicht zu heilen ist. Das war mir entgangen, sowohl beim Miethen als während der vierzehn Tage, daß ich im Hause wohne. Und doch bin ich Doctor der Philosophie! Wie dumm mögen erst gewöhnliche Menschen seyn, die von Fichte und Schelling nie ein Wort gelesen! Ich schämte mich im Stillen und nahm mir fest vor, mich nie mehr mit Staatsreformen zu beschäftigen.

— Eine Flinte möchte ich haben und schließen. Mit guten Worten, das sehe ich täglich mehr ein, richtet man nichts aus. Ich wünsche, daß es Krieg gäbe, und der fränkeltnde Zustand der Welt in eine kräftige Krankheit übergehe, die Tod oder Leben entscheidet. Wenn es Friede bleibt, wird die Suchtmeisterei in Deutschland immer unerträglicher werden, und glauben Sie ja keinem Menschen das Gegentheil, ich

werde Recht behalten. Dem deutschen Bürgerstande wird Angst gemacht vor dem Pöbel und er bewaffnet sich, stellt sich in seiner viehischen Dummheit unter das Commando der Militärmacht und vermehrt dadurch nur die Gewalt der Regierungen. Hier und in den Niederlanden wird der Pöbel auch aufgehetzt. Die Nationalgarde hält ihn im Zaum, läßt sich aber nicht zum Besten haben, sondern vertheidigt und beschützt nur seine eignen Rechte und seinen eignen Vortheil. Heute las ich in einer hiesigen Zeitung, daß ein Koch in Dresden zu sechszehnjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt worden, weil man bei einem Volksauslaufe ein Messer bei ihm gefunden. Als wenn es nicht ganz was natürliches und gewöhnliches wäre, daß ein Koch ein Messer bei sich führe! Auch hat man einen Grafen Schulenburg, der das Volk aufgewiegelt haben soll, arretirt und nach Berlin geführt. Es versteht sich, daß die deutschen Zeitungen nicht Graf Schulenburg schreiben durften, sondern nur Graf S. Nur in den französischen Blättern war der Name ausgeschrieben. Ich zweifle zwar nicht daran, daß es in Deutschland Menschen gibt, die aus Patriotismus oder Muthwillen das Volk aufwiegeln; aber gewiß haben sie die verschiedenen Insurrectionen nicht herbeigeführt, sondern höchstens benutzt. Die Regierungen aber, in ihrer alten bekannten Verstocktheit, werden glauben oder sich anstellen zu glauben, einzelne Aufwiegler wären an allen Unruhen Schuld, und wenn sie nun diese in ihre

Gewalt bekommen, werden sie denken, alles sey geendigt, auf die Klagen des Volkes ferner keine Rücksicht nehmen, und in die alte Lage zurückfallen. Nur Krieg kann helfen.

Vor einigen Tagen stand in einem hiesigen Blatte ein sehr merkwürdiger Brief aus Deutschland, der über die dortigen Unruhen ein großes und neues Licht verbreitet. Es wird darin erzählt, wie Metternich diese Unruhen angefacht habe und wozu er sie habe benutzen wollen. Er gedachte nämlich, die bairischen Truppen und die der andern süddeutschen Staaten, unter dem Vorwande, sie zur Dämpfung der ausgebrochenen Insurrectionen zu verwenden, in die Ferne zu locken und dadurch jene Länder wehrlos zu machen. Der König von Baiern habe aber den Plan durchschaut und ihn vereitelt. Der Bericht ist sehr interessant und ist, wie mich Einer versicherte, von Herrn von Hormayr in München eingesandt. Dieser war früher in Wien angestellt und ist ein großer Feind von Metternich. Es ist sehr traurig, daß in deutschen Blättern der genannte Artikel nicht erscheinen darf, und er daher gar nicht bekannt werden wird. Ich hörte auch: die Liberalen in Baiern suchten den König zu revolutioniren, daß er sich an die Spitze der Bewegung stelle und sich zum Herrn von Deutschland mache. Die Sache ist gar nicht unmöglich. Ueberhaupt sollen geheime Gesellschaften, besonders der alte Jugendbund, gegenwärtig wieder sehr thätig seyn. Mit geheimen Gesellschaften möchte

ich nichts zu schaffen haben, am wenigsten mit dem Tugendbunde, der es auf eine heillose Prellerei angelegt hat. Er wird von Aristokraten geleitet und hat aristokratische Zwecke, die man vor den dummen ehrlichen Bürgerleuten, die daran Theil nehmen, freilich geheim hält. Das heißt, mit der heiligen Schrift zu reden, den Teufel durch Beelzebub austreiben.

Der heutige Constitutionel meldet, ein Corps deutscher Bundestruppen von einem Nassauer Generale commandirt, würde zusammengezogen, und das Hauptquartier solle nach Frankfurt kommen. Haben Sie davon gehört? Das arme Frankfurt sieht doch einer traurigen Zukunft entgegen. Seit fünfzehn Jahren ist dort das Hauptquartier der Dummheit, und wenn diese einmal ihre Früchte trägt, wird es Frankfurt am ersten schmecken. Ich fange an einzusehen, daß ich die deutschen Verhältnisse falsch beurtheilt. Ich habe den entgegengesetzten Fehler der Minister, ich bekümmere mich zu viel um Sachen und zu wenig um Personen. Mehrere unterrichtete Deutsche, die ich hier kennen gelernt, haben mir die Ueberzeugung beigebracht, daß in Deutschland alles zu einer Revolution reif sey. Wann und auf welche Art es losbrechen werde, könne man nicht wissen; aber es werde losbrechen, und das bald.

— Victor Hugo's *Hernani* habe ich mit großem Vergnügen gelesen. Es ist wahr, daß ich Werke solcher Art bei einem französischen Dichter nach ganz

andern Grundsätzen beurtheile, als ich es bei einem deutschen Dichter thue. Das Ding an sich kümmert mich da gar nicht; sondern ich betrachte es blos in seiner Verbindung, das heißt bei romantischen poetischen Werken, in seinem Gegensatz mit der französischen Nationalität. Also je toller, je besser; denn die romantische Poesie ist den Franzosen nicht wegen ihres schaffenden, sondern wegen ihres zerstörenden Princip's heilsam. Es ist eine Freude, zu sehen, wie die eifrigen Romantiker alles anzünden und niederreißen, und große Karren voll Regeln und klassischem Schutte vom Brandplaze wegführen. Die Stockfische von Liberalen, deren Vortheil es wäre, die Zerstörung zu befördern, widersehen sich ihr, und dieses Betragen ist ein Räthsel, das ich mir seit zehen Jahren vergebens zu lösen suche. Die armen Romantiker werden von ihren Segnern verspottet und verfolgt, daß es zum Erbarmen ist, und man kann ihre herzbrechenden Klagen nicht ohne Thränen lesen. Aber warum klagen sie? Warum gehen sie nicht ihren Weg fort, unbekümmert, ob man sie lobe oder table? Ja, das ist's eben. Sie sind noch nicht romantisch genug; die Romantik ist nur erst in ihrem Kopfe, noch nicht in ihrem Herzen; sie glauben, ein Kunstwerk müsse einen unbestrittenen Werth haben, wie eine Münze, und darum seufzen sie nach allgemeinem Beifall. Victor Hugo wiederholt in der Vorrede zu seinem Drama folgende Stelle aus einem Artikel, den er vor Kurzem, als ein ro-

mantischer Dichter in der Blüthe seiner Jahre starb, in einem öffentlichen Blatte geschrieben hatte. Dieses Händeringen, dieses Wehklagen, dieser Lebensüberdruß — es ist gar zu wunderbar!

„Dans ce moment de mêlée et de tourmente littéraire, qui faut-il plaindre, ceux qui meurent ou ceux qui combattent? Sans doute, c'est pitié de voir un poète de vingt ans qui s'en va, une lyre qui se brise, un avenir qui s'évanouit; mais n'est-ce pas quelque chose aussi que le repos? N'est-il pas permis à ceux autour desquels s'amasent incessamment calomnies, injures, haines, jalousies, sourdes menées, basses trahisons; hommes loyaux auxquels on fait une guerre déloyale; hommes dévoués qui ne voudraient enfin que doter le pays d'une liberté de plus, celle de l'art, celle de l'intelligence; hommes laborieux qui poursuivent paisiblement leur oeuvre de conscience, en proie d'un côté à de viles machinatures de censure et de police, en lutte de l'autre, trop souvent, à l'ingratitude des esprits mêmes pour lesquels ils travaillent; ne leur est-il pas permis de retourner quelquefois la tête avec envie vers ceux qui sont tombés derrière eux, et qui dorment dans le tombeau? — —

Qu'importe toutefois? Jeunes gens ayons bon courage! Si rude qu'on nous veuille faire le présent, l'avenir sera beau. Le romantisme, tant de fois mal défini, n'est, à tout prendre, et

c'est là sa définition réelle, que le libéralisme en littérature.“

Was doch das Glück übermüthig macht! Diese jungen Leute jammern und verwünschen sich das Leben, weil einige poetische Absolutisten nicht haben wollen, daß sie romantisch sind: Absolutisten, die doch keine andern Waffen haben als die Feder und den Spott, welchem man gleiche Waffen entgegensetzen kann — und wir unglückseligen Deutschen, Alt und Jung, sobald wir nur einen Augenblick aufhören romantisch zu seyn und uns um die Wirklichkeit bekümmern wollen, werden gescholten wie Schulbuben, geprügelt wie Hunde und müssen schweigen und dürfen uns nicht rühren!

— Der Bundestag, wie ich höre, will in Deutschland die Pressfreiheit beschränken. Wie sie aber das anfangen wollen, möchte ich wissen. Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren.

---

Paris, den 3. November 1830.

Ich habe bis jetzt noch sehr wenige Bekanntschaften gemacht, und wahrscheinlich werde ich es darin nicht weiter bringen, als das vorige Mal auch. Man mag sich anstellen wie man will, man fällt immer in sein Temperament zurück. Zu Menschenkenneret hatte ich immer die größte Unlust; meine sinnliche und mehr noch meine philosophische Trägheit hält mich davon zurück. Was die einzelnen Menschen der näm-

lichen Gattung von einander unterscheidet, ist so fein, daß mich die Beobachtung anstrengt; es ist mir, als sollte ich einen kleinen Druck lesen. Und wird man bezahlt für seine Mühe? Selten. Darum halte ich mich lieber an Menschenmassen und an Bücher. Da kann ich fortgehen, die kann ich weglegen, wenn sie mir nicht gefallen oder wenn ich müde bin. In Gesellschaften muß ich hören, was ich nicht Lust habe zu hören, muß sprechen, wenn ich nicht Lust habe zu sprechen, und muß schweigen, wenn ich reden möchte. Sie ist eine wahre Krämerei, die sogenannte gesellschaftliche Unterhaltung. Was man in Centnern eingekauft, setzt man lothweise ab. Wie selten trifft man einen Menschen, mit dem man ein groß sprechen kann! Wem, wie mir, seine Meinungen zugleich Gesinnungen sind, wem der Kopf nur die Pairskammer ist, das Herz aber die volksthümlichere Deputirtenkammer, der kann sich nicht in Gesellschaften behaglich fühlen, wo der aristokratische Geist allein Gesetze gibt. Drei, höchstens fünf Freunde, oder dann Markt, oder ein Buch — so liebe ich es. Das ist die Philosophie meiner Trägheit. Dazu kommt noch, daß ich, wie gewöhnlich auf meinen Reisen, ohne alle Empfehlungsbriefe hierher gekommen. Zwar braucht man sie in Paris weniger als an andern Orten, hier wird man leicht von einem Bekannten zu einem Unbekannten geführt und so geht es schnell fort; aber sich vorstellen zu lassen, mit anhören zu müssen, wer und was man

ist, sich unverdient, und was noch schlimmer, sich verdient loben zu hören — das thut einem doch gar zu curios!

— Was sagen Sie zu Antwerpen? Ist es nicht ein Jammer, daß einem das Herz blutet? Ist je so eine Schändlichkeit begangen worden?.... Das ist nicht der und der Fürst, der es gethan, das ist nicht der König der Niederlande, der nicht der schlimmste Fürst ist; das ist die Fürstennatur, die sich hier gezeigt, die wahnsinnige Rücksichtslosigkeit, die meint, ihrem persönlichen Vortheile dürfe man das Wohl eines ganzen Volkes opfern. Es ist nicht mehr zu ertragen und ich fange an und werde ein Republikaner, wovon ich bis jetzt so weit entfernt war. Sie sollten heute nur (im Messager) de Potter's Glaubensbekenntniß lesen und wie er sagt, der beste Fürst taue nichts, und er wäre für eine Republik. Nie hat Einer so klar und wahr gesprochen.

— Was sagt man denn in Frankfurt von der Pest (Cholera morbus), die jetzt in Moskau herrscht? Die Krankheit hat sich von Asien dort hin gezogen. Es ist eine Geschichte gar nicht zum Lachen. In der gestrigen Zeitung steht, der englische Gesandte in Petersburg habe seiner Regierung berichtet, diese fürchterliche Krankheit werde sich wahrscheinlich auch über Deutschland und weiter verbreiten. Das ist wieder Gottes nackte Hand! Die Fürsten werden gehindert seyn, große Heere zusammenzuziehen und

thun sie es doch. . . . Es ahndet mir — nein, ich weiß es, die Pest wird vermögen, was nichts bis jetzt vermochte: sie wird das trügste und furchtsamste Volk der Erde antreiben und ermuthigen. Pest und Freiheit! Nie hat eine häßlichere Mutter eine schönere Tochter gehabt. Was kann der kommende Frühling nicht noch für Jammer über die Welt bringen! Thränen werden nicht ausreichen, man wird vor lauter Noth lachen müssen. Und das Alles um des monarchischen Princips, und das Alles um eines Duzends armseliger Menschen willen! Es ist gar zu komisch.

— Die Revüe, welche verfloffenen Sonntag auf dem Marsfelde über die Nationalgarde gehalten wurde, gewährte einen unbeschreiblich schönen Anblick. Hunderttausend Mann Soldaten, und wenigstens eben so viel Zuschauer, alle auf einem Platze, den man auf den angrenzenden Höhen so bequem übersieht. Was mich besonders freute, war, daß hinter manchem Bataillon, auch ein kleiner Trupp uniformirter Kinder zum Späße mit zog. Die Officiere hatten, wie ich bemerkte, oft ihre Noth zu commandiren, die Buben kamen ihnen immer zwischen die Beine. Dann zogen auch die Blessirten vom Jull an dem König vorüber, und darunter auch zwei Weiber mit Flinten, die damals mitgefochten. Der König wurde mit großem Jubel empfangen. Der Kronprinz (Herzog von Orleans) dient als gemeiner Kanonier bei der Nationalgarde und stand den ganzen Tag bei

seiner Kanone und legte die Hände an wie die Ueb-  
rigen. Den fremden Gesandten, die alle bei der  
Revue waren, mußte die ganze königliche Pöbelwirth-  
schaft doch wunderbarlich vorkommen. In den deutschen  
Höfen wird jeder Prinz, sobald er auf die Welt  
kommt, gleich in ein Regiment eingeschrieben, um  
von unten auf zu dienen; und so während er ins  
Bett pißt, avancirt er immerfort, ist im siebenten  
Jahre Lieutenant, im zehnten Obrist, und im acht-  
zehnten General. Die Revue dauerte von Morgens  
bis Abends; ich hatte natürlich nicht so lange Ge-  
duld. Wie es nur die Leute aushalten, so lange  
auf den Beinen zu seyn. Um acht Uhr Morgens  
zogen sie aus, und es war acht Uhr Abends, als die  
letzten Legionen noch über die Boulevards zogen.  
Viele Nationalgarden, um sich nicht zu ermüden, sind  
zur Revue hingefahren, und die vielen Cabriolets  
und Omnibus, aus welchen auf beiden Seiten Flin-  
ten hervorsahen, gewährten einen seltsamen Anblick.

Heute ist das Ministerium geändert, wie Sie aus  
den Zeitungen erfahren werden. Thiers, der Ver-  
fasser einer Geschichte der französischen Revolution,  
wird Unterstaatssecretair der Finanzen, also unge-  
fähr soviel als Minister. Ich kannte ihn früher.  
Er ist kaum dreißig Jahre alt, kam zur Zeit, als wir  
in Paris waren, mit seinem Landsmann Mignet hier-  
her, ganz fremd und unbeholfen. Ein Deutscher  
meiner Bekannten nahm sich der jungen Leute an  
und wies sie zurecht, und jetzt ist der Eine Staats-

rath, der Andere Minister! Was man hier sein Glück macht! Möchte man nicht vor Aerger ein geheimer Hofrath werden! Es ist gerade so, als wäre der Heine Minister geworden, oder der Menzel, oder ich. Und was sind wir?

---

Freitag, den 5. November.

Mittwoch Abend war ich bei Gerard, dem berühmten Maler, dessen Salon schon seit dreißig Jahren besteht, und wo sich die ausgezeichnetsten Personen versammeln. Es ist eine eigentliche Nachtgesellschaft; denn sie fängt erst um zehn Uhr an, und man darf noch nach Mitternacht dahin kommen. Gerard ist ein sehr artiger und feiner Mann; aber er hat viel Aristokratisches. (Ich mußte darüber lachen, daß ich unwillkürlich aber schrieb.) Er sieht mir nicht aus, als hätte er je das Mindeste von unserm deutschen Kunst-Kakenzammer gefühlt. Ich möchte ihm einmal die Phantasieen eines kunstliebenden Klosterbruders oder so ein anderes schluchzendes Buch zum Lesen geben — was er wohl dazu sagte! Ich fand dort die Dichterin Delphine Gay; den dramatischen Dichter Ancelot; Humboldt; Mayer-Beer; den Bildhauer David, der im vorigen Sommer in Weimar war, um Goethes Büste aufzunehmen; unsern Landsmann, den jungen Hiller, der hier als Componist und Clavierspieler in großer Achtung steht; Vitet, den Schriftsteller, der unter

dem Namen Stendthal schreibt, und noch viele andere Gelehrte und Künstler. Ein armer deutscher Gelehrter wird gelb vor Aerger und Neid, wenn er siehet, wie es den französischen Schriftstellern so gut gehet. Außer dem vielen Gelde, das sie durch ihre Werke verdienen, werden sie noch obendrein von der Regierung angestellt. Stendthal ist eben im Begriff, nach Triest abzureisen, wo er eine Stelle als Consul erhalten. Vitet schreibt sogenannte historische Romane, die sehr schön sind: Henri III, les barricades, les états de Blois. Der hat jetzt eine Anstellung bekommen, um die ich ihn beneide. Er ist conservateur des monuments d'antiquité de la France. Diese Stelle bestand früher gar nicht, und der Minister Guizot, der Vitet protegirte, hat sie erst für ihn geschaffen. Sein Geschäft bestehet darin, daß er jährlich ein paarmal durch Frankreich reist, und die alten Bauwerke aus der römischen Zeit und aus dem Mittelalter, Tempel, Wasserleitungen, Amphitheater, Kirchen besichtigt, und darauf siehet, daß sie nicht verfallen. Dafür hat er einen jährlichen Gehalt von fünfzehntausend Franken und die Reisekosten werden besonders bezahlt. Gäbe es eine angenehmere Stelle, als diese, für einen Menschen wie ich bin, der faul ist und gern reist? Möchte man sich nicht den Kopf an die Wand stoßen, daß man ein Deutscher ist, der aus seiner Armuth und Niedrigkeit gar nicht herauskommen kann? In Deutschland geschieht wohl manches für Kunst und Wissenschaft, aber für Künst-

ler und Schriftsteller gar nichts. Hier vertheilt die Regierung jährliche Preise für die besten Werke der Malerei, der Bildhauerkunst, Lithographie, Musik und so für Alle. Der erste Preis besteht darin, daß der Gewinnende auf fünf Jahre lang jährlich 3000 Franken erhält, und dafür muß er diese Zeit in Rom zu seiner Ausbildung zubringen. Einem Deutschen würde dieses Müßsen in Rom leben komisch klingen, denn er ist lieber in Rom als in Berlin, Karlsruhe. Aber Franzosen erscheint dieses oft als Zwang, denn sie verlassen Paris nicht gern. So hat die vorige Woche ein junger Mensch, Namens Verloz, den ersten Preis der musikalischen Composition erhalten. Ich kenne ihn, er gefällt mir, er siehet aus wie ein Genie. Geschiehet je so etwas bei uns? Denken Sie an Beethoven. O! ich habe eine Wuth! Schicken Sie mir doch einmal eine Schachtel voll deutscher Erde, daß ich sie hinunterschlucke. Das ist ohnedies gut gegen Magensäure, und so kann ich das verfluchte Land doch wenigstens symbolisch vernichten und verschlingen. Neufcamp, ein deutscher Componist (ich glaube, er macht Kirchenmusik), lebt in Talleyrands Hause; aber nicht als Musiker, sondern als Attaché! Er begleitet Talleyrand überall hin und ist ihm auch jetzt nach England gefolgt. Es mag recht angenehm seyn, in Talleyrands Nähe zu wohnen. Bei uns gelangt man gar nicht zu so etwas. Gerard sagte mir, daß er die Deutschen sehr liebe, und hielt ihnen eine große Lobrede. Es war Mitternacht, als man

erst den Thee auftrug. Welche Lebensart! Ich muß Ihnen doch die statistische Merkwürdigkeit mittheilen, daß man hier zum Thee keine Serviette auslegt, sondern die Tassen und was dazu gehört auf den nackten Tisch stellt. Gefällt Ihnen das? Aber dem Liberalismus ist nichts heilig.

---

Paris, den 9. November 1830.

Spontini ist gegenwärtig mit seiner Frau hier. Sie waren vorgestern bei \*\*\*. Er kehrt wieder nach Berlin zurück. Ehe er von Berlin abreiste, erließ er an die Kapelle eine Art Tagesbefehl, worin er seine Zufriedenheit mit ihr zu erkennen gibt, und die Kapelle antwortete darauf. Beide Briefe sind gedruckt, und Spontini vertheilt sie hier. Als ich sie bei \*\*\* las, hätte ich vor Wuth bald eine Tasse zerbrochen. Von Seite Spontini's die größte französische Unverschämtheit; er spricht mit der Kapelle, wie ein Fürst mit seinen Unterthanen. Und von Seite der Kapelle die größte deutsche Niederträchtigkeit und Kriecherei. Es gibt nichts Bezeichnenderes als das. Spontini erzählte; in Berlin wird gegenwärtig Rossini's Wilhelm Tell aufgeführt, aber mit ganz verändertem Texte wegen des revolutionären Geistes darin, und Schillers Wilhelm Tell dürfe gar nicht mehr gegeben werden. So weit ist

es jetzt in Preußen gekommen, die zweimal in Paris waren!

Es flog ein Gänschen über den Rhein,  
Und kam als Gans wieder heim.

— Die Theater werden jetzt frei gegeben, das heißt: es darf jeder, der Lust hat, ein Theater errichten, und man braucht kein Privilegium mehr dazu, keine allergnädigste, keine hohe, keine hochobrigkeitliche Erlaubniß mehr. Seit der Revolution hat auch die Theaterzensur aufgehört und es herrscht vollkommene Lachfreiheit. Das alte Zeug wandert aus, und Deutschland ist das große Coblenz, wo alle emigrierten Mißbräuche zusammentreffen. In Zeit von zehn Jahren werden die Freunde der politischen Alterthümer aus allen Ländern der Erde nach Deutschland reisen, um da ihre Kunstliebhaberei zu befriedigen. Ich sehe sie schon mit ihren Antiquités de l'Allemagne in der Hand, Brille auf der Nase und Notizbuch in der Tasche durch unsere Städte wandern, und unsere Gerichtsordnung, unsere Stockschläge, unsere Censur, unsere Mauthen, unsern Adelstolz, unsere Bürgerdemuth, unsere allerhöchsten und allerniedrigsten Personen, unsere Zünfte, unsern Judenzwang, unsere Bauernnoth, begucken, betasten, ausmessen, beschwätzen, uns armen Teufeln ein Trinkgeld in die Hand stecken, und dann fortgehen und von unserm Elend Beschreibungen mit Kupferstichen herausgeben. Unglückliches Volk! . . . wird ein Bezdüine mit stolzem Mitleide ausrufen.

— Es gehet jetzt in der Kammer ganz erbärmlich her. Man hört da von den ehemaligen Liberalen Reden gegen die Pressfreiheit halten, wie sie der Metternich nicht besser wünschen kann. Es ist ein Ekel, und ich mag gar nicht davon sprechen. Benjamin Constant, Lafayette und noch einige Wenige sind die Einzigen, die der alten Freiheit treu geblieben. Das Ministerium und die Kammer haben Furcht und handeln darnach, und haben freilich die Masse der Nation auf ihrer Seite, nämlich den Laiz, aber ohne die Hefen, nämlich die Industriellen, das heißt auf Deutsch: die miserablen Kaufleute und Krämer, die nichts haben als Furcht und Geld. Da nun die letzte Revolution ihren Zweck nicht erreicht hat (denn die jetzigen Machthaber wollen darin nur eine Veränderung der Dynastie sehen), und man den Franzosen nicht freiwillig gibt, um das sie gekämpft haben, wird eine neue Revolution nöthig werden, und die bleibt gewiß nicht aus.

---

Mittwoch den 10. November.

Nenlich bin ich bei Ferusac eingeführt worden, der jede Woche Reunion hat. Er gibt ein Journal heraus, das in Deutschland bekannt ist. Er ist jetzt Deputirter geworden. Man findet in seinem Salon alle fremden und einheimischen Blätter und Journale, alle interessanten Bücher und Kupferwerke und Gelehrte von allen Formaten. Man vertreibt sich

die Zeit mit Lesen und Kupferstiche betrachten. Er fragte mich, was mein litterarisches Fach wäre? Antworten konnte ich darauf nicht, weil ich es selbst nicht wußte. Wenn Sie etwas Näheres davon wissen, theilen Sie mir es mit. — Ich habe in diesen Tagen gelesen: Contes d'Espagne et d'Italie par Alfred de Musset. Ein junger Dichter. Es ist merkwürdig, was der Aehnlichkeit mit Heine hat. Sollte man das von einem Franzosen für möglich halten? — Die Memoiren von St. Simon machen mir erstaunlich viel Freude. Vom Hofe Ludwigs XIV. bekommt man die klarste Vorstellung. Es ist mir, als hätte ich dort gelebt. Aber auch nur vom Hofe. Vom Volke, von der Welt ist gar keine Rede. Welche Zeit war das! Ich glaube, das Buch hat zwölf Bände.

— Manchmal, wenn ich um Mitternacht noch auf der Straße bin, traue ich meinen Sinnen nicht, und ich frage mich, ob es ein Traum ist? Ich hätte nicht gedacht, daß ich noch je eine solche Lebensart vertragen könnte. Aber nicht allein, daß mir das nichts schadet, ich fühle mich noch wohler dabei. Ich war seit Jahren nicht so heiter, so nervenfroh, als seit ich hier bin. Die Einsamkeit scheint nichts für mich zu taugen, Zerstreuung mir zuträglich zu seyn. Die langen Krankheiten der letzten Jahre haben mich noch mehr entmuthigt als geschwächt, und hier erst bekam ich wieder Herz zu leben. Die geistige Atmosphäre, die freie Luft, in der man auch hier

im Zimmer lebt, die Lebhaftigkeit der Unterhaltung und der ewig wechselnde Stoff wirken vortheilhaft auf mich. Ich esse zweimal so viel wie in Deutschland, und kann es vertragen. Es kommt aber daher, daß ich mich beim Tisch unterhalte, selbst wenn ich allein beim Restaurateur esse; die ewig wechselnden Umgebungen, die Kaumanieren aller europäischen Mäuler, das würzt die Speisen und macht sie verdaulicher. Und die Ferien, die schönen Ferien! Das Ausruhen von der Logik — das ist's vor allem, was meine Nerven liebkost. Aber dem Sauerkraute bleibe ich treu, das eine Band zerreiße ich nie, nie.

---

Dienstag den 16. November.

Mit Belgien, denke ich, wird sich alles friedlich bellegen. Die großen Mächte haben seine Unabhängigkeit bereits anerkannt und dem Gedanken entsagt, ihm den Prinzen von Oranien aufzubringen. Nur das Eine wird verlangt, daß es sich zu keiner Republik mache. Die meisten, wenigstens die einflußreichsten Belgier sollen freilich für die republikanische Regierungsform gestimmt seyn; sie werden aber nachgeben müssen. Ich wollte, sie gäben nicht nach. Zwar halte ich eine Republik weder Belgien noch einem anderen Lande unsers entnerzten Welttheils zuträglich; doch wäre das an deutscher Gränze von großem Vortheile; es würde unsern Absolutismus etwas geschmeidiger machen. Die Furcht ist die beste Sou-

vernante der Fürsten, die einzige, der sie gehorchen. Die Furcht muß Deutschlands Grenze bilden, oder alle Hoffnung ist aufzugeben. Auf Talleyrand in London setze ich großes Zutrauen, und ich lasse mich hierin von den Pariser Manieristen nicht irre machen. Er setzt bestimmt alles durch, denn er ist der einzige Staatsmann, der keine Leidenschaften und kein System hat und darum die Verhältnisse klar erkennt, wie sie sind. Er wußte die Fehler der Andern immer sehr gut zu benutzen, und an Fehlern wird es auch diesmal nicht fehlen. Ich muß lachen, so oft ich den Jammer in den liberalen Zeitungen lese, Talleyrand werde als ein Mitarbeiter an dem Wiener Frieden die Beschlüsse und Verträge der heiligen Allianz vertheidigen. Das ist der rechte Mann, dem etwas heilig ist!

Ich will es wohl gern glauben, wie es auch hier von Vielen behauptet wird, daß die Katastrophe von Antwerpen von den Insurgenten übermüthig herbeigezogen worden, daß Cassé zum Bombardiren gezwungen worden ist; aber was ändert das? Man muß sich nur immer fragen: wem gehört Belgien oder jedes andere Land? Gehört es dem Volke, oder gehört es dem Fürsten? Die Belgier mögen vielleicht Unrecht haben mit ihrem Könige — ich habe selbst nie deutlich eingesehen, worüber sie zu klagen hatten — aber es ist jeder Herr in seinem Hause, und ein König, den man nicht leiden kann, und wäre es auch blos wegen der Form seiner Nase, den wirft man mit

Grund zur Thüre hinaus. Ich finde das ganz einfach. Der französische Gesandte in Holland, der nach dem Bombardement dem Könige Vorstellungen machte, wegen des Schadens, den die französischen und andern Kaufleute in Antwerpen erlitten, erhielt vom Könige zur Antwort: Mr. l'Ambassadeur, je ne sacrifierai jamais les droits de ma couronne aux intérêts particuliers. Das soll erhaben seyn! Ich finde es sehr lächerlich. Man macht noch viel zu viel Umstände mit den Königen, man heuchelt zu viel. Man sollte ihnen allen einen Termin von vier Wochen setzen, binnen welchen sie eine bessere Regierung einzuführen hätten, oder — fort mit ihnen.

— Das Buch der Lady Morgan habe ich noch nicht gelesen; ich will es mir aber heute noch holen lassen. Die Straße Rivoli verdient ganz die Begeisterung, mit der sie von ihr spricht. Es ist eine Straße einzig in der Welt, die schönste Symphonie von Kunst, Natur, Geist und Leben. Es ist ein Anblick, das kurzsichtigste Auge, die engste Brust zu erweckern. Ich wollte, unsere Philister wohnen alle Jahre vier Wochen lang in der Straße, statt nach Wiesbaden zu gehen; das würde nicht allein sie, sondern auch uns heilen, die wir krank von ihnen werden. Mich ärgert es, so oft ich hierher komme, daß ich nicht reich genug bin, mich da einzumietzen. Den ganzen Tag stände ich am Fenster und blätterte in dem großen Buche mit den schönen Zeichnungen. Ich hätte gar nicht nöthig, aus dem Hause zu gehen, die Welt

käme zu mir in das Zimmer. Aber Geld, Geld! nervus rerum gerendarum — das heißt auf Deutsch: ich habe schwache Nerven. — Schicken Sie mir durch Gelegenheit meine Andachtstunden.

---

Paris, Mittwoch den 17. November 1830.

Gestern bin ich in mein neues Logis gezogen. Ich wohne — o der Schande! — wie eine Operntänzerin, die einen reichen Liebhaber hat. Alle Möbel von Mahagoni, Marmor und Bronze; prächtige Pendule; fünf große Vasen, voll der schönsten Blumen; stolze allerhöchste Flambeaus, die sich der bürgerlichen Talglichter schämen, die ich ihnen aufgesteckt; Stühle und Sopha mit braunem gelbgeblühten Sammt überzogen; die zärtlichsten Bergeres, in die man eine halbe Minute einsinkt, ehe man den Grund erreicht; scharlachrothe Fußdecken und die Wände mit Spiegeln bedeckt. Es ist alles so voll von Möbeln, daß ich kaum Platz zu wohnen habe. Unter den vielen Kostbarkeiten wage ich mich nicht zu bewegen, wage ich nicht, was sonst meine Lust ist, gedankenlos oder gedankenvoll im Zimmer auf- und abzugehen; denn da steht überall umher so viel herabzuwerfen, so viel Zerbrechliches, daß die kleinste Zerstreung mich zu Grunde richten könnte. Einige Schlingens von Deutschen, welche mich besuchen, machen mir die größten Sorgen. Sie rauchen Cigarren und die heiße Asche, welche herabfällt, breunt Löcher in die Fußdecke. Dann

schaukeln sie sich mit vaterländischer Ungezogenheit und ausländischer Lebhaftigkeit auf den Stühlen und halten mich in beständiger Angst, daß sie einmal das Gleichgewicht verlieren und auf eine theure Wase oder einen selbst vereinigtem Patriotismus unbezahlbaren Spiegel fallen möchten. Mein Schlafzimmer — das ist über alle Beschreibung. Die darin befindlichen Möbeln und Toiletten-Geräthschaften sind nach den schönsten herkulanischen Mustern, theils im hebräischen, theils im griechischen Style geformt. Ich wasche mich aus einem Delphischen Weihkessel und knüpfe mein Halstuch vor einem Altare der Venus. Mein Bett ist das Lager der Aurora. Morgenrothe Wolken, von weißen und grünen Sonnenstreifen durchzogen, schmücken seinen Himmel. Die Wand, an welcher es steht, ist ein großer Spiegel; darin muß ich mich beschauen — da ist keine Rettung. Das Kopfkissen ist mit Spitzen garnirt, die mir wie Spinnen im Gesicht herumkrabbeln und mich schon einige Male auf eine schauerliche Weise aus dem Schlafe geweckt haben. Kurz, es gibt nichts Schöneres, Anmuthigeres, Adligeres, als meine neue Wohnung; sie ist ein kostbares Stuk, das nur viel zu zierlich ist für den unzierlichen Schmuß, den es einschleift.

— Sie werden gelesen haben, daß die französische Regierung die Juden auf gleichen Fuß mit den christlichen Staatsbürgern setzen und die Besoldung ihres Cultus übernehmen will. Es ist doch wieder ein Schritt vorwärts. Wie lange wird es noch dauern,

bis man bei uns an so etwas nur denkt — von der Ausführung gar nicht zu sprechen. Die gefoppten Theologen des adligen Jugendbundes haben in ihrer Weisheit und Menschenliebe die Lehre zu verbreiten gesucht: die bürgerliche Gesellschaft sey eine Taufanstalt, und es könne daher ein Jude kein Staatsbürger seyn. Diese frommen Herren haben schwere Köpfe und noch schwerere Füße. Erst dauert es Jahrhunderte, bis sie fortschreiten wollen, und dann andere Jahrhunderte, bis sie fortschreiten können. Es ist zum Erbarmen!

Aber die französische Regierung, wie jede andere, sieht ihre Entwicklung zur Freiheit als eine auferlegte Buße an, und gleich jenen Wallfahrern nach Rom, macht sie einen Schritt zurück, so oft sie zwei Schritte vorwärts gethan. Den Juden hat sie etwas gegeben und dafür hat sie der Pressfreiheit viel genommen. Die Cautionen für die Journale, eine Tyrannei der vorigen Regierung, sollen beibehalten werden. Es ist dieses so sehr gegen den Geist der Freiheit, daß man die letzte Revolution als ganz fruchtlos ansehen kann. Wie merkwürdig! Diese Juli-Regierung, die kaum aus dem Ei gekrochen und noch ganz dottrig ist, kräht schon wie ein alter Hahn, und thut stolz und fest wie ein unbestrittener Hof-König! Die Majorität der Kammer unterstützt sie nicht bloß in ihren unbedachten Schritten, sondern sie verleitet sie noch dazu. Das sind die Gutsbesitzer, die reichen Bankiers, die Krämer, die sich mit einem vornehmen Worte die

Industriellen nennen. Diese Menschen, die fünfzehn Jahre lang gegen alle Aristokratie gekämpft — kaum haben sie gesiegt, noch haben sie ihren Schweiß nicht abgetrocknet, und schon wollen sie für sich selbst eine neue Aristokratie bilden: eine Geldaristokratie, einen Glücks-Ritterstand. Wehe den verblendeten Choren, wenn ihr Bestreben gelingt, wehe ihnen, wenn der Himmel nicht gnädig ist und sie aufhält, ehe sie ihr Ziel erreichen. Die Aristokratie des Adels und der Geistlichkeit war doch nur ein Princip, ein Glaube; man konnte sie bekämpfen und besiegen, ohne den Edelleuten und den Geistlichen in ihrer sinnlichen Lebenssphäre wehe zu thun. War dieses in der französischen Revolution doch geschehen, so war dieses nur Mittel, nicht Zweck, war eine zwar schwer zu vermeidende, doch keineswegs nothwendige Folge des Kampfes. Werden aber Vorrechte an den Besitz gebunden, wird das französische Volk, dessen höchste Leidenschaft die Gleichheit ist, früher oder später das zu erschüttern suchen, worauf die neue Aristokratie gegründet worden — den Besitz, und dieses wird zur Gütervertheilung, zur Plünderung und zu Gräueln führen, gegen welche die der frühern Revolution nur Scherz und Spiel werden gewesen seyn. Was mich aber an diesen Journal-Cauttionen am meisten betrübt, sind die üblen Folgen, welche sie, wie ich sicher erwarte, für Deutschland haben werden. Unsere Regierungen werden gewiß, wenn sie den Forderungen der Pressfreiheit nicht länger ausweichen können, jene

französische Erfindung der Cautionen benutzen, und dann ist Pressfreiheit nur ein trügerisches Wort. Wir haben keine reichen Schriftsteller, wie es deren so viele in Frankreich gibt; sie sind alle arm oder dem Staate dienstbar. Keiner wird daher im Stande seyn, die Caution aus seinem eigenen Vermögen zu leisten, und man wird, um ein Journal zu gründen, sich in den Sold eines Buchhändlers geben müssen, der nur auf seinen merkantillischen Vortheil sieht und daher leicht durch Hoffnung des Gewinns bestochen, oder durch Furcht vor Verlust eingeschüchtert werden kann.

— Das Gebet um Pressclaverei in der Münchner Flora hat mich erquickt wie bairisch Bier. Ich danke Ihnen dafür. Geräth diese holbe Flora einmal in meine Gewalt, o, wie will ich sie zerblättern und zerknittern! Sie können mir keine größere Freude machen, als wenn sie mir deutsche Dummheiten mittheilen. Gestern las ich wieder etwas sehr Schönes von dem Berliner Correspondenten in der allgemeinen Zeitung, meinem Schätzchen. Er sagt unter andern: der Volksauflauf neulich in Berlin hätte gar nichts zu bedeuten gehabt, das wären bloß „Neugierigkeit's-Aufläufe“ gewesen. So wird doch immer auf das Beste dafür gesorgt, daß ich in Frankreich mein Deutsch nicht verlerne!

---

Samstag den 20. November.

Ein Wiener Gelehrter hat mir in diesen Tagen geschrieben, und ich will Ihnen Einiges aus seinem

Briefe mittheilen. Eine Art Kerkerluft weht durch alle seine Worte, eine gewisse Trauer ist über seine Reden verbreitet und so wahr und liebevoll ist alles, was er spricht, daß es mir in das Herz gedrungen. Wie sehr sind die armen Wiener Gelehrten zu bemitleiden! Sie leben im schändlichsten Geistesdrucke, und darum und weil sie sich gar nicht aussprechen dürfen, müssen sie die freisinnigen Ideen in Philosophie und Politik weit lebhafter fühlen und müssen viel schmerzlicher von ihnen gequält werden, als wir Andern, die wenigstens klagen dürfen. Nachdem Herr \* \* \* von dem Eindrucke gesprochen, den meine Schriften auf ihn und einen andern gleichgesinnten Freund gemacht, und mir seine Uebereinstimmung mit meinen Ansichten lebhaft zu erkennen gegeben, fährt er fort: „Es thut Noth in so zerspaltener, einheits-liebloser Zeit, daß ihre Besseren und Edleren sich finden, erkennen, lieben und vereintgen für ihr gleiches Ziel — das allein Rechte — die Freude des Menschen und das Wohl der Einzelnen wie des ganzen Geschlechts, das ja nur die Summe aller Einzelnen ist. Darum ist eben so schön und tief der Satz, den Sie im siebenten Bande Ihrer Schriften aussprechen und gegen den nicht nur die Theologen, sondern alle, die selbstsüchtig und Feinde der Freiheit sind, aufstehen — der Satz: die Menschheit ist um der Menschen willen da.“

„Es ist wohl an der Zeit, daß der eingerissene Ideen-Götzendienst einmal aufhöre und daß der lebendige Mensch nicht mehr einem lustigen Ideal ge-

opfert und mit ihm nicht mehr Experimente angestellt werden. Ihr ausgesprochener Satz, folgerecht durchgeführt, wirft alle Systeme über den Haufen, und statt des todten Begriffs Menschheit steht der lebendige Mensch schaffend im Mittelpunkt der Welt.“

„Diesen Satz kann aber eben nur wahrnehmen und aussprechen der Mensch, der in sich Kern, Werth und Würde trägt; wer selbst nichts ist, muß sich natürlich entweder unter den Schutz, ich weiß nicht welcher Idee, als einer eingebildeten Macht begeben, oder er muß geradezu, wenn er scheinbar etwas stärker ist, das Thierrecht des Stärkeren, d. h. die Selbstsucht schlechtweg für sich ansprechen.“

„Wir sehen auch die Zeit nach dieser Spaltung in zwei Theile getheilt. Der eine, die Gelehrten, brütet über Ideen und sucht im Trüben zu fischen; der andere, die Materiellen, als die Stärkern, spricht geradezu durch Wort und That die Selbstsucht aus und tritt den Begriff wie den lebendigen Menschen in allen Verhältnissen mit Füßen, wogegen die andern bloß die Hände ringen und die Vorsehung zum Zeugen der Frevel ausrufen. — Was uns am meisten Noth thut, ist — Vereinigung...“

Ich erstaune gar nicht, einen Wiener so sprechen zu hören; denn eigentlich ist Oesterreich die hohe Schule des Liberalismus. Wohin uns Andere oft nur philosophische Speculation führt, dahin bringt jene die Noth, und Noth ist eine bessere Lehrerin als Philosophie. Hören Sie ferner, was er von Göthe sagt,

wobet ich nur nicht begreife, was ihn auf den Gedanken gebracht haben mag, daß ich hierin anderer Meinung sey, als er selbst. Ich erinnere mich zwar nicht, je meine Abneigung gegen Göthe deutlich ausgesprochen zu haben; aber sie ist so alt und so stark, daß sie in meinen Schriften doch wohl einmal hervorgefahren haben muß.

„Was mich aber wundert, ist dies, daß Sie den wilden Goethe öfters anführen. Dieser Mensch ist ein Muster von Schlechtigkeit; man kann in der Weltgeschichte lange suchen, bis man einen seines Gleichen findet. Thöricht ist es, daß man immer sagt: Schiller und Goethe, wie Voltaire und Rousseau. Um so viel Rousseau mehr ist als Schiller, um so viel ist Goethe schlechter als Voltaire. Goethe war immer nur ein Despotendiener; seine Satyre trifft weislich nur die Kleinen; den Großen macht er den Hof. Dieser Goethe ist ein Krebsknoten am deutschen Körper, und das Aergste ist noch, daß Alles die Krankheit für die üppigste Gesundheit hält und den Mephistopheles auf den Altar setzt und Dichtersfürsten nennt. Ja Fürsten-, d. i., Despotendichter sollte er eigentlich heißen.“

Wie wahr, wie wahr das Alles, und wie heilsam wäre es, solche Gesinnung — nicht zu verbretten, sie ist verbreitet genug — sondern den Muth zu verbreiten, sie auszusprechen. Goethe ist der König seines Volkes; ihn gestürzt, und wie leicht dann mit dem Volke fertig zu werden! Dieser Mann et-

nes Jahrhunderts hat eine ungeheuer hindernde Kraft; er ist ein grauer Staar im deutschen Auge, wenig, nichts, ein bißchen Horn — aber beseitigt das und eine ganze Welt wird offenbar. Seit ich fühle, habe ich Goethe gehaßt, seit ich denke, weiß ich warum. Wir haben oft davon gesprochen und Sie begreifen meine Freude, in einer Geisteswüste, wie Oesterreich ist, einem menschlichen Wesen begegnet zu seyn, das fühlt und denkt wie ich.

— Saphir wurde von allerhöchsten Händen aus Baiern gejagt, weil er gegen einen Comödianten geschrieben! C'est perruque — würde ein Pariser sagen; aber ich kann nicht lachen darüber. Was helfen Barrikaden gegen solche Charlesdischen, gegen solche Ordonnänzchen? Das kriecht einem zwischen die Beine durch, das macht sich, wie Wasser, durch die kleinste Lücke Bahn. Es ist zum Verzweifeln, daß deutsche Tyrannet zugleich so viel Lächerliches hat: das lähmt den Widerstand. Warum aber unsere Fürsten sich so große Mühe geben, die französische Revolution, die viel Methaphysisches hat, den Bürgern und Landleuten durch Zeichnungen, Modelle und Experimente faßlich zu machen — das begreife ich freilich nicht. Es muß wohl Schickung seyn.

— Wenn sich unsere Kaufleute, die viel dabei verlieren, über Belgien ärgern, so lasse ich das hingehen. Aber die Andern — sie betrachten das Alle aus einem falschen Gesichtspunkte. Es ist wahr, es fanden viel Pfaffenintriguen Statt; aber was thut

das? Die Belgier haben ihren König nicht länger behalten wollen, sie haben ihn fortgejagt und seine Leute geprügelt — ist das nicht schön und ein gutes Beispiel nachzuahmen? Ein König für Saphir, das ist billig. Herr Wellington ist auch abgesetzt. Wahrhaftig, mich dauern die armen Diplomaten; es kömmt diesen Schwachköpfen gar zu viel auf einmal über den Hals; wie eine Sündfluth giesen die Verlegenheiten auf sie herab. Die Aenderung des englischen Ministeriums ist für uns auch gut. Lesen Sie im hentigen Constitutionel, wie der belgische Gesandte in London, Herr v. Weyer, nach seiner Rückkehr öffentlich im Congresse von seiner Sendung Rechenschaft abgelegt, und wie er vor allem Volke erzählte, was Wellington, Aberdeen, der Prinz von Oranien und Andere mit ihm verhandelt. Das hat mich sehr amüßirt. Diplomatische Geheimnisse öffentlich in einer Ständeversammlung auszulaudern und das während die Verhandlungen noch im Gange sind, das ist unerhört, das ist himmelschreiend — werden sie in Berlin, Wien und Frankfurt sagen.

— Der neue Minister des Innern, Montanivet, ist erst acht und zwanzig Jahre alt. Er war nie Referendar, nie Hofrath, nie Regierungsrath, nie Geheimer-Regierungsrath, nie Kammerdirector, nie Präsident — plötzlich ist er Minister geworden. Es gibt keinen Gott mehr.

---

Aus den Memoiren und Erinnerungen des  
Grafen Lavalette.

---

Moralische Wirkung der Revolution vom 18. Brumaire. — Der erste Consul schickt mich nach Dresden. — Meine Reise nach Berlin im Jahre 1801. — Der erste Consul beruft mich nach Paris zurück. — Die Höllemaschine. — Die Verschwörung George's und Dichegru's. — Verurtheilung des Herzogs von Enghien.

Der Sturz der alten Regierung an sich erregte kein Bedauern, nur die Art desselben schien beunruhigend, denn das französische Volk hatte sich trotz aller Gewaltthätigkeit der vorhergehenden Regierungen noch nicht an solche Formen gewöhnt. Es ließ das Ziel nicht aus den Augen, auf das seit zwölf Jahren alle seine Anstrengungen gerichtet waren, und das in nichts Anderem als in der Begründung einer auf sicheren Gesetzen ruhenden Freiheit bestand. In der neuen Verfassung fand es keine jener Gewährleistungen, die es suchte, und obgleich es vom Ruhm des ersten Consuls wiederstrahlte, und dessen hoher Geist ihm die Versicherung seiner Unabhängigkeit gab, so wünschte es doch von dem Siege ebenso sehnlich auch jene bescheideneren Früchte — das neue Aufblühen der Gewerbe und des Handels. Als es sich daher um eine kürzere oder um die lebensläng-

liche Dauer des Consulats handelte, gab die überwiegende Mehrheit der Bürger der letztern ihre Zustimmung, weil eine lebenslängliche Staatsperson eine längere Sicherheit versprach.

Eines der ersten Geschäfte des ersten Consuls war, neue diplomatische Agenten ins Ausland zu schicken. Mir vertraute er den Posten zu Dresden an, mit dem Befehle, sogleich nach meiner Ankunft nach Wien zu schreiben, daß ich die Vollmacht habe, wegen eines Waffenstillstandes zu unterhandeln, wenn es dem Wiener Cabinette genehmer sey, sich an mich zu wenden. Die Bedingungen dieses Waffenstillstandes hatten die Form von Friedenspräliminaren. Daß dieser nach der Schlacht von Hohenlinden, die Moreau gewann, wirklich zu Stande kam, ist bekannt.

Meine Sendung nach Sachsen hatte zunächst keinen andern Zweck, als zwischen diesem Lande und Frankreich ein gutes Verständniß zu unterhalten. Ich trat an die Stelle eines verdienstvollen Mannes, der aber Agent des Directoriums gewesen, und schon durch diese Eigenschaft in unangenehme zwangvolle Verhältnisse gekommen war. Aber auch meine Stellung war von der seinigen nicht sehr verschieden: der Churfürst lag als Reichsglied mit Frankreich eigentlich noch im Krieg, obgleich er seine Truppen schon längst zurückberufen hatte. Man hätte in der That mit der Thüre ins Haus fallen müssen. Dazu hatte ich zwar die Vollmacht, aber eine solche Versahrungs-

wesse sagte mir nicht zu; ich hatte eine so große Ehrfurcht vor dem Fürsten, der seinen Thron durch seine Tugenden so achtungswerth gemacht hatte, daß ich mich nie hätte dazu entschließen können, ihn in die geringste Verlegenheit zu bringen; ich sah ihn nicht einmal. Ich lebte sehr zurückgezogen: das Klima war für die Gesundheit meiner Frau nicht zu trügglich, und mir fiel meine Unthätigkeit sehr zur Last; als ich die Nachricht von der Schlacht bei Marengo erhielt, verband sich mit meiner Freude darüber eine tiefe Traurigkeit, als ich daran dachte, wie sich nun die militärische Laufbahn für mich verschliesse, und es mir nicht so bald mehr erlaubt seyn würde, an Ruhm oder Beförderung zu denken. Eine Art Entschädigung fand ich jedoch in der Erlaubniß, den Carnival des Jahres 1801 in Berlin zubringen zu dürfen.

In Leipzig und Dresden lebten viele Emigrirte, denen die Großmuth des Churfürsten eine durch Wohlthaten versüßte Zufluchtsstätte gewährt hatte; meine Ankunft setzte zuerst diese kleinen Ansiedelungen in Schrecken. Mein Vorgänger hatte sie zwar nicht sehr in Schutz nehmen können, sie aber doch wenigstens nicht verfolgt. Von einem Adjutanten Bonaparte's erwarteten sie nun aber, er werde sie aus dem einzigen Asyl vertreiben, das ihnen noch übrig blieb. Ich bemühte mich, sie zu beruhigen; ein Act der Menschlichkeit, bei dessen Ausführung ich freilich wenig Verdienst hatte. Als Mensch und

Franzose sah ich in ihnen nur unglückliche Landsleute, die, seit sie die Waffen gegen ihr Vaterland niedergelegt hatten, nicht mehr gefährlich seyn konnten, aber ich hatte von dem ersten Consul die förmliche Weisung erhalten, die Rückkehr aller Derjenigen zu befördern, von denen zu erwarten stände, daß sie friedliche Gesinnungen nach Frankreich zurückbrächten. Ich machte keinen Unterschied, und habe es in den nächsten zwölf Jahren nicht zu bereuen gehabt. Freilich verläugneten im Jahre 1814 einige die Bekanntschaft mit mir als eine Schande, aber die kaiserliche Regierung hat ihnen doch, wenigstens während dieser zwölf Jahre, nicht mißfallen; die meisten von ihnen haben auf ihr Ansuchen Anstellungen erhalten.

Wir stiegen in Berlin bei dem französischen Gesandten General Beurnonville ab. Seine Freundschaft und Zuverlässigkeit machten uns für die Genüsse doppelt empfänglich, deren glänzender Schauplatz Berlin dieses Jahr war. Während meines Aufenthalts daselbst wurde der Friede mit Rußland unterzeichnet, und es war merkwürdig, den hastigen Eifer der Russen zu sehen, mit dem sie sich uns zu nähern suchten, nachdem wenige Tage vorher kein Mitglied des diplomatischen Corps es gewagt hätte, an einem Contretanze Theil zu nehmen, bei dem eine Französin mitanzte. Ich hatte die Ehre, mit der Königin in Berührung zu kommen, die mir durch ihre Tugenden noch achtungswerther erschien, als ihre Schönheit sie zu einem Gegenstande der Be-

wunderung machte. Nirgends wird man eine anziehendere Schönheit mit einer majestätischeren Würde vereinigt finden. Die Einfachheit ihres Lebens verstärkte noch die Gefühle der Ehrfurcht, die man ihr so gerne zollte. Ihre Erscheinung war nicht von dem gewöhnlichen Glanz und Gepränge umgeben: man sah sie täglich in einem ganz einfachen Wagen, und wenn das Wetter es gestattete, oft auch zu Fuß. Die Berliner, wenigstens Viele vom Hofe, sprachen damals mit einer nicht selten allzugroßen Freiheit von ihrem Fürsten und seiner Familie; aber nie wagte der kleinste Tadel die Lobsprüche zu verringern, deren Gegenstand die Königin war. Ihre gütige Aufnahme der Franzosen wurde ihr damals durch die Politik geboten, aber sie zeigte bei diesen Gunstbezeugungen so viel Anmuth und Natur, daß einige Selbstbeherrschung dazu gehörte, um sich zu vergegenwärtigen, daß man dieselbe nur dem Namen *Franzose*, und nicht seinem persöhnlichen Verdienst verdanke.

Bei der Königin befand sich damals die Prinzessin von Mecklenburg, die Schwester des Kaisers Alexander, eine Dame von blendender Schönheit, deren edle Züge aber bereits die Vorzeichen der Krankheit an sich trugen, an der sie kurz darauf starb; ihr Blick und der ganze Ausdruck ihres Gesichtes verriethen eine so tiefe Melancholie, daß, wer mit ihr sprach, glauben konnte, sie sage ihm auf ewig Lebewohl.

Der sonderbarste Mann war an diesem Hofe der Prinz Heinrich von Preußen. Die Nachwelt, welche

für ihn bereits begonnen hat, und die alle Lobspüche, die ihm das Gerücht erteilte, bestätigt, hat sich ohne Zweifel nicht getäuscht, und ich muß ihr Urtheil achten, aber Berlin wenigstens lieferte damals keinen Beitrag dazu. Er war der Gegenstand der heißendsten Spöttereien, und die Verachtung, in die er gefallen war, überschritt alle Grenzen; viel hat dazu ohne Zweifel seine Lebensweise, die Seltsamkeit seines Geschmacks, das Auffallende seiner Kleidung beigetragen, aber gewiß mehr als alles dies sein Haß gegen den großen Friedrich, dem er durch den schärfsten Spott Lust machte. Ludwig Bonaparte war zu gleicher Zeit mit mir in Berlin; er begab sich nach Meinsberg, dem gewöhnlichen Aufenthaltsorte des Prinzen, um einige Tage daselbst zuzubringen. Als er wieder nach Berlin kam, theilte er mir folgende Aeußerung des Prinzen mit, welche dieser an der Tafel gegen ihn gethan hatte: „Sie haben in Frankreich eine sehr hohe Vorstellung von meinem Bruder Friedrich; aber in welchem Irrthum sind Sie befangen! Sie kennen das Geheimniß seiner Siege nicht. Er hätte sein Leben mit Schreien zubringen sollen, dazu hatte ihn die Natur bestimmt.“ So kamen mir in Berlin noch hunderterlei eben so starke Aeußerungen aus guten Quellen zu Ohren. Gewiß können mit dem größten Verdienst die seltsamsten Eigenheiten verbunden seyn, aber einen so blinden Haß, eine solche Sucht, einen in so vielen Beziehungen großen Mann anzuschwärzen und ihm besonders

seinen weltkundigen Kriegsruhm streitig zu machen, sollte man doch weder von einem Bruder, noch von einem Preußen, noch überhaupt von einem Manne von gesundem Verstande erwarten.

Am vierundzwanzigsten December wurde der Waffenstillstand mit Oesterreich unterzeichnet, und sogleich wurde ich, dem Versprechen des ersten Consuls gemäß, nach Paris zurückberufen. Als ich hier ankam, war noch Alles in Schrecken über das furchtbare Ereigniß mit der Höllemaschine.

Dieser abscheuliche Versuch gab einen Maaßstab für den Haß, den das Haus Bourbon gegen Bonaparte hegte. Er gehört durchaus den Prinzen an, denn im Jahre 1814 prahlten die Emigrirten laut genug damit, und gaben ohne Umstände die Einzelheiten über die angewandten Mittel Preis. Limoe-lan, Carbon und Saint-Mejant, lauter Vendéer, waren zur Ausführung des schönen Planes von England herübergekommen. Limoelan entfloh, und man hat nicht weiter von ihm sprechen gehört, auch Saint-Mejant entwich, wurde aber nachher mit George wieder ergriffen. Voran man ihn wieder erkannte, werde ich später noch berichten.

Ich zählte darauf, ich werde nun meine Dienste als Flügeladjutant wieder antreten dürfen, aber dem war nicht so: nach einigen Tagen ließ mir der erste Consul durch Duroc sagen, er habe im Sinne, mich bei der Verwaltung anzustellen, und am folgenden Tage las ich im Moniteur meine Ernennung zum

Verwalter der Schulden Tilgungscasse. Diese Ernennung, die geschehen war, ohne daß man mich gefragt hatte, und die ich zuerst durch die Zeitung erfuhr, war mir höchst unangenehm; ich hatte gegen die Verwaltungsgeschäfte und das bleibende Leben in Paris einen Widerwillen, den die Catastrophe von 1815 nur zu sehr gerechtfertigt hat. Ich erklärte daher Herrn Staatssecretär Maret, daß ich diese Anstellung nicht gewünscht habe, und daß ich lieber in der Zurückgezogenheit leben, als eine Stelle übernehmen wolle, die meiner Neigung ganz zuwider sey. Um fünf Uhr begab ich mich in die Tuilleries, um, wie gewöhnlich, daselbst zu speisen. Der General Lannes, der den Dienst hatte, hatte von meiner Weigerung gehört und kam zu mir, um mich darin zu befestigen. „Er will, sagte er zu mir, seine treuesten Freunde entfernen, wir werden sehen, was er damit gewinnen wird.“ Mein Entschluß stand zu fest, als daß der Zuspruch des Generals mich in demselben noch hätte bestärken können. Der erste Consul ging an mir vorbei, und als er mich bemerkte, nahm er mich in eine Fenstervertiefung. „Sie wollen, sagte er zu mir, keine Anstellung bei der Verwaltung annehmen?“ — „Nein!“ antwortete ich trocken. — „Gut! thun Sie, was Ihnen beliebt, ich will nicht mehr von Ihnen sprechen hören!“ Hiemit verließ er mich. Dies ist das einzige harte Wort, das er mir gegeben hat, aber es durchschnitt mir das Herz. Ich entfernte mich wüthend und unter rasenden Verwünschungen.

Drei Tage nachher, als er mich nicht mehr sah, schickte er Clarke und Eugen zu mir, um mir einen Verweis zu geben, und befahl mir, zu ihm zu kommen. Ich erschien, und der Zauberer wußte sich auf eine so einnehmende Weise gegen mich zu betragen, daß ich auf seinen Wunsch einging. Hierauf sagte er mir, er habe mich wollen an die Stelle einer Creatur Talleyrands zum Generalpostdirector ernennen; aber als seine Absicht bekannt geworden sey, habe er einen Widerstand erfahren, dem er habe ausweichen wollen. Damals war er noch nicht Alleinherr. Wirklich erhielt ich nach wenigen Monaten die Befehung, den Posten anzutreten. Ich that es mit Widerwillen. Dreizehn Jahre lang habe ich denselben mit Treue und Eifer verwaltet, aber ich war dennoch nicht glücklich dabel, und im Jahre 1815 wurde ich grausam dafür bestraft. Als ich die Zügel dieser Verwaltung ergriff, fand ich die traurige Gewohnheit vor, der Polizei aus allen Ecken Frankreichs die Schriften anzulieferu, die sie als verdächtig ansprach. Diesen Mißbrauch zerstörte ich gewaltsam, indem ich diejenigen Directoren von der Verwaltung entfernte, welche sich desselben schuldig gemacht hatten, so daß wenigstens Privatgeheimnisse jener schlimmen Menschenlasse nicht mehr in die Hände fielen. Mein Entschluß war schnell gefaßt, alle Verbindung mit Fouché abzubrechen; er hat es mir nie verziehen.

Indessen gewann die Regierung den Beifall ganz Frankreichs. Ihr neues Verwaltungssystem war dem

Nationalgeiste angemessener. Man hatte die Behörden aus den gebildeten Classen gewählt, und der Wunsch, zu gefallen und beliebt zu werden, leitete alle ihre Handlungen. Bereits waren an die Stelle der rohen republikanischen Formen die conventionellen Rücksichten eines gebildeten Staates getreten. Ueberall begann es wieder Ordnung zu werden. Der erste Consul hatte den Frieden versprochen, und er wurde dem Lande mit allem Anscheine einer langen Dauer geschenkt.

Frankreich war stolz auf seine erste Magistratsperson, sein Ruhm war auf den höchsten Gipfel gestiegen. Zu den Eroberungen der Revolution war noch das ganze nördliche Italien gekommen, eine glänzende Bereicherung, die das französische Volk entzückte, die es aber so theuer bezahlen mußte. Der Friede mit England machte die öffentliche Freude vollkommen.

In dem Feldzuge nach St. Domingo, dessen Leitung allzu schwachen Menschen anvertraut worden war, und der vielleicht gar nicht hätte unternommen werden sollen, hatte Frankreich einen Unfall, und in der Erneuerung des Kriegs mit England ein Unglück zu bedauern; aber es war voll Thatkraft und theilte die Kühnheit und das Glück seines Oberhauptes; nur vor seinem Verluste fürchtete es sich. Was die Gefahren des Kriegs nicht vermocht hatten, versuchten die Prinzen des Hauses Bourbon noch einmal, und diesmal, meinten sie, müßte es ihnen gelingen. Scharfsinnige Casulisten bringen es vielleicht noch so

weit, die Grundsätze des Christenthums und die Gefühle des Mitleids mit dem schändlichsten Verbrechen, dem Meuchelmorde, zu vereinigen. Aber wie dem auch seyn möge, die Prinzen haben diesen Meuchelmord befohlen, sie sind in alle Einzelheiten des verruchten Planes eingegangen, und einer von ihnen hat zur Ausführung desselben seine treuesten Diener und ergebensten Freunde abgeschickt.

Dieser Vorfall fand im Jahre 1804 Statt. Der erste Consul, der sich die englischen Zeitungen genau ins Französische übersezen ließ, wunderte sich sehr, seit einiger Zeit keine Ausfälle und Drohungen mehr gegen ihn zu finden. Dieses Stillschweigen schien ihm verdächtig, und als er in einer Nacht nicht schlafen konnte, stand er auf, durchblätterte die polizeilichen Berichte, die er mehrere Monate vorher erhalten hatte, und fand darin, daß ein Mann Namens Querelle mit noch zwei andern Individuen an den Küsten der Normandie festgenommen worden sey und seitdem mit seinen Gefährten im Gefängniß sitze, weil sie sehr im Verdacht stehen, sie seyen Chouans und zur Ausführung eines schlimmen Anschlags von England herübergekommen. Sogleich gab er den Befehl, die Sache dieser jungen Leute zur Entscheidung zu bringen. Wahrscheinlich wurden sie überwiesen, denn sie wurden zum Tode verurtheilt. Der Commandant dieser Division sandte das Urtheil zur Vollziehung desselben an den Chef des Generalstabs. Dieser öffnete das Schreiben erst Nachts, als er von einem

Walle kam, und begab sich darauf zu Bette. Wäre die Hinrichtung auf sieben Uhr Morgens festgesetzt und vollzogen worden, so wäre das Geheimniß wahrscheinlich verborgen geblieben. Aber am Morgen bemächtigten sich alle Schauer vor Todesangst Querele's. Bei der Annäherung der verhängnißvollen Stunde verfiel er in so schreckliche Convulsionen, daß man glaubte, er sey vergiftet. Der herbeigerufene Arzt suchte ihm Muth einzusprechen, und einige dem Unglücklichen entfahrene halblaute Worte bewogen denselben, einen gewandten Mann zu ihm zu schicken, der ihm vielleicht wichtige Geständnisse entlocken könnte, wenn man ihm Begnadigung versprechen dürfte. Man versprach ihm diese. In dem Augenblicke, als seine Gefährten zur Hinrichtung abgeführt wurden, ermahnten sie ihn zur Beharrlichkeit. „Du wirst mehr sagen, als du nur weißt, sagte einer derselben, der Tod ist so nahe und so schnell, nur noch ein wenig Muth!“ Aber er ließ sich nicht dazu bewegen, und seine beiden Genossen verließen ihn achselzuckend und ließen sich ruhig erschließen. Querele gestand indessen, daß mehrere Emigrirte von England haben abreisen müssen, um den ersten Consul zu ermorden, und daß George und einige seiner Cameraden an dem Complotte haben Theil nehmen müssen. Jedoch nannte er den General Pichegru nicht. Dieser schwache Wink brachte die Polizei den Verschwörern auf die Spur. Fouché war damals nicht mehr Polizeiminister. Dieser Geschäftskreis war mit dem

der Gerechtigkeitspflege verbunden worden, eine seltsame und allgemein getadelte Vereinigung, welche der Regierung den Charakter eines verhassten Despotismus gab; die Gerechtigkeit nahm ihre Binde ab, um zu arretiren, und legte sie wieder an, um zu richten. Aber der ganze künstliche Bau Fouché's blieb stehen, und obgleich der Oberrichter Regnier ihn nicht zu benützen wußte, vielleicht weil er mit Widerstreben davon Gebrauch machte, so setzten die Polizeichefs doch alle ihre Künste in Bewegung. Bald erfuhr man, daß Herr von Rivière und der Sohn des Fürsten von Polignac in Paris angekommen seyen; sie wurden festgenommen, und mit ihnen ein Duzend elender Meuchelmörder und Banditen, die sich schon durch die abscheulichsten Verbrechen geschändet hatten. Aus den Geständnissen einiger dieser Elenden ging hervor, daß George das Haupt der Verschwörung sey. Einer der Schuldigen sagte, er habe bei George einen Mann gesehen, gegen den dieser ein sehr ehrfurchtsvolles Benehmen beobachtet und der ihn mit entschiedener Ueberlegenheit behandelt habe. Man vermuthete, dies sey der Herzog von Enghien, und Bonaparte schickte einen Flügeladjutanten nach Ettenheim, um sich zu erkundigen, was der Herzog mache, und ob er von der Residenz oft abwesend sey. Der Adjutant brachte die Nachricht zurück, daß der Herzog oft zehn bis zwölf Tage abwesend sey und daß man nicht wisse, wohin er gehe. Hieraus schloß man, daß er incognito nach Paris komme und daß er es

gewesen sey, gegen den sich George damals so ehrfurchtsvoll betrug. Es wurde beschlossen, ihn zu verhaften. Wenige Tage nach seinem Tode wurde Pichegru festgenommen, und als der Urheber jener Aussage, Namens Picot, mit Pichegru confrontirt, diesen als den Mann erkannt hatte, den er hatte bezeichnen wollen, rief der erste Consul, als er es erfuhr, verzweifelungsvoll aus: „Der verfluchte Rapport! Der verdammte Adjutant!“ Nachdem Pichegru festgenommen war, beschloß Bonaparte, sich des Generals Moreau zu versichern. Der Erstere war von dem Letzteren vor dem vierten September verrathen worden. Bonaparte hatte einen handgreiflichen Beweis in den Händen, daß diese beiden Männer sich vermittelt der Dazwischenkunft eines gewissen Abbé David wieder mit einander versöhnt hatten; aber er brachte denselben nicht bei, und that wohl daran. Der Gang des Processes lieferte den schlagenden Beweis, daß George und seine Genossen sich nach Paris begeben hatten, um den Chef der Regierung zu ermorden, daß Herr von Rivière, erster Flügeladjutant des Grafen von Artois, Mitglied des Complottes war, und daß er den Befehl hatte, daran Theil zu nehmen und es zu leiten, daß ferner die Herren Polignac, durch die Bande der Natur und der Zuneigung mit dem Hause Bourbon im engsten Verhältnisse stehend, in der nämlichen Absicht nach Paris gekommen waren, und daß endlich Pichegru und Moreau den Mord hatten vereint dazu benützen.

sollen, um die Bourbonen auf den verlorenen Thron zurückzurufen. Ich sage benützen, weil aus einer Aeußerung Pichegru's hervorzugehen scheint, daß er nicht unter den Mördern eines Kriegers seyn wollte, den er wenigstens achten mußte. Als er nach Paris kam, ging er zu George, und wie er hörte, daß der Mord noch nicht vollbracht sey, sagte er in gebieterischem Tone zu ihm: „Was soll dieser Aufschub und diese Behutsamkeit? In London berechneten Sie freilich nichts. Aber halten Sie schnell Ihr Wort! Ich will Sie nicht eher sehen, als bis Alles vollbracht ist!“ Der unerschrockene George hatte wirklich bei seiner Ankunft nicht Alles berechnet gehabt. Sechshalb Monate lebte er in Paris in der Verborgenheit, und während dieser langen Zeit hatte ihm das Glück nur zweimal eine Gelegenheit dargeboten, sein Verbrechen zu vollbringen, wenn er außer dem Gelingen der That selbst seine eigene Rettung mit in Rechnung nahm. In den Tuilerien war der erste Consul unangreifbar, auch konnte man ihn auf seinen unregelmäßigen Spaziergängen nicht überfallen. Ihn im Theater zu ermorden, war seit dem Versuche mit der Höllenmaschine unmöglich geworden; George konnte daher seinen Anschlag nur während einer seiner Reisen ausführen, auch im Augenblicke seiner Abreise war es nicht möglich. Das Heer war damals bei Bologna versammelt, und der erste Consul machte zwei Reisen dahin. Das erstemal geschah dies von Paris aus; ich hörte es erst zwei Stunden vorher.

auf einem Ball, den der zweite Consul gab. Bonaparte kam auf denselben. Es war zehn Uhr: in den Sälen auf und nieder gehend bemerkte er mich und gab mir ein Zeichen. Ich erwartete ihn in einem Zimmer, wo wenig Leute waren; hier sagte er zu mir im Vorübergehen: „Ich reise in zwei Stunden nach Bologna ab: zwei Wagen, zehn Pferde, acht Klepper und den General Duroc.“

Die gewöhnliche Stafette ging eine Stunde vor ihm ab, und er war schon angekommen, ehe man nur in Paris wissen konnte, welche Richtung er genommen. Die Rückreise aber war leichter zu errathen. Man konnte sich denken, daß er nicht lange zu Bologna bleiben würde. Der Plan George's war nun, wie er ihn selbst angegeben hat, ihn bei seiner Rückkehr zu erwarten, sich mit einigen Vertrauten in der Kleidung der Postknechte, welche die von den Stafetten ermüdeten Klepper besteigen, auf der Straße aufzustellen, den Wagen des ersten Consuls anzuhalten, ihn in ein von ihnen escortirtes Cabriolet zu schaffen, schnell an die Küsten der Normandie zu bringen und dann nach England einzuschiffen. Dieser letzte Theil des Plans ist offenbar zu abgeschmackt, als daß ein Mann wie George nur einen Augenblick hätte an die Ausführung desselben denken können. Diese Gabel dachte er aus, weil er sich schämte, seinen Mordanschlag einzugestehen. Vielmehr, während er als Postknecht verkleidet neben dem ersten Consul hingeritten wäre, wäre es ihm ein Leichtes gewesen, mit einer

Donnerbüchse in den Wagen zu schießen, was Bonaparte einen sichern Tod gebracht hätte. Bei der Rückkehr desselben von seiner ersten Reise hatte George nicht alle seine Leute beisammen; überdies wollte er das Verbrechen in Paris verüben. Bei der zweiten Reise wurden dieselben Vorsichtsmaßregeln angewendet, und Bonaparte reiste diesmal unter dem Namen des Generals Bessière. Was damals George an der Ausführung seines Planes hinderte, weiß ich nicht zu sagen.

---

Ueber die Ursachen des Todes des Herzogs von Enghien. — Pichegru's Selbstmord. — George's Hinrichtung mit neun Mitschuldigen. — Ermordung Kaiser Pauls. — Die Krönung. — Erneuerung des Continentalkriegs. — Die Schlacht von Austerlitz. — Wichtige Veränderung des Postwesens. — Innere Landesverwaltung. — Das ungeheure Gedächtniß des Kaisers.

Der Tod des Herzogs von Enghien wurde zum Theil durch den Irrthum veranlaßt, in den der Bericht des Flügeladjutanten den ersten Consul versetzt hatte; aber ich darf wohl sagen, daß dieser Irrthum nicht die einzige Ursache war. Man wußte bestimmt, daß der Herzog von Zeit zu Zeit an das linke Rheinufer komme, daß er hier mit dem Maire von \* \* \* Conferenzen halte und im Dorfe \*\*\* bei ihm absteige, woraus man wohl schließen konnte, daß ihm das Complot Pichegru's nicht fremd sey. Ein anderer Grund, und zwar der entscheidende, liegt im Charakter Bonaparte's, in seiner Hestigkeit und Nachsicht,

welche sehr an die vendetta corsica erinnerte. Freilich war diese Leidenschaft damals durch seine Feinde auf den höchsten Gipfel gesteigert. „Mögen sie ganz Europa gegen mich aufwiegeln, hörte ich ihn einige Tage nachher sagen, ich werde mich zu vertheidigen wissen, der Angriff ist legitim; aber daß sie ein ganzes Quartier zu Grunde richten, daß sie, um mich zu erreichen, sich nicht scheuen, über hundert Personen ums Leben zu bringen oder zu Krüppeln zu machen, und daß sie jetzt vierzig Banditen abschicken, um mich zu ermorden, das ist zu stark. Sie sollen mir blutige Thränen weinen und auf ihre Kosten lernen, was das heißt, den Muehelnord zu legitimiren.“ Die Nachsicht ist eine gemeine Leidenschaft, und doch ist sie bei Königen sehr gewöhnlich. Der erste Consul hätte sich über dieselbe erheben sollen. Allerdings mußte er den Herzog von Englien verhaften und verurtheilen lassen, aber nach diesem wäre es klug und schön gewesen, ihn zu sich kommen zu lassen, ihm seine Theilnahme an der Verschwörung zu beweisen (und das konnte Bonaparte) und ihn dann sogleich nach England zurückzuschicken. Ich traue dem Herzoge zu viel Edelmuth zu, als daß er von dieser Großmuth nicht hätte gerührt werden sollen; und wenn seine Familie auf den Thron gekommen wäre, so hätte Bonaparte an ihm keinen Feind und in der Brust einen Stachel weniger gehabt. Auch hat man jenen Befehl Bonaparte's zur Grundlage all des Schreckens gemacht, den man Frankreich und

Europa gegen ihn einflößen wollte. Dennoch wird man diese Handlung des großen Mannes keineswegs schlechtweg verdammen können.

Wenige Tage nach dem Urtheilspruch begab ich mich nach Saint-Cloud. Hier hatte ich die Gewohnheit, bis ich den Befehl erhielt, in das Cabinet des ersten Consuls einzutreten, mich in der Bibliothek bei dem Bibliothekar Ripault aufzuhalten. Dieser erzählte mir, daß Bonaparte den Tag zuvor, als er eine Büste des großen Condé bemerkte, die auf dem Wege zu seinem Cabinette stand, in rauhem Tone und mit bewegter Stimme zu ihm gesagt habe: „Die Büste muß anderswo hin.“

Man erfuhr im Palaste die Ankunft des Herzogs und seinen Tod zu gleicher Zeit. Madame Bonaparte zerfloß in Thränen und warf sich ihrem Gemahle zu Füßen, um ihn um Gnade zu bitten, aber es war schon zu spät. Seine Stiefschwester, Madame Elisa, schrieb ihm einen Brief, den Fontanes verfaßt hatte, erhielt aber Vorwürfe dafür, jedoch ohne Bitterkeit. Caulincourt kam von Strassburg und erfuhr die Sache von Madame Bonaparte. Sein Schmerz war so groß, daß er krank wurde. Ich zweifle nicht daran, daß er an der Verhaftung des Herzogs von Englien ganz unschuldig war, und als Beweis dafür gilt mir seine Annahme der Oberstallmeisterstelle. Caulincourt hätte keinen Blutsold angenommen; er verdankte seine Erhebung einzig seinem Verdienste und seiner Ergebenheit gegen den ersten Consul.

Pöblich setzte ein neuer schrecklicher Vorfall das Publikum in Erstaunen und Schrecken. Pichegru ward im Gefängniß todt gefunden. Man hatte ihn verhaftet, verhört und confrontirt. Das unwürdige Betragen der Subalternen gegen ihn und der völlige Verlust aller seiner Hoffnungen brachten ihn zu dem Entschlusse, durch den Tod allen Qualen eines Lebens zu entfliehen, das er ohnehin nicht mehr verlängern konnte; vielleicht ergriff ihn auch die Scham über die Theilnahme an einem solchen Verbrechen und über solche Mitschuldige. Man würde Bonaparte und Pichegru Unrecht thun, wenn man glauben wollte, jener habe diesen ermorden lassen. Man darf dem kräftigen Pichegru den Ruhm nicht rauben, sich seinen Feinden auf eine ehrenhafte Weise entzogen zu haben. Er hat einen muthigen Rückzug gewagt, und wenn auch alle Einzelheiten, welche Bonaparte hinterbracht wurden, nicht hingereicht hätten, um ihm den Verdacht gegen ihn zu benehmen, als ob er selbst unter den Mördern gewesen wäre, so bürgte doch schon der Charakter Pichegru's denen, die ihn näher kannten, für seine Unschuld in dieser Beziehung.

Das Todesurtheil, das über die Uebrigen gesprochen wurde, erregte allgemeines Mitleiden, besonders bei der ganzen Familie des ersten Consuls, und denen, die ihm treu ergeben waren. Schon war viel zu viel Blut vergossen worden, und es kam nun darauf an, für diese neuen Opfer Gnade zu erbitten. Madame Bonaparte übernahm Herrn von Nivère

und die Polignac's. Ich begleitete die Gemahlin Ludwig Bonaparte's, welche die Tochter von Lajolais bei sich hatte, nach Saint-Cloud; die Mutter des ersten Consuls und Madame Joseph, die Gemahlin des Generals Murat, wollten für die Andern um Gnade sehen. Als ich nach Saint-Cloud kam, fragte mich der erste Consul: „Wie steht es bei meiner Frau?“ — „Man weint bei ihr, erwiederte ich, und sie selbst am meisten. Es ist ein herzerreißender Anblick.“ Ich hatte ihn bereits in aufgeregter Stimmung angetroffen, aber nun ward seine Bewegung sichtbar. Er ging zwei- oder dreimal in seinem Cabinet auf und ab und sagte dann: „Die Elenden haben mich ermorden wollen, welche Feigheit!“ Hiemit verließ er das Zimmer. Bald darauf kamen mit Madame Bonaparte die Schwestern Herrn von Rivière's und die Verwandten der Polignac's, und fielen ihm zu Füßen; er zögerte keinen Augenblick und begnadigte die Polignac's und Rivière. George hatte dem General Murat einen sehr edlen Brief geschrieben, in welchem er nicht für sich, sondern für seine Gefährten um Gnade flehte; der General las mir denselben gerührt vor. Würde man ihm aber das Leben schenken, so wünschte er zuerst an die Küste von England gebracht zu werden. Dies wäre, schrieb er, nur eine andere Todesart für ihn, aber sie wäre wenigstens seinem Vaterlande nützlich. Selbst Bonaparte zeigte sich geneigt, ihn zu begnadigen. Aber man stellte ihm vor, daß diese Menschen öffentliche

Beamte auf der Straße ermordet hätten, und daß diese doppelte Schuld jede Begnadigung abschneide, daß sie begnadigen soviel heiße, als den Meuchelmord begünstigen und die Vertheidiger des Staatsoberhaupt's entmuthigen, daß George ja im Ganzen nichts als ein bloß durch Schandthaten bekannter Banditenhauptmann sey, und endlich, daß man Niemanden mehr strafen könne, wenn dieser verschont bliebe. So wurde er mit neun Mitschuldigen hingerichtet, und das Volk strömte nach seiner Gewohnheit herbei, um dem schrecklichen Schauspieler beizuwohnen, dessen Opfer Leute waren, welche ihm die Bourbonen hatten wieder schenken wollen.

Diese Verschwörung hatte den ersten Consul die Nothwendigkeit fühlen lassen, seinen Weg zum Throne zu beschleunigen. Es war dies der Wunsch aller Derjenigen, deren Ehrgeiz Gunstbezeugungen erwartete, welche die Republik nicht verleihen konnte. Bonaparte hatte davon nicht bloß eine Sicherstellung, sondern auch eine Ausdehnung seiner Macht zu hoffen, die er zur Ausführung seiner großen Plane nöthig hatte, auch war es das einzige Mittel, die Herrscher Europa's für sich zu gewinnen, welche die Republik zittern machte. Außer England, das man besonders in seinen äußern Verhältnissen, nicht wohl als Monarchie betrachten konnte, sahen alle andern Mächte ein, daß es im Interesse eines französischen Monarchen liegen würde, den Strom republikanischer Ideen zu hemmen, der sich von Frankreich aus durch

alle Länder zu ergießen begann. Kaiser Paul fand mit seinem Haß gegen die Engländer in dem ersten Consul einen Genossen, und dieser gemeinsame Haß hatte die beiden Monarchen, welche ihre Regierung durch große Thaten auszuzeichnen suchten, einander sehr nahe gebracht. Schon war von einer gemeinschaftlichen Expedition nach Indien die Rede. Aber Paul stürzte sein Mangel an Vorsicht. Vielleicht trug die Entdeckung dieses geheimen Plans eben so viel zu seinem Tode bei, als der Despotismus, mit dem er seine Familie und seinen Hof behandelte.

Die so gut vorbereitete Rückkehr von der Republik zur Monarchie wurde mit außerordentlicher Feierlichkeit begangen. Die ganze Christenheit wünschte sehnlich, daß das Königreich Frankreich, nachdem es der traurige Schauplatz aller möglichen Schandthaten gewesen, der Welt nun den erhabenen Anblick der Rückkehr zum Christenthum gewähren möchte. Alle Leidenschaften unterdrückend, über alle Vorurtheile sich hinwegsetzend, und nur von dem hohen Gedanken durchdrungen, daß das Oberhaupt von Frankreich unter der Leitung der Vorsehung stehe, schloß der Pabst mit diesem einen Vertrag, den ihm sowohl Politik als der Charakter seiner Würde in die Feder gaben. Auch durfte er die Bitte nicht abschlagen, durch seine erhabene Gegenwart und den vollen Glanz des Cultus, dessen oberster Lenker er war, die Vereinigung der Kirche und des Thrones einzuweihen. Er verließ Rom und kam nach Frankreich. Der erste

Consul empfing ihn zu Fontainebleau; während seines ganzen Aufenthalts in Frankreich trug das Benehmen der beiden Fürsten gegen einander das Gepräge majestätischer Würde. Die Feierlichkeit der Krönung bestand in der größten und erhabensten Ceremonie, welche je einer Macht den heiligen Charakter der Legitimität aufgedrückt hat. Der Pabst, ein ehrwürdiger Greis, umgeben von allen seinen Prälaten, die Repräsentationen der verschiedenen Stände des Staats, das ganze diplomatische Corps von Europa und die allgemeine Zustimmung Frankreichs und des Heers haben diesem Acte eine Bedeutung gegeben, welche das Haus Bourbon nie wird schwächen können. Diese Rechtheit seiner Legitimität hat vielleicht der Kaiser nicht tief genug gefühlt, als er zu Fontainebleau abdankte. Hätte er die Abdankung verweigert, so wäre er ohne Zweifel ins Gefängniß geworfen worden; aber was konnte ihn die Zukunft kümmern? er hätte als Monarch gestitten. Ebenso wenig konnte sein Sohn seine Rechte verlieren; doch ich werde später wieder auf diesen Gegenstand zurückkommen.

England sah wohl ein, wie gefährlich ihm der Friede Frankreichs mit dem ganzen Festlande und mit ihm selbst werden würde. Die Expedition nach St. Domingo hatte anfangs guten Fortgang gehabt. Dennoch war es ein schlimmer Gedanke, der dem Kaiser nie hätte in den Sinn kommen sollen; aber die Erinnerung an den blühenden Wohlstand St. Domingo's und die vielen nach Frankreich geflüchteten Colonisten

mahnten ihn dringend, die Eroberung dieser Insel zu versuchen, und der Kaiser gab der allgemeinen Verblendung und dem Wunsche, seine Seemacht zu gebrauchen, nach \*). Das Directorium hatte die Anführer der Expedition schlecht gewählt und halbe Maafregeln genommen; kein Wunder daher, daß die Unternehmung nicht gelang. Der General, dem man den Oberbefehl anvertraut hatte, war zwar ein sehr rechtlicher Mann, besaß aber geringe Fähigkeiten. Er hatte kein Glück und wurde ein Opfer der Schwandtheit der Neger, die ihn am Narrenseile umherführten. Der General, dem der Kaiser die Leitung der zweiten Unternehmung übergab, hatte mehr Geist und Talente als sein Vorgänger, aber er hatte, wie dieser, ein zehrendes Klima und eine durch den glücklichen Anfang verstärkte Macht zu bekämpfen, und mehr als Alles dies hatte die Freiheit mit ihrer ganzen belebenden Kraft und allen ihren Hoffnungen den bereits organisirten Negern eine Stärke gegeben, die sehr schwer zu überwinden war. Der Obergeneral starb als ein Opfer des Klima's, und obgleich er Toussaint-Louverture, das Landesoberhaupt, nach Frankreich geschickt hatte, so unterlag er doch der

\*) Der Verfasser erlaubt sich hier eine kleine Zeitversetzung. — Diese Expedition nach St. Domingo fällt nämlich in die Zeit vor der Erhebung des ersten Consuls auf den Kaiserthron. Sie fand im Jahre 1802 Statt, und Toussaint-Louverture starb in der Festung Joux am 14. April 1803.

Volkskraft und der vortheilhaften Stellung der Feinde.

Den Zeitpunkt der Ungewißheit über den Erfolg der Expedition benützte England, um den Frieden zu brechen. Pitt, gewohnt, die heiligsten Rechte und Gebräuche mit Füßen zu treten, erneute den Krieg ohne Erklärung, bemächtigte sich der Handelsschiffe, richtete die Kaufleute zu Grunde und setzte das Festland von Neuem in Flammen. Rußland und Oesterreich griffen vereint zu den Waffen. Der Kaiser zog von den Küsten des Oceans gegen Oesterreich, und machte jenen bewundernswürdigen Feldzug, der mit der Schlacht von Austerlitz endigte.

Um diese Zeit machte ich von dem Staffettensystem, das mir der Kaiser zu organisiren befohl, und dessen Grundzüge ihm angehören, im Großen Gebrauch. Er hatte die Schwierigkeiten und Nachtheile der Einrichtung empfunden, daß ein einziger Reitender einen ungeheuren Raum durchhellen mußte. Es kam mehrermahl vor, daß die Couriere aus Müdigkeit, oder weil sie nicht gehörig gefördert worden waren, seiner Ungebuld nicht bald genug ankamen. Auch schien es ihm gefährlich, einer einzigen Person Nachrichten in die Hände zu geben, deren richtige Ablieferung einen großen und manchmal entscheidenden Einfluß auf die wichtigsten Ereignisse haben konnte. Ich organisirte daher auf seinen Befehl das Staffettensystem, das darin bestand, daß man die Cabinetsdepeschen in einer Briefftasche, zu welcher er und ich einen Schlüssel hatten, durch die Postillons jeder Station weiter

befördern ließ. Jeder Postillon mußte der nächsten Station ein Büchlein überbringen, in welches die Namen aller Posten eingeschrieben und die Stunde der Ankunft und des Abgangs bemerkt war. Auf den Verlust des Büchleins und die Nachlässigkeit des Postmeisters im Einschreiben der Stunde war eine Geldstrafe gesetzt, auf die im Wiederholungsfalle härtere Strafen folgten. Es kostete mich viele Mühe, die Sache in Gang zu bringen, aber eine unausgesetzte Wachsamkeit führte mich zum Ziele, und diese neue Einrichtung übte innerhalb zwölf Jahren eine bedeutende Wirksamkeit aus. Ich konnte mir bei einer Entfernung von 400 Meilen wegen einer Verspätung von einem Tage Rechenschaft ablegen lassen, und alle Tage ging eine Staffette von Paris nach den entlegensten Punkten ab und kam von denselben an. Zudem war das Staffettensystem wohlfeiler, als das frühere. Am achten Tage erhielt der Kaiser Antwort auf Briefe nach Mailand, und am fünfzehnten auf Briefe nach Neapel. Diese Einrichtung wurde ihm sehr nützlich; sie war, ich kann es ohne Eitelkeit sagen, eines der Elemente des Gelingens seiner vielseitigen Unternehmungen.

Der Feldzug begann mit einem Donnerschlag in Uim: Preußen erschrak darüber und suchte seine ersten feindlichen Schritte sorgfältig zu verbergen; Außerlich lernte Oesterreich die Kniee beugen, und zeigte den betroffenen Russen den Heimweg. Im folgenden Jahre fiel Preußen in der Schlacht bei Jena, und

fügte dadurch einen neuen Beweis zu den tausend andern hinzu, daß man eine reine Monarchie gleich Nichts zu achten hat, wenn nicht ihr Oberhaupt der Trefflichste der Nation ist. Jene Thatsache beweist auch, daß Preußen keineswegs ein mächtiges Volk ist: erschrocken über die verlorne Schlacht beeilte sich der König, sich tief im Norden einen Bundesgenossen zu suchen, und das Heer, unter welchem sich noch Jüdlinge des großen Friedrich befanden, hatte seine alte Kraft und sogar die Begeisterung für seinen alten Ruhm verloren; den einen Tag schlug es sich, und den andern war es nur noch eine Menschenmasse ohne Disciplin und Energie. Ein Einziger rettete die Ehre der Monarchie, aber es war kein Prinz des Hauses Preußen, sondern Blücher war es; sein Marsch nach Lübeck und seine muthvolle Vertheidigung haben den Preußen in ihrem Unglück ein erhabenes Vorbild des Muthes gegeben.

Jene zwei siegreichen Jahre brachten den Kaiser nicht erst auf den Gedanken, Europa zu besiegen, um es zu beherrschen oder den Vorrang in demselben zu führen, sondern dieser Gedanke lag tief in seinem Geiste und Charakter; denn die Eroberer haben alle denselben Denkspruch: lieber nicht leben zu wollen, als nicht überall die Ersten zu seyn. Vier Jahre seines Consulats hatte er mit der Untersuchung des Civilcodex zugebracht; in der Zeit zwischen diesem zweiten und dem letzten Kriege beschäftigte er sich mit größerer Sorgfalt mit der innern Verwaltung.

Während seiner Abwesenheit waren, mehr aus Unerfahrenheit, als aus bösem Willen, einige Unordnungen vorgefallen; er nahm daher bei seiner Rückkehr mehrere Verordnungen vor und gab der allgemeinen Verwaltung einen belebenden und fortwirkenden Aufstoß. Sein erstaunliches Gedächtniß machte ihn nicht nur zum Herrn des Ganzen, sondern auch des Einzelnen im strengsten Sinne des Worts; auch waren seine Unterhaltungen für Leute, welche ihrer amtlichen Verrichtungen nicht ganz Meister waren, sehr gefährlich. Diese beständige Aufmerksamkeit auf alle Zweige der Staatsverwaltung und seine Kunst, sie aufs Trefflichste im Kopfe zu ordnen, war ein mächtiger Hebel seiner weitausehenden Unternehmungen. Es begegnete mir oft, daß ich mir der Entfernungen und vieler andern Einzelheiten meines Amtes nicht so sicher bewußt war, wie er, und daß er mich darin zurechtwies. Herr von Talleyrand erzählte mir, daß, als er mit ihm von Bologna nach Paris zurückreiste, ihnen wenige Tage nach dem Abmarsch des Heeres von den Küsten ein Peloton Soldaten begegnete, welche zurückgeblieben waren und nicht wußten, wo sie ihr Corps wieder finden sollten. Der Kaiser brauchte nur die Nummer ihres Regiments zu wissen, um ihnen die Richtung anzugeben, welche sie zu nehmen hatten; er berechnete schnell den Tag ihres Abmarsches, den Weg, den sie genommen, und die Straße, auf der sie marschirt waren, und sagte dann zu ihnen: „Ihr werdet euer Bataillon an dem

und dem Etappenplatze finden.“ Das Heer war damals 200,000 Mann stark. Man wußte, daß er den Namen eines Tapfern nie vergaß, und man durfte ihm nur eine Gelegenheit ins Gedächtniß rufen, bei der man sich muthig gehalten hatte, wenn man belohnt seyn wollte; versprach er etwas, so konnte man sicher auf die Erfüllung seines Versprechens zählen.

---

Heiraths- und Scheidungspläne. — Merkwürdige Eröffnung des Marschalls \*\*\*. — Verweisung der Kaiserin. — Das Heirathsconvent. — Josephinens Muth. — Wahrhafter Schmerz des Kaisers. — Marie Louise. — Die unglückliche Soirée. — Die Geburt des Königs von Rom.

Die Schlacht bei Wagram hatte einen großen Einfluß auf das Schicksal Frankreichs, aber weniger, weil sie dem Festlande noch einmal den Frieden schenkte, als weil sie zwei Kronen vereinigte. Die ersten Einleitungen zu der Heirath des Kaisers mit der Erzherzogin Marie Louise fanden trotz dem Widerstande einer bedeutenden Partei zu Wien bei dem Fürsten von Metternich Statt. Ich bekam die erste Andeutung davon auf eine ganz eigenthümliche Weise. Dem Kaiser mußte die Scheidung von einer Frau, die seine ganze Zuneigung verdiente, und deren edle Eigenschaften sie zum Gegenstande der Verehrung ganz Frankreichs machte, viele Schwierigkeiten verursachen. Der Marschall \*\*\* besuchte mich am Tage nach seiner Ankunft. Wir waren alte Freunde, und

sein Zutrauen zu mir war grenzenlos. Er klagte bei mir sehr über seine Frau. Ich habe ihn von jeher für eifersüchtig gehalten, und glaube noch jetzt, daß er seiner Frau nie hat Gerechtigkeit widerfahren lassen. Nachdem er sehr mißvergnügt und in dem Tone eines Mannes, der sein eheliches Verhältniß zerreißen will, von derselben gesprochen hatte, erzählte er mir eine Unterredung, die er zu Wien mit dem Kaiser gehabt hatte. Dieser schlug ihm vor, seine unangenehmen häuslichen Verhältnisse durch Scheidung aufzuheben. „Sie werden kein Kind von ihr bekommen,“ sagte er zu ihm, „und doch müssen Sie wünschen, daß ein Name wie der Ihrige nicht erlösche. Scheiden Sie sich, und Sie können dann unter den vornehmsten Familien Frankreichs eine Gemahlin wählen, welche Ihnen Nachfolger in Ihrem Range und Ihren Würden geben wird.“ Als der Marschall mir diese Eröffnung machte und mich um meinen Rath fragte, war er eben so sehr als ich entfernt, den geheimen Beweggrund zu argwohnen, der den Kaiser zu einer solchen Sprache veranlaßt hatte. Ich zweifle nicht an der Sittsamkeit seiner Frau; sie besaß sehr achtungswerthe Eigenschaften und hatte ihrem Gemahle ein großes Vermögen zugebracht; ich rieth ihm daher, von einem Schritte abzustehen, der ihm lange Neue bringen könne. Er folgte meinem Rathe, und ich glaube, er that wohl daran. Wenige Tage darauf kam der Kaiser vom Hoere, und zwei Monate nachher begab er sich nach

Fontainebleau. Ich reiste beinahe zu gleicher Zeit dahin. Kaum war ich angekommen, als ich von der Kaiserin den Befehl erhielt, auf einer Geheimitreppe in ihr Gemach zu kommen. Ich fand sie in der tiefsten Niedergeschlagenheit. „Hören Sie,“ sagte sie zu mir, „was Fouché mir gesagt hat: Es ist nothwendig, daß Ew. Majestät Frankreich und dem Kaiser einen großen Beweis Ihrer Liebe gebe. Der Kaiser muß Kinder hinterlassen, die seine Nachfolger werden können, und Frankreich eine Familie schenken, welche den Bourbonen alle Hoffnung der Rückkehr benehme. Zehn Ehejahre rauben der Nation und dem Kaiser alle Hoffnung, je Kinder von Ew. Majestät zu erhalten. Sie sind in dieser Beziehung das einzige Hinderniß für die Sicherstellung des Glückes Frankreichs; lassen Sie sich herab, dem Rathe eines Mannes zu folgen, der Ihnen treu ergeben ist. Die besondere Lage, in der Sie sich befinden, legt Ihnen ein großes Opfer auf, das Sie Ihrem Ruhme und dem allgemeinen Wohle bringen müssen; wohl weiß ich, wie hart es ist, aber Ihr hoher Sinn wird es zu ertragen wissen. Der Kaiser selbst wird es nicht bringen, ich kenne seine Liebe zu Ihnen; aber seyen Sie größer als er, und liefern Sie diesen letzten und größten Beweis Ihrer Liebe gegen das Vaterland und den Kaiser; die Geschichte wird Ihnen dafür lohnen, und Sie über die ausgezeichnetsten Frauen stellen, welche je auf dem Throne von Frankreich gesessen sind.“ — Ich war über diese

Rede so bestürzt,“ setzte sie hinzu, „daß ich ihm nichts antworten konnte, als, ich werde den seltsamen Antrag überlegen, und ihm in einigen Tagen Antwort geben. Rathen Sie mir nun, was ich thun soll, Sie sind ja mein Verwandter und treuer Freund. Ist es nicht klar, daß Fouché von dem Kaiser geschickt war, und daß mein Loos schon entschieden ist? Ach! vom Throne herabzusteigen, ist etwas Geringses für mich, ich weiß am besten, wie viel Thränen er mich schon gekostet hat, aber zugleich den Mann zu verlieren, an den ich meine theuersten Gefühle geknüpft habe! Das Opfer geht über meine Kräfte!“

Auch ich dachte, wie die Kaiserin, Fouché werde vom Kaiser geschickt worden seyn, aber ich war über diese überraschende Eröffnung eben so bestürzt, wie sie, und hat sie daher um einige Stunden Zeit zur Antwort. Es bedurfte bei mir keines langen Nachdenkens, um auf die Ueberzeugung zu kommen, daß der Vorschlag, mochte er nun auf Befehl des Kaisers gemacht worden seyn, oder hatte Fouché sich selbst den Ruhm erwerben wollen, eine solche Veränderung eingeleitet zu haben, zu große Vortheile darbiere, als daß er wieder aufgegeben werden konnte, und daß das Opfer gebracht werden mußte. Aber auf der andern Seite kannte ich auch die Liebe der Kaiserin zu ihrem Gemahle zu gut, um nicht überzeugt zu seyn, daß sie dem Opfer nie entgegengehen würde. Ich war ihr schon lange treu ergeben, war der Freund ihres Sohnes und der Gatte

Ihrer Michte: es war daher sehr natürlich, daß ich sie nicht zum Eingehen in einen Plan ermunterte, der vielleicht nur in dem Kopfe eines Ehrgeizigen gewachsen war, und nicht alle Bande zerreißen wollte, die mich an diese Familie knüpften, worunter nicht solche Bande gemeint sind, die mir von Nutzen seyn konnten, sondern die der Freundschaft. Zudem habe ich von jeher ein großes Mißtrauen in jene menschliche Klugheit gesetzt, welche, indem sie die Zukunft voranzusehen meint, sie beherrschen will. Nur den großen Geistern ist diese Voraussehung vergönnt, und auch sie täuschen sich oft. Ich rieth der Kaiserin, über die Sache zu schweigen, die Schritte des Kaisers abzuwarten, und Fouché zu erklären, daß seine erste Pflicht Treue gegen den Kaiser, seine zweite aber Gehorsam sey, und daß sie daher von Niemand mehr etwas über diese Sache hören wolle, als von dem Manne, der über ihr Schicksal zu entscheiden habe. Dieser Rath sagte ihr zu, und sie befolgte ihn. Aber schon nahte die Entscheidung. Ohne Zweifel war schon Alles mit Oesterreich abgemacht, als der Kaiser den Prinz Eugen von Italien kommen ließ, um seine Mutter in dem verhängnißvollen Augenblicke zu trösten, worauf er wenige Tage nachher eine Privatberathung hielt, zu der, außer den hohen Staatsbeamten und den Ministern, die Mitglieder der Familie zugelassen wurden. Hier legte er die Gründe auseinander, welche ihn bestimmten, zum Wohl des Staats in einer andern Verbindung die

Schon lange verlorene Hoffnung auf Nachkommenschaft wieder zu suchen. Hierauf erklärte er, er könne sich seine neue Gemahlin aus dem Hause Oesterreich, oder aus dem Hause Rußland, oder aus den Herrscherhäusern Deutschlands wählen. Die hohen Staatsbeamten und die Minister, wahrscheinlich von seinem Entschlusse schon vorher unterrichtet, stimmten für eine österreichische Prinzessin, ebenso der Prinz Eugen, der als Hauptgrund die katholische Religion anführte, in der die Erzherzogin erzogen sey. Der König von Neapel dagegen erklärte sich für eine russische Prinzessin, und begründete seinen Vorschlag durch die politischen Vortheile, welche eine solche Verbindung mit dem mächtigsten und von Frankreich entferntesten Herrscherhause Europas gewähren würde, gegen die Heirath mit einer österreichischen Prinzessin aber führte er alle Nachtheile und Unannehmlichkeiten an, von denen uns die Geschichte eine so traurige Erfahrung gegeben hatte. „Familienverbindungen,“ setzte er hinzu, „haben Frankreich immer nur widrige Rechte aufgebürdet. Frankreich wird alle Fehler jener Regierung, diese drückende und gefährliche Last, mittragen müssen. Die Lage dieses Hauses allein kann es dazu bestimmen, eine Verbindung zu schließen, die es nach seinen stolzen Ideen insgeheim verabscheuen muß. Es ist es besonders, das dem Gedanken, daß die Fürsten keine Verwandten haben, die volle Kraft einer Marine gegeben hat. Frankreich wird genöthigt seyn, es mit großen Ko-

sten in seiner oft so verkehrten Politik und seinen schlecht geführten Kriegen zu unterstützen, wenn aber wir seine Hilfe nöthig haben werden, so werden wir bei ihm weder Kraft noch Treue finden. Bei einer Verbindung mit Rußland wäre von Allem diesem nichts zu befürchten.“ Diese Bemerkungen waren sehr vernünftig, aber sie vermochten nichts, weil der Entschluß schon gefaßt war. Ich hatte vorher gehört, daß man ihm zu einer Heirath mit einer Großherzogin zugeredet hatte, und die Person, die mir dieß anvertraute, hatte einen so rechtlichen Charakter und befand sich in einer Lage, die ihr so gute Gelegenheit gewährte, die wichtigsten Dinge zu erfahren, daß ich an der Wahrheit ihrer Mittheilung nicht zweifeln kann. Indessen stand der Entschluß des Kaisers damals schon so fest, daß der Grund, aus dem er noch jene Frage aufstellte, nur eine Art von Eitelkeit, die ihm vielleicht nicht ganz fremd war, oder ein politischer Zweck seyn konnte, den ich übrigens bis jetzt nicht zu entwirren vermochte.

Wenige Tage vorher hatte er mich zu sich kommen lassen. Er wollte der Kaiserin den bittern Trank durch einen Freund reichen lassen; seine Wahl fiel auf mich. „Die Nation hat so viel für mich gethan,“ sagte er zu mir, „daß ich ihr die Aufopferung meiner innigsten Neigung schuldig bin. Eugen ist nicht jung genug, als daß ich ihn als meinen Nachfolger betrachten könnte, und ich bin nicht alt genug, um keine Kinder mehr hoffen zu können, und

doch darf ich von ihr keine hoffen; die Ruhe Frankreichs erfordert es, daß ich mir eine neue Gemahlin wähle. Seit mehreren Monaten lebt die Kaiserin in den Qualen der Ungewißheit. Alles ist zu einer neuen Verbindung vorbereitet. Sie sind der Gemahlin ihrer Rechte, und sie beehrt Sie mit ihrer Achtung: wollen Sie es übernehmen, ihr diese traurige Nachricht mitzutheilen, und sie auf ihr neues Schicksal vorzubereiten?" Ich antwortete ihm, daß mein Verhältniß zu der Kaiserin mir nicht erlaube, einen solchen Auftrag anzunehmen, und daß es mir passender schiene, wenn S. Majestät denselben einem andern geben würde, der in weniger zarten Verhältnissen stünde. Er schien durch meine Weigerung nicht beleidigt und beauftragte nun Herrn N\*\*\* damit, der sich seines Geschäftes mit Zartheit und dem gewünschten Erfolge entledigte.

Die Ankunft des Prinzen Eugen war ein großer Trost für die Kaiserin. Als sie im Staatsrathe, vor dem Kaiser, in Gegenwart der hohen Reichsbeamten ihre Zustimmung zu der Scheidung erklären mußte, zeigte sie einen so hohen Muth und eine solche Entschlossenheit, daß Jedermann tief gerührt wurde. Am folgenden Tage verließ sie die Tuilerien, um nicht mehr dahin zurückzukehren. Der Kaiser hatte den Abend vorher einige Stunden bei ihr zugebracht: sein Schmerz war tief, und dieser Mann, den die bedeutendsten Ereignisse nie hatten hemmen und bewegen können, beugte das Knie vor der trefflichen

Frau und vergoß reichliche Thränen. Ich besuchte sie am Morgen ihrer Abreise. Einige Hofleute kamen, um ihr ein kaltes Lebewohl zu sagen, und ihr ihre erzwungenen Wünsche darzubringen, und als sie mit ihrer Hofdame, der Gräfin von Alberg, und ihrem Ehrencavaller in den Wagen stieg, war Niemand mehr da, um ihr ein dankbares Gesicht zu zeigen. Schon waren alle Wünsche, alle Hoffnungen auf den neuen Hof geklopft. Der Kaiser lebte vierzehn Tage lang zu Trianon in der Zurückgezogenheit; sein Schmerz war wahrhaft und tief, aber die Erzherzogin kam an, und von diesem Augenblicke gab er sich ganz dem Vergnügen hin, das ihm diese neue Verbindung versprach.

Das Glück, das bisher seinem Geiste gehuldigt hatte, gewährte ihm auch diese neue Gunst ohne Vorbehalt. Die neue Kaiserin hatte einen hohen schönen Wuchs und eine kräftige Gesundheit, und war überhaupt mit den Reizen und der Schönheit geschmückt, welche gewöhnlich die Jugend begleiten. Auf ihrem Gesichte fand man alles wieder, was die Physiognomie der kaiserlich-österreichischen Familie Eigenthümliches hat, aber es hatte offenbar den Ausdruck der Gutmüthigkeit, und ihr Lächeln war, was sonst bei dieser Familie nicht gewöhnlich ist, sanft und liebenswürdig. Die Pracht, die sie umgab, der Glanz des ersten Throns der Welt, die um ihre Gunst wetteifernden Künste, ein junger, glänzender und kriegerischer Hof zu ihren Füßen, und die Liebe

des Kaisers, dessen Herz sie schon seit mehreren Jahren gewonnen hatte, machten ihr Paris zu einem wahren Zaubergarten. Auch äußerte sie dieses oft mit einer liebenswürdigen Urbefangenheit und Wärme. Die Heirathsceremonien wurden mit großer Pracht begangen. Viele Leute erinnerten sich jedoch dabei an die Ankunft der Erzherzogin Marie Antoinette und an den traurigen Abend, an dem das Feuerwerk auf dem Plage Ludwigs XV. gegeben wurde, und wo so viele Menschen umkamen. Das Publikum gefiel sich darin, diese beiden Erscheinungen zu vergleichen, und besonders geschah dies aus Gelegenheit des von der kaiserlichen Garde auf dem Marsfelde gegebenen Festes; ein herrliches Fest, wo unter 6000 Personen die bewundernswürdigste Ordnung herrschte, die in einem eilig aus Holz gebauten Saale versammelt waren, den noch von außen über 80,000 Menschen umgaben, welche herbeigekommen waren, um das Feuerwerk zu sehen.

Alle diese Festlichkeiten waren zu Ende, als der Kaiser die Einladung des österreichischen Gesandten, des Fürsten von Schwarzenberg, zu einem Feste in seinem Hotel in der Straße Mont-Blanc annahm. Die Gesellschaft war wenigstens 600 Personen stark, und um so viele Gäste aufnehmen zu können, hatte der Fürst in dem Garten einen Rundsal von Holz bauen lassen, der aber mit den Gemächern des Hotels zusammenhing. Der Baumeister hatte denselben innerhalb vier Tagen vollendet. Unglücklicherweise

befestigte er den Boden des Saals von der einen Seite an den gegen den Garten liegenden Theil des Hofels, und von der andern auf den Felsen einer Grotte, die, glaube ich, nie einen Tropfen Wasser gesehen hatte. Die Gallerie, ebenfalls von Holz, war dazu erbaut worden, um einen Ausgang auf die Straße Provence zu gewähren. Es war im Anfang des Sommers und sehr heiß; Gaze- und Mouffelin-tücher und mannigfaltige Blumengewinde bedeckten den Umkreis des Saals und alle seine Zugänge. Eine ungeheure Menge Wachslichter erhellte die Luft noch mehr und theilte allen jenen Verzierungen eine entzündbare Trockenheit mit. Eine Wachskerze neigte sich zu einem Vorhang an der Gallerie hin und setzte ihn in Feuer; ein sehr großer Kammerherr bemerkte es und rief denselben herab, aber die Flamme machte so schnelle Fortschritte, daß sie in wenig Sekunden im Saale war und sich rings verbreitete. Alles stürzte in den Garten. Aber da nur Eine Thüre da war, so drängte sich die Menge auf Einen Punkt zusammen, zerbrach die Bretter des Fußbodens und viele Personen stürzten über fünf Fuß tief hinab. Nun erreichte die Verwirrung den höchsten Gipfel: das angstvolle Rufen, das verzweiflungsvolle Geschrei und das Bemühen, der Gefahr zu entgehen, das weder Geschlecht noch Rang mehr achtete, machten diese Scene zu einem schrecklichen Schauspiel. Bald hatte das Feuer den Giebel des Saales erreicht und verzehrt, der Plafond senkte sich und das Ganze ge-

währte den Anblick eines ungeheuern Feuerofens. In drei Minuten hatte die Flamme Alles ergriffen. Das Feuer verzehrte seine Opfer noch in den Gärten und selbst auf den Straßen, wohin sie sich halb nackt mit den Ueberbleibseln ihrer entzündeten Kleider gesüchtet hatten. Der Kaiser hatte sich in dem Augenblicke entfernt, als das Feuer in den Saal kam, aber nachdem er die Kaiserin in Sicherheit gebracht hatte, kehrte er schnell in Civilkleidern mit dem Prinzen Eugen zurück, der die Prinzessin Auguste durch große Selbstegegenwart gerettet hatte. Der Anblick war entsetzlich: unglückliche Frauen, die unter den Fußboden gefallen waren, hatten durch die Pfähle, auf denen er ruhte, den Ausgang zu gewinnen gesucht, aber schon halb verbrannt streckten sie vergeblich ihre mit furchtbaren Wunden bedeckten Arme durch die Gitterstangen, und erhielten erst Hilfe, als es schon zu spät war. Diejenigen von ihnen, welche noch gerettet wurden, starben kurz darauf unter schrecklichen Schmerzen. Die Prinzessin Leyen, eben so ausgezeichnet durch Schönheit, als durch ihre Tugenden achtungswerth, flüchtete sich mit halbverbranntem Leib und Gewande zu einer armen Pfortnerin eines nahen Hotels; sie konnte nicht mehr sprechen. Die alte Frau bedeckte sie mit ihren Kleidern und ein schwedischer Officier, der sie gerettet hatte, ohne sie zu kennen, konnte nur das Wort Passy aus ihr hervorbringen, was er für den Namen ihres Wohnorts hielt. Er brachte sie in ei-

nen Flator, führte sie auf das Dorf, und zeigte sie von Thüre zu Thüre, bis sie endlich ihre Leute an ihrem Geschrei erkannten. Die Unglückliche starb vier Tage nachher in der Blüthe ihrer Jahre, nachdem sie noch vorher ihre Tochter weinend gesegnet hatte, die am Fuße ihres Bettes getraut wurde.

Das Schicksal der Fürstin von Schwarzenberg, der Schwägerin des Gesandten, war eben so traurig. Sie war mit ihren Kindern auf dem Valle, durch ihre Schönheit ein Gegenstand der Bewunderung, strahlend von Diamanten und im glänzendsten Schmucke prangend. Sie floh in den Garten, da sie aber ihre älteste Tochter nicht bei sich sah und nicht finden konnte, so stürzte sich die kühne Mutter wieder in den Saal zurück, aber der Boden sank unter ihren Füßen zusammen, sie wurde von dem Feuerofen verschlungen, und als man nach einigen Stunden die Flamme bemeisterte, fand man bloß noch ein formloses schwarzgebranntes Sceleit. Nur an den Ringen, welche sie an den Fingern trug, erkannte man sie noch.

Mich hatten Geschäfte in meiner Wohnung zurückgehalten; das strahlende Licht der Feuersbrunst und der Lärm auf den Straßen leiteten mich auf den Schauplatz jener schrecklichen Vorfälle. Man konnte sich nicht mehr nähern, das Volk verspernte alle Zugänge. Sein unversöhnliches Gedächtniß hatte es an das Blutbad Ludwig XV. bei der Heirath der unglücklichen Marie Antoinette erinnert; die traurigsten

Zusammenstellungen und die schlimmsten Weissagungen verknüpften sich mit dem Namen Marie Louises, und ich entfernte mich mit zerrissenem Herzen, und für diese Menge mich schämend, die so wenig Theilnahme an jenen Opfern zeigte, und durch ihre böshafte Bemerkungen bewies, daß sie kein Mitleid mit den Unglücklichen empfand, deren Vergnügungen und hoher Rang ihren Reid erregt zu haben schienen.

Indessen gingen die düstern Ahnungen des Volks damals noch nicht in Erfüllung. Die Kaiserin kam am 20. März mit einem Sohne nieder. Ihre Schwangerschaft hatte die Hoffnung gesteigert, und das Volk, dem ihr Anblick oft zu Theil wurde, bezeugte ihr alle Theilnahme, welche sie verdiente. Die Regierung hatte bekannt machen lassen, daß, wenn sie eines Prinzen genäse, 101 Kanonenschüsse gethan werden würden, brächte sie aber eine Prinzessin zur Welt, nur 25. Beidem 26 Kanonenschuß stieg die Freude bis zum Wahnsinn, und das nicht allein in Paris, sondern in ganz Frankreich. Alle Wünsche waren erfüllt, das Glück des Staates schien fest gegründet und Frankreich vor allen Revolutionen gesichert. Damals, habe ich seitdem mit so vielen Andern oft gesagt, damals hätte der Kaiser seinen Eröberungsbegehr aufhängen und sich mit der Verwaltung seines großen Reichs zur Ruhe setzen sollen. Frankreich wäre glücklich gewesen, und der Name der Bourbonen wäre in ewige Vergessenheit versunken.

Die Entbindung war schwer gewesen; die Kaiserin litt mehrere Stunden große Schmerzen. Ich kam kurz vor der Niederkunft in den Palast, obgleich mich mein Amt nicht dahin rief, aber ich hatte zu jeder Stunde freien Zutritt. Der Kaiser war in großer Bewegung und kam alle Augenblicke in das Schlafgemach der Kaiserin. Als endlich die Aerzte über die Art, sie zu entbinden, schwankten, sagte der Kaiser mit fester aber bewegter Stimme zu ihnen: „Thun Sie, wie wenn es eine bloße Bürgerin wäre, retten Sie vor allem die Mutter.“ Das Kind kam indessen gesund zur Welt, und der Kaiser zeigte es uns sogleich. Die Freude, die man auf allen Gesichtern las, war rein und lauter.

Könnte dieses Kind eines Tags alle die Wünsche verwirklichen, welche seine Geburt hervorrief, und wenn dies für Frankreich nicht gut seyn sollte, möchte dieses doch wenigstens einst stolz darauf seyn dürfen, es unter seine Kluder gezählt zu haben!

---

Bruch zwischen Frankreich und Rußland. — Der Feldzug von 1812. — unglückliche Verblendung des Königs von Neapel. — Die Verschwörung Mallet's.

Trotz dem ruhmvollen Widerstande der Spanier und dem wechselnden Waffenglück unserer Heere in ihrem Lande, hatte der Kaiser doch immer einen Theil Preußens besetzt gehalten, und den Mittelpunkt seiner militärischen Macht nach Hamburg ver-

legt und in die Hände des Marschalls Davoust gegeben. Der Marschall war des Vertrauens des Kaisers durch seine trefflichen Dienste bei Jena und seine treue Ergebenheit würdig geworden. Die Bedingungen des Vertrags von Tilsit hinsichtlich Englands sollten nur auf drei Jahre gütlich seyn. Der Kaiser Alexander war wegen des Zustandes, in welchem sich der Handel seines Reichs befand, sehr in Verlegenheit: die Landeserzeugnisse fanden keinen Absatz, seit England dieselben nicht mehr zulassen wollte, und die Eigenthümer großer Besitzungen, welche dem hohen Adel angehörten, murrten. In einem Lande, wo es bei Verschwörungen zuerst auf das Leben des Fürsten losgeht, ist es vielleicht gefährlicher als irgendwo, den Leidenschaften und Interessen der Großen lange zu widerstreben, weil diese nicht nöthig haben, das Volk aufzuwiegen, sondern drei kühne Anführer und einige Soldaten das Schicksal des Fürsten und des Reiches entscheiden. Diese Betrachtung mußte auf den neuen Entschluß des Kaisers Alexander Einfluß haben. Außerdem war er auch mit seinem Bundesgenossen Napoleon nicht sehr zufrieden. Die harte Behandlung Preußens mißfiel ihm sehr, und die Herrschaft in Italien machte ihm böses Blut; diese und unsere Besitzung der sieben venetianischen, Griechenland so benachbarten Inseln ließen ihn eine gewältige Aussicht und einen schrecklichen Feind fürchten, wenn er einst auf die alten Pläne Catharinas hinsichtlich des ottomanischen Reichs

zurückkommen wollte: er begann sich daher ganz sachte England zu nähern.

Diese Annäherung verdross anfangs den Kaiser und er sah alle Folgen voraus, welche dieselbe haben mußte. Alle Mächte des Festlandes hatten gefährliche Wunden erhalten, Rußland allein hatte seine ungeheuern Kräfte bewahrt. Der Kaiser beschloß es anzugreifen. Er that es jedoch nicht, ohne vorher alle Mittel zur Vereinigung mit demselben erschöpft zu haben; als er es aber fest entschlossen sah, sich ihm nicht zu nähern, so begann er den Krieg. Der Kaiser Alexander glaubte Alles gut vorbereitet zu haben, aber die ersten Angriffe waren so lebhaft, daß er nun einsah, er müsse Alles anwenden und Alles aufopfern, um in diesem Riesenkampfe Sieger zu bleiben; er begann damit, mit den Türken Frieden zu schließen. Unglücklicherweise für Frankreich glaubte der Kaiser Napoleon, der Divan werde seine Interessen zu gut kennen, um in dem Augenblicke mit seinem Todfeinde Frieden zu machen, in welchem sich ein so gewaltiger Gegner gegen diesen erhebe; er dachte, der Divan werde, seinem alten Grundsatze getreu, die Christen sich unter einander durch Kriege schwächen lassen, und dann aus ihrer Erschöpfung, wenn auch nicht um dieselben anzugreifen, doch wenigstens um eine sichere Ruhe zu bekommen, Vortheil zu ziehen. Der Kaiser vernachlässigte es, seinen Gesandten, den General \*\*\*, zu rechter Zeit abgehen zu lassen, und kaum war dieser an der tür-

fischen Gränze angekommen, als er erfuhr, daß der Friede zwischen der Pforte und Rußland abgeschlossen sey. Einen andern Feind hatte Napoleon in Bernadotte, dem Kronprinzen von Schweden. Ich habe nie begreifen können, wie er gegen die Erhebung dieses Generals so gleichgültig bleiben konnte. Vielleicht war es ihm lieb, ihn entfernt zu sehen, und gewohnt, überall mit Gewalt durchzudringen und die alten diplomatischen Künste zu verachten, dachte er wahrscheinlich nicht daran, daß Bernadotte ihm schädlich werden könnte. Aber der Kronprinz von Schweden machte einen Vertheidigungsplan, wie ihn nur der heftigste Feind Frankreichs ersinnen konnte. Zu seiner Politik als schwedischer Prinz kam noch sein Haß gegen Napoleon: er gab Rußland kluge Rathschläge, und ließ den General Moreau zurückkommen, um ihn an die Spitze einer russischen Armee zu stellen, die gegen Frankreich bestimmt war. Dieser Feldzug, der so glänzend begann, und bei dem es nur an der gehörigen Klugheit fehlte, um zur rechten Zeit Halt zu machen, verdankt einen Theil seiner Unfälle dem unglücklichen Wahne des Kaisers, daß der Feind immer weichen müsse und daß Kränkungen auf Kränkungen nie mehr als eine ohnmächtige Wuth hervorbringen würden. Ich habe es zu oft gehört, um es nicht selbst wiederholen zu müssen, daß der König von Neapel viel Schuld an unserm Unglück war, indem er den Kaiser in eine unheilbringende Sicherheit verlockte. Die Russen schmel-

hetten dem Könige und berauschten ihn mit erheu-  
 gelten Lobeserhebungen, welche leider allzugroßen  
 Eindruck auf ihn machten; er war nach denselben der  
 Held Frankreichs, der Du Guesclin, der Bayard des  
 Jahrhunderts, er war die Stütze des Throns und  
 der Träger des Nationalruhms; man wollte nur mit  
 ihm unterhandeln, alle Bewilligungen, in die man  
 ohne Gefahr eingehen konnte, bot man ihm an, und  
 war froh, wenn er sie nur annehmen wollte. Mit  
 Ungeduld erwartete man die Ankunft des an den  
 Kaiser von Rußland abgeschickten Couriers, und man  
 würde sogleich den Frieden mit ihm abschließen. Der  
 König von Neapel, der bereits gegen Oesterreich be-  
 sondere Verpflichtungen übernommen hatte, um sich  
 seinen Thron zu sichern, war sehr erfreut, bei den  
 Russen eine neue Gewährleistung zu finden; er erhielt  
 den Kaiser in einer traurigen Verblendung, in der  
 er sich selbst befand: indessen hätten die noch bren-  
 nenden Trümmer Moskau's sie auf den Gedanken  
 bringen sollen, daß ein Fürst, der eine solche Maß-  
 regel ergriffen hatte, nie einen schmählischen Frieden  
 unterzeichnen würde.

Auch machten die Russen alle Vorbereitungen, um  
 das französische Heer auf seinem Rückzuge empfindlich  
 zu beunruhigen. Doch das ganze Unglück dieses Feld-  
 zugs ist bekannt. Während dieser vor sich ging, war  
 Paris Zeuge eines Wunders, wie sich dergleichen zu-  
 weilen vor großen Naturumwälzungen ereignen. Was  
 das ganze bewaffnete Europa seit zwanzig Jahren

nicht zu versuchen wagte, die Eroberung von Paris, das unternahm ein einziger Mann, ein Gefangener, ohne Freunde, ohne Geld, ohne Namen, und wenige gelang es ihm. Ich hatte im Jahre 1793 mit Mallet als Stabsofficier gedient. Seine Ueberspannung, seine Besonderheiten und seine düstere Melancholie machten ihn zu einem schweigsamen, unfreundlichen Cameraden. Die Erhebung des Generals Bonaparte auf den Kaiserthron hatte ihm mißfallen, und er hatte es nicht verhehlt; der Verlust seiner Freiheit, und vielleicht auch der Aerger darüber, sich in seiner Laufbahn gehemmt zu sehen, während Diejenigen, welche jünger waren als er, zu den höchsten Stufen emporstiegen und großes Ansehen erlangten, brachten ihn dazu, sich in eine schlecht ausgedachte Verschwörung jener alten Ueberreste von Jacobinern einzulassen, die nur ihre Wuth um Rath fragten und keine Mittel zur Ausführung ihrer elenden Anschläge besaßen. Mallet wurde verhaftet, aber als der Kaiser das Nähere von dem Complotte erfuhr, suchte er nur mittheilbar mit den Achseln. Nachdem Mallet einige Jahre im Gefängniß gesessen war, wurde er in eines jener Gesundheitshäuser gebracht, welche rings um Paris erbaut sind und der Polizei zu einem Art Seminarien dienen, in welchen man, jedoch unter sehr genauer Aufsicht, diejenigen zurückbehält, welche man nicht verurtheilen konnte, und die man doch auch der Gesellschaft noch nicht wiedergeben mochte. Seit 26 Tagen war man ohne Nachrichten vom

Seeere, und bereits begannen üble Gerüchte in Umlauf zu kommen, als Mallet, nachdem er mit einem Abbé Constant, seinem Mitgefangenen, seinen Plan verabredet hatte, aus seiner Haft entfloß, eine Generalmajorsuniform anzog, um vier Uhr Morgens vor der Caserne der Municipal-Region erschien, den Obristen aufweckte und ihm mit niedergeschlagener Miene sagte, der Kaiser sey todt, der Senat versammle sich, um Frankreich wieder die republikanische Verfassung zu schenken, und er, der zum Stadtcommandanten ernannt sey, müsse sechs Mann vom Regimente haben, um sich mit denselben in das Rathhaus zu begeben und den sich daselbst versammelnden Senat zu beschützen. Bei dieser traurigen Nachricht gerieth der Obrist in die höchste Bestürzung, und die Trauer um seinen Kaiser entlockte ihm Thränen und Klagen; in seiner Verwirrung überlegte er nicht, was er hörte, und sah den verdächtigen Menschen, der vor ihm stand, nicht genauer an, sondern gab Befehl, die Garde zu versammeln, und ließ in seiner Niedergeschlagenheit Mallet volle Gelegenheit, seinen Betrug weiter zu spielen. Das Wort Republik, das an jene Zeit der Ungebundenheit erinnerte, ließ die Nachricht vom Tode des Kaisers überhören. Durch glänzende Versprechungen machte Mallet Officieren und Soldaten Alles glaublich: jedem Soldaten wird ein Grad geschenkt werden und Alle sollen einen hohen Sold bekommen; den Officieren schenkt man aus dem öffentlichen Schatze ein Vermögen von 20,000

bis 50,000 Franken. Schnell läßt er sich 400 Mann folgen, und sucht im Gefängnisse de la Force sich Genossen und Frankreichs Minister. Seit einiger Zeit saß daselbst auch der Generaladjutant Guidal und der General Lahorie gefangen. Beide hatten mit Mallet gedient, aber nicht mehr von ihm sprechen gehört, und waren mit seinen Plänen völlig unbekannt. Mallet ließ sich das Gefängniß öffnen, forderte seine zwei alten Kameraden zurück und verkündigte die große Neugierde; auf die Weigerung des Stockmeisters, die Gefangenen herauszugeben, unterzeichnete er ihre Befreiung, ließ 200 Mann eintreten und sich zu Lahorie führen. Das erste Wort Mallets bei seinem Eintritt in dessen Zimmer war: „Sie sind Polizeiminister. Ermuntern Sie sich, kleiden Sie sich an und folgen Sie mir.“ Als der arme Lahorie nach einem Zwischenraume von zwölf Jahren jenen Mann wieder sah, von dem er von jeher geglaubt hatte, daß es in seinem Kopfe nicht richtig aussehe, glaubte er zu träumen und rieb sich die Augen. Als er aber hörte, daß der Kaiser todt sey, daß der Senat sich versammle und die Republik erneuert werden sollte, so glaubte er, er sehe eine jener Revolutionen vor sich, wie sie in unserer neuern Geschichte nicht selten sind. Er stand auf, kleidete sich an und fand vor der Thüre 600 Mann versammelt; auch Guidal sieht er in Freiheit, und sogleich begibt er sich in das Hotel des Polizeiministers; dieser liegt noch im Bette; die Truppe tritt ruhig und ohne Hinderniß ein. Wie

die Soldaten die Thüre zum Schlafzimmer des Ministers geschlossen finden, stießen sie dieselbe mit Einem Kolbenstöße ein. Bei diesem Geräusch springt der Minister im Hemde und mit bloßen Füßen aus dem Bette und stürzt gegen die vermeintlichen Mordmörder vor; man ergreift ihn, mißhandelt ihn aufs Gröblichste, und erst der Anblick seines Gefangenen Laborie und der wiederholte Ruf von des Kaisers Tod lassen ihn ahnen, daß er das Opfer einer Revolution sey. Kaum erhielt er die Erlaubniß, sich anzukleiden, worauf ihn Guidal mit einer Bedeckung in das Gefängniß de la Force abführte. Auf der Pontneuf sprang er aus dem Cabriolet, wurde aber bald wieder ergriffen und an den Ort seiner Bestimmung gebracht. Als ihn der Stockmeister sah, vergoß er Thränen; Savary sagte ihm ins Ohr: „Werfen Sie mich in den dunkelsten Ihrer Kerker, und bewahren Sie den Schlüssel dazu. Gott weiß, was das Alles heißen soll, aber es wird sich aufklären.“ Einen Augenblick darauf wurde auch der Polizeipräsident ins Gefängniß gebracht; auch zu ihm war ein Detachement gekommen und hatte ihn abgeholt. Während man mit den Polizeichefs so verfuhr, begab sich Mallet zu dem General Hullin, dem Commandanten der Militärdivision und der Stadt Paris. Der General stand gerade auf, um einen Befehl vom Kriegsminister zu empfangen, den man nur ihm selbst in die Hände geben durfte. Mallet erschien von einigen Officieren seiner Truppe begleitet; als er den

General zu Gesicht bekam, sagte er mit der größten Kaltblütigkeit und mit ernster Miene zu ihm: „Es thut mir sehr wehe, Herr General, einen harten Auftrag an Ihnen erfüllen zu müssen: ich habe Befehl, Sie zu verhaften.“ Hüllin schrie laut auf, sah Mallet an und rief: „Wie? Sie sind es, Mallet? Sie, ein Gefangener, wollen mich verhaften? Wie kommen Sie hieher? was machen Sie hier?“ — „Der Kaiser ist todt.“ Dieses Eine Wort wirkte betäubend auf Hüllin, und Mallet fuhr in der Erzählung seiner Fabel fort. Indessen konnte der General den Befehl seiner Verhaftung immer noch nicht recht verdauen, und kam von dem Tode des Kaisers immer wieder auf denselben zurück; endlich verlangte er sogar, Mallet sollte ihm den Befehl vorzeigen. „Sehr gerne,“ antwortete dieser, „wollen Sie die Güte haben, mit mir in Ihr Cabinet zu treten?“ Hüllin ging voran. Als er in seinem Cabinette war und sich umdrehte, sauk er von einer Kugel getroffen nieder, die ihm durch den Kopf gegangen war; am Boden liegend sah er, wie ihn der Meuchelmörder kalt anblickte und sich dazu rüstete, ihm einen zweiten Schuß zu versetzen, dann aber wegging, weil er ihn für todt hielt.

Hierauf schritt Mallet gravitatisch über den Platz Vendôme und begab sich zu dem Stabe, nachdem er einen Brief vorausgeschickt hatte, der dem Generaladjutant N. seine Beförderung zum Generalmajor ankündigte. Als dieser ihn sah, konnte er seine

Zweifel nicht verhehlen; schwankend zwischen Pflicht und Ehrgeiz hätte er vielleicht nachgegeben und wäre in die neue Ordnung der Dinge eingegangen, als einer der Chefs der Militärpolizei, der alte Obrist Laborde, in das Zimmer trat. Der Public dieses Mannes zeigte Mallet, daß er sich weder täuschen noch verführen lasse; er wollte ihm daher gerade eine Kugel durch den Kopf jagen, aber Laborde ergriff ihn kräftig beim Arme, rief um Hülfe und ließ ihn verhaften.

Laborde war ein alter Soldat, der den activen Dienst schon lange verlassen und Paris zum Schauplatz seiner Wirksamkeit gewählt hatte. Er diente unter allen Regierungen bei der Polizei, und es war daher schwer, ihn zu täuschen, nachdem er sich selbst in seiner Jugend in allen Lastern umhergeritten hatte, war es ihm nun ein Genuß, sie zu verfolgen, und er gebrauchte sein Vorrecht mit all jenem Despotismus, mit dem die Subalternen dieses Standes die niedern Volksclassen so gerne quälen. Rang, Würden, Ruhm, Tugend, glückliches Verbrechen, Alles ist ihnen heilig bis zu dem Augenblick, wo das Unglück hereinbricht: aber dann treten sie Alles mit Füßen und man darf von ihnen weder Rücksicht noch Mitleid mehr erwarten. Laborde hatte Mallet im Gefängniß gesehen. Sobald er von der Verhaftung des Polizeiministers hörte, stellte er sich an die Spitze eines Infanteriepelotons, begab sich in das Hotel des Ministers, und fand daselbst Laborde, ruhig da-

mit beschäftigt, Befehle zu schreiben, nachdem er solche in das Rathhaus hatte bereits abgehen lassen; er ließ ihn ohne weiteres ergreifen und auf seinen Stuhl binden, indem er ihn mit Vorwürfen überhäufte, welche den unglücklichen Lahorie über die Narrheit Mallet's aufklärten. Hierauf eilte er zum Stabe, ließ Lahorie verhaften; von da begab er sich in das Gefängniß und befreite den Polizeiminister und den Präfecten. Dieser kehrte in seine Wohnung zurück; aber die Soldaten, die ihn festgenommen hatten, erfüllten noch sein Haus und verfolgten ihn, so daß er sich glücklich pries, als er in einem nahen Hause eine Zufluchtsstätte fand. Alle diese der Tausend und Einen Nacht würdigen Scenen fanden zwischen fünf und acht Uhr Morgens Statt; noch vor neun Uhr war Alles vorbei, und als die Einwohner von Paris erwachten, so ließen sie sich das wunderliche Ereigniß behaglich erzählen, das auf lange Stoff zu vielen Scherzen gab.

Dieser Versuch Mallet's war nur die Ausgeburt eines erhitzten Gehirns, aber er machte einen tiefen Eindruck und gab zu traurigen Betrachtungen Anlaß. Die Royalisten unterließen es im folgenden Jahre nicht, diesen Mann in ihr Märtyrerverzeichniß aufzunehmen, und beehrten mit dem Namen eines Versuchs zur Zurückführung der Bourbonischen Familie den Narrenstreich eines Mannes, der, weit entfernt, ihrer Partei anzugehören, sich immer republikanischen Träumereien hingegeben hatte. Er hatte eine Ver-

sammlung des Senats im Sinne, hatte zu den Soldaten nur von der Wiederherstellung der Freiheit und der Republik gesprochen, und konnte an die Ausführung ihres Planes nur dann denken, wenn er die niedersten Classen des Volks aufwiegeln wollte.

Wenige Tage nach seiner Verhaftung liefen Nachrichten vom Kaiser ein. Er wurde dadurch nicht außer Fassung gebracht und schien über nichts Schmerz zu empfinden, als über den Verlust der Freiheit und die Fortdauer der Herrschaft des Kaisers. Es ist beinahe unglaublich, daß während jener Verwirrung innerhalb drei Stunden Niemand weder an die Kaiserin, noch an ihren Sohn dachte. Der Präfect der Seine schloß ruhig auf seinem, in dem Gehölz von Vincennes gelegenen Landgut. Er kehrte unbefangen zu Pferde zurück, als ihm ein Courier auf der Straße ein Billet überreichte, auf welchem mit Bleistift die zwei Worte geschrieben waren: Fuit Imperator. Diese beiden Worte waren ihm Anfangs unerklärlich. Der Courier hatte auf keine Antwort gewartet, und erst beim vierten Durchlesen des lakonischen Billets fand er den Sinn desselben und ritt nun mit verhängtem Zügel nach Paris. Hier fand er im Rathhause Alles in Verwirrung, und schon ertheilte der General Lahorle Befehle. Er brach nun in Thränen aus und wußte keinen andern Ausweg, als sich zu unterwerfen. Der Obrist, welcher von Mallet zuerst überrascht worden war, hatte keine größere Festigkeit und Geistesgegenwart gezeigt, und so ging es Allen

bei der ersten Nachricht von dem erdichteten Ereignisse. Mit dem Tode des Kaisers schien Alles aus zu seyn, und es war, als ob dieser nicht allein das Geheimniß seiner Regierung mit sich genommen, sondern auch denen, die ihm treu ergeben waren, alle Kraft und Vorsicht geraubt hätte. Ohne Zweifel wäre zwei Stunden später bei Allen die Besinnung wieder gefehrt, aber dann hätte es leicht zu spät seyn können.

Die Generale Mallet, Lahorte und Guibal, welcher Letztere einige Stunden nach den Ersteren verhaftet wurde, und fünfzehn arme Officiere, welche nichts verbrochen hatten, als daß sie Generalen gehorchten, welche sie für ihre Vorgesetzten hielten, wurden zum Tode verurtheilt. Als sie zur Hinrichtung abgeführt wurden, riefen diese Officiere: Es lebe der Kaiser! Sie starben alle mit einem ausgezeichneten Muth: als Einige durch die erste Ladung nicht getödtet wurden, spotteten sie der Soldaten, welche nicht besser zu zielen verständen.

---

Traurige Nachrichten aus Russland. — Festigkeit und Unerschrockenheit des Kaisers. — Der Feldzug von 1813. — Rückkehr des Kaisers nach Paris. — Meines Abendunterhaltungen mit ihm. — Seine angestrengte Thätigkeit. — Bildung der Nationalgarde. — General Sebastiani.

Die ersten Nachrichten vom Kaiser von der Berefsina aus enthielten zugleich die Beschreibung des schrecklichen Rückzugs. Man war seit so langer Zeit

nur an Siege gewöhnt, so daß diese erste Niederlage, mit so vielem Ungemach verbunden, ganz Frankreich in Bestürzung versetzte; die Feinde des Kaisers machten sich breit damit, und benützten es als Gelegenheit, über Tyrannet zu schreien. Mitten in dieser Aufregung der Gemüther erfuhr man plötzlich, daß er in den Tuilleries angekommen sey. Jedermann hatte Zutritt zu ihm: er zeigte sich gegen Einige streng, gegen Alle aber unerschrocken. Er setzte die Ursachen des unglücklichen Ausgangs des Feldzugs auseinander, ohne die Fehler zu verhehlen, und verlangte kühn die Hülfsmittel, die er zur Erneuerung des Kriegs nöthig hatte, um den Feind zurückzuschlagen und einen Frieden zu schließen, dessen gebieterische Nothwendigkeit er mehr als jeder Andere fühlte. Diese edle Festigkeit im Unglück theilte Frankreich neue Begeisterung mit: 300,000 Mann wurden bewilligt, und die Jugend trat mit frischem Muth, die Veteranen mit alter Kühnheit unter die Fahnen. Nach einigen Monaten hatte er ein ungeheures, obgleich noch ungeübtes Heer, und die Felder von Lützen und Baulzen waren Zeugen neuer Siege.

Das Unglück des russischen Feldzugs hatte Rußland und Oesterreich einander näher gebracht und die Mächte zweiter Ordnung in Schrecken gesetzt. Indessen wurde dem Kaiser der Friede angetragen, aber man sprach nicht mehr mit ihm wie mit dem Herrscher der Welt. Die Vorschläge kündigten ihm an, daß er, nachdem er vom Klima besiegt worden

sey, es auch von den Menschen werden könnte; man ließ ihn fühlen, daß er Nebenbuhler habe, obgleich er in den letzten Schlachten Sieger gewesen war. Die schwerste Bedingung war die, daß er nicht mehr Herr in Deutschland seyn und dieses bis zum linken Rheinufer räumen sollte. Er hätte also den deutschen Bund, das Haus Sachsen und das Königreich Westphalen verlassen, das heißt seinen Bruder entthronen müssen. Vielleicht hätte er es gethan, aber er wollte sich nicht befehlen lassen; er fühlte wohl, daß eine so bestrittene Macht gleich einer zerstörten sey. Sein stolzer Sinn, der sich nicht zu beugen verstand, empörte sich: er stieß jene Vorschläge von sich, gab den Frieden auf und begann wieder den Krieg, ohne die Jugend und Unerfahrenheit seiner Heere und den Ueberbruy seiner Obergenerale zu bedenken. Er schlug sich mit dem Muth eines Löwen, aber eines zum Rückzug genöthigten. Auch muß ich sagen, daß er schlecht unterstützt wurde. Kurz nach dieser Zeit habe ich Geständnisse gehört, welche einen solchen Charakter der Wahrheit an sich tragen, daß ich ihren Inhalt hier nicht übergehen will. Die Kosacken waren eine neue Waffengattung, welche den Krieg sehr gefährlich machten, besonders für die auf Kundschaft ausgeschickten Officiere. Viele von ihnen, und besonders vom Generalstabe, zogen es daher vor, Berichte zu erstatten, die sie von Landleuten erhalten hatten, als sich in der Ferne den Angriffen der Kosacken auszusetzen. So erfuhr der Kaiser nicht mehr den

wahren Stand der Dinge: die Berichte, die man ihm erstattete, waren befriedigend, weil sie nicht wahr waren, und er glaubte Stand halten zu können, weil er eine falsche Vorstellung von der Stärke seiner Feinde hatte. Er lieferte die Schlacht bei Leipzig in der Ueberzeugung, der Feind sey nur halb so stark, als er wirklich war; er verlor sie, und diese Niederlage hatte eine völlige Auflösung seines Heeres zur Folge.

Der neue Rückzug war unheilbringender als der aus Rußland. Bei Hanau machte das Heer noch eine Kraftanstrengung: ein Deutscher, der dem Kaiser die Gründung seines Glücks und dessen Lobe seinen Ruhm verdankte, wagte ihm bei Hanau zu widerstehen, nachdem er das Vertrauen seines Herrn dazu mißbraucht hatte, ihn seinem Verbündeten abtrünnig zu machen; aber die Truppen, die er besetzte, wurden vernichtet. Dieß war die letzte Anstrengung des Antäus in den Armen des Herkules. Als er einen Monat später den Fuß wieder auf den heimathlichen Boden setzte, kehrte ihm seine ganze Kraft zurück, und wenn er endlich niedergeworfen wurde, so geschah dieß nur dadurch, daß mit der Gewalt sich Verrätherei verband.

Das Heer kehrte in der kläglichsten Unordnung zurück. Krankheiten wütheten in demselben, die Zahl der Verwundeten war ungeheuer, Spitäler und Privathäuser konnten sie nicht fassen, und die verheerendste Krankheit, das Pestfieber, bemächtigte sich

nicht nur des Heeres, sondern auch aller Dörfer und Städte, die auf seinem Wege lagen.

Der Kaiser kehrte am 10. oder 11. November zum zweitenmal nach Paris zurück. Die Anhänglichkeit der Franzosen an ihn war so groß, daß man überall nur Klagen des Schmerzes hörte, und wenn hie und da auch Schmähungen vorgebracht wurden, so kam dieß nur von den Emigrirten her, welche auf seinen Sturz und die Rückkehr der Bourbonen warteten. Sein Aufenthalt in Paris dauerte etwa sechs Monate.

Der Kaiser zog mich in seinem Unglück wieder in seine nähere Umgebung. Ich darf nicht stolz darauf seyn: meine Anhänglichkeit an seine Person war meine Pflicht, und daß mir Ehrgeiz und Intrigue fremd war, lag in meinem Charakter. Die Gewohnheit des Nachdenkens gab mir ein richtiges Urtheil über die öffentlichen Angelegenheiten, und da mir meine Stellung Gelegenheit gab, sie in ihrer Gesamtheit zu übersehen, so theilte ich ihm meine Meinung mit einer Freiwüthigkeit und Wahrheitsliebe mit, wie sie fürsüßlichen Ohren gegenüber selten ist. Als ich ankam, befahl er mir, mich alle Abende in dem Badsaale neben seinem Schlafgemach einzufinden. Jeden Abend traf ich ihn, wie er sich entkleidet vor seinem Kamine wärmte, und wir begannen dann (ich finde kein anderes Wort für diese Unterhaltung in der Stunde, welche seinem Schlafengehen voranging) zu plaudern. In den ersten Tagen fand

ich ihn so abgemattet und niedergeschlagen, daß ich darüber erschrock. Ich ging zu seinem Secretair, welcher mein Freund war, und theilte ihm meine Besorgniß mit, dieser starke Kopf möchte etwas geschwächt seyn. „Besorgen Sie nichts,“ antwortete mir dieser, er hat nichts verloren, aber Sie sehen Abends nur den von Müdigkeit überwältigten. Er geht um elf Uhr zu Bette, aber er steht um drei Uhr Morgens auf, und bis zum Abend ist jeder Augenblick der Arbeit gewidmet. Dies muß bald aufhören, denn er unterliegt dieser Anstrengung, und ich vor ihm.“

Unsere Unterhaltungen hatten besonders die Lage Frankreichs zum Gegenstand. Ich sagte ihm mit einer Offenheit, deren gute Absicht und Unbefangenheit allein ihre rauhe Außenseite entschuldigen konnte, daß Frankreich furchtbar erschöpft sey, daß es die unerträgliche Bürde, unter welcher es seufze, nicht mehr lange ertragen und sein Joch bald abschütteln werde, um seiner traurigen Gewohnheit gemäß seiner Lieblingsgottheit, der Veränderung, zu hulbigen. Besonders sprach ich oft von den Bourbonen mit ihm, welche, wenn das Schicksal ihn zu Boden werfen würde, seinen kaiserlichen Nachlaß erben würden. Diese Aeußerungen versenkten ihn in tiefes Nachsinnen, und er legte sich, ohne ein Wort zu sagen, in sein Bett; aber wenn ich mich nach einigen Minuten demselben näherte, um zu erfahren, ob ich

mich entfernen könne, so konnte ich gewiß seyn, daß er schon in tiefem Schlafe liege.

Er beschäftigte sich damals mit der Bildung der Pariser Nationalgarde. Die Wahl der Anführer war ein sehr wichtiger Punkt; er sprach oft mit mir von dieser Organisation. Nach meiner Meinung sollte sie so militärisch als möglich werden: es schien mir von hoher Wichtigkeit zu seyn, sie aus alten Kriegern zusammenzusetzen, die, wenn es die Vertheidigung ihres Heerdes und der Nationallehre gälte, den Bürgern einen begeisternden Anstoß geben und aus der glühenden Jugend der Hauptstadt leicht ein Heer zusammenbringen würden, das stark genug wäre, den Feind wenigstens von den Mauern zurückzuschlagen. Endlich wurde ihm die Liste der hohen Officiere überreicht, ich erinnere mich nicht mehr, von wem, aber an demselben Tage kam der Herr Präfekt \*\*\* zu mir, und kündigte mir mit seinem einschmeichelnden Tone und seinem schleichenden Wesen an, daß ich als Divisionschef auf dieser Liste stehe. Abends ging ich nach meiner Gewohnheit zum Kaiser. Der Marschall Berthier kam ebendahin. Zu diesem sagte er vor mir: „Wissen Sie, wie ich die Anführerstellen der Nationalgarde besetzt habe?“ Und hierauf las er ihm die Liste vor, aber statt meines Namens hörte ich Faubert, den Vorsteher der französischen Bank, nennen. Berthier fand die Wahlen sehr gut; es war ganz natürlich. Ich wurde ärgerlich, obgleich bei dieser Ausstellung nur Schläge zu

gewinnen waren, und entfernte mich. Am folgenden Tage nach der Messe stand ich in der Audienz nur zwei Schritte von Jaubert entfernt. Er war Staatsrath, ein alter Advocat aus Bordeaux und ein Mann von Ehre und Verdienst, aber er hatte nie Pulver gerochen und mußte sich wegen seiner Figur und seinen Cabinetemanteln im Soldatenrock etwas lächerlich ausnehmen. Der Kaiser näherte sich ihm, und er dankte ihm demüthigst für die neue Würde, mit welcher er beehrt worden war. Mit jenem spöttischen Lächeln, das im Gesichte eines Fürsten so verwundend ist, fragte ihn jener: „Sie haben noch nie ein Pferd bestiegen?“ — „Verzeihen Sie, Sir, ich bin wohl schon auf einem Klepper von Bordeaux nach Tonnelle geritten.“ Der Kaiser wandte sich an einen Andern. Der arme Jaubert belastete sich nichts desto weniger mit den beiden Epauletten als Zeichen seines Ranges, und zeigte sich nie mehr als Civilist bis zum Tage, wo der Feind die Hauptstadt bestürmte.

Diese sonderbare Zusammensetzung des Stabs der Nationalgarde wurde durch die noch sonderbarere Art der Befestigung der Hauptstadt erklärt. Bloße Pallisaden waren die lächerlichen Festungswerke von Paris; sie konnten höchstens eine Schutzwehr gegen streifende Kosaken seyn. Er wollte die Pariser durch fürchtbare Zurüstungen von Festungswerken und einer kriegerischen Zusammensetzung der Nationalgarde nicht erschrecken und von ihren Vergnügungen abziehen. Ohne Zweifel dachte er, wenn er den Feind nicht

schlagen könne, so wäre es nutzlos, an die Vertheidigung einer Stadt zu denken, welche so wenig Mittel zum Widerstande und so viel Nahrungsstoff enthielt.

Vor seiner Abreise ließ er alle Officiere der Nationalgarde sich in den Tuilerien versammeln, und indem er seinen Sohn in die Arme nahm und ihn der Versammlung zeigte, hielt er eine Rede, welche Alles mit Begeisterung durchglühte. Der wiederholte Ruf: Es lebe der Kaiser! ertönte so kräftig und einstimmig, daß selbst ich davon gerührt wurde und einige Augenblicke dachte, ein mit einer solchen Begeisterung ausgedrücktes Gefühl könne einen schönen Erfolg hervorbringen. Aber ein weiteres Nachdenken führte mich auf die traurigen Wahrheiten zurück, welche mir zur Ueberzeugung geworden waren. Ich kam Abends wieder zum Kaiser, und er sprach von der Volksstimmung mit mir, wie sie sich diesen Morgen geäußert habe. Ich sagte ihm meine ganze Meinung, daß diese Stimmung der Gemüther wohl gut sey bei einem Feldzuge, wo sich der Krieg Paris nicht näherte, aber daß man sie bei der Annäherung des Feindes nicht auf die Probe stellen dürfe. Er lächelte, und indem er mich nach seiner Gewohnheit am Ohre zupfte, sagte er: „Sie hoffen nichts mehr von derselben, Herr Römer?“ — „Nein, Sire,“ antwortete ich ihm, „aber ich hoffe etwas von diesem Feldzuge, und ein schöner Sieg ist besser, als die Begeisterung von heute morgen.“ — „Ah!“ sagte

er, indem er sich zu Bette legte, „man muß sie mitnehmen.“ Ich blieb diese Nacht in den Tullerien. Um vier Uhr Morgens reiste er ab. Er sah heiter, kräftig und vollkommen gesund aus. So hatte ich ihn immer im Augenblicke seiner Abreise gesehen, und die Stimmung, in der ich ihn fand, erfüllte mich mit Vertrauen.

Der General Sebastiani kam von dem Heere her und blieb zwei Tage in Paris. Er theilte mir traurige Nachrichten mit: der Feind war so zahlreich, es waren schon so große Unfälle vorgekommen und die Verheerungen des Feindes auf den Feldern so furchtbar, daß er glaubte, der Kaiser werde sich wohl nicht mehr lange halten können. Ich glaubte, er fühlte, wie gefährlich es sey, so öffentlich Alarm zu schlagen, wie er es bereits etwas gethan hatte, und um dies wieder unwirksam zu machen, erklärte er laut die Vertheidigung von Paris für das einzige Mittel, Frankreich zu retten. In der Gesellschaft Talleyrands und unter dem ganzen hohen Adel, der sich bereits mit dem Grafen von Artois in Verbindung gesetzt hatte, erhoben sich Spott und Klagen wüthend gegen ihn. Er reiste unter dem Tischen der Emigrirten ab, und wenn er dem Kaiser seine ganze Meinung gesagt hat, so möchte ich glauben, daß dieser auf seinen Bericht hin dem Polizeiminister den Befehl gab, den Fürsten von Talleyrand verhaften und fortführen zu lassen.

Feldzug von 1814. — Intriguen der Royalisten unter der Leitung des Herrn von Talleyrand. — Verlegenheit des Regentenschastraßs. — Energischer Rath, den Herr Boulay de la Meurthe der Kaiserin gibt. — Kampf unter den Mauern von Paris. — Kapitulation. — Ankunft des Kaisers im französischen Hof. — Seine Niedergeschlagenheit. — Einzug der Verbündeten. — Anblick der Hauptstadt. — Napoleon in Fontainebleau. — Lässigkeit und Abfall der Anführer. — Abdankung.

Während der Kaiser von allen europäischen Heeren beunruhigt, sich wie ein Löwe herumschlug und, sie eines nach dem andern angreifend, durch die Schnelligkeit seiner Bewegungen ermüdete und ihre Pläne und Manövers vereitelte, standen in Paris selbst noch gefährlichere Feinde wider ihn auf und verbündeten sich mit den auswärtigen zu seinem Fall. Herr von Talleyrand, den sie zu ihrem Anführer gewählt, ging jedoch nicht so hastig zu Werke, als die Ungeduldigen verlangten. Der große Name Napoleons, eine Reihe glänzender Siege, die unerschöpflichen Hülfquellen seines Geistes, sein unbändiger Charakter, die Möglichkeit einer friedlichen Vermittlung, endlich die Lage Frankreichs, das immer noch für den Kaiser eingenommen war, dies alles geboten ihm, behutsam zu Werke zu gehen. Ueberdies, was hatte er von den Bourbonen zu erwarten? Er, seit 25 Jahren ihr beständiger Feind, der Ueberläufer zur konstituierenden Versammlung, der Minister des Directoriums und Napoleons, der verheirathete Priester? Aber wenn auf der andern Seite endlich Frankreich über so viele Feinde triumphirte, was hatte

er nicht zu fürchten von einem gereizten Sieger, der allen seinen treulosen Untrieben auf die Spur kommen mußte? Sollte er geächtet, fern vom Vaterlande die letzten Tage eines schwachen, enteehrten Alters verbringen? Er dachte also darauf, sich seine Freunde zu erhalten, und um nicht den Gewaltstößen des ungestümen Polizeiministers zu erliegen, ersann er den schlaun Plan, den Herzog von Devon in Angst zu jagen. Dieser hatte, wie man sagt, bei dem Prozesse des Herzogs von Enghien den Vorsitz geführt, er hatte die einzelnen Umstände dabei nicht verhehlt, die man noch vergrößert hatte, weshalb die Royalisten einen wüthenden Haß auf ihn geworfen hatten. Vater einer zahlreichen Familie, bei einem nicht sehr beträchtlichen Vermögen, konnte er des Gehalts der Regierung nicht entbehren.

Herr von Talleyrand setzte ihm seine neue Lage im Fall eines Sturzes des Kaisers, der unvermeidlich schien, auseinander, und lobte seine Treue und Ergebenheit; aber er gab ihm den Rath, sich nicht jeden Ausweg auf die Milde und selbst auf die Gnade Ludwigs XVIII. abzuschneiden durch strenge und gewaltsame Maaßregeln gegen die Royalisten, was selbst für den Kaiser schlimme Folgen haben könnte, indem leicht dadurch Unruhen in der Hauptstadt entstünden, welche die Polizei niederzuschlagen außer Stande wäre. Der Minister wankte. Die Herrn von Polignac, die seit Georges Verschwörung verhaftet waren, waren um diese Zeit aus ihrer Haft

entflohen. Die Herzogin von Noivigo war ihre Verwandte, und wenige Tage nach der Ankunft des Grafen von Artois, sagte mir der Herzog, daß die Herren von Pöllignac bei ihm gewesen und ihm den Vorschlag gemacht hätten, drucken zu lassen, daß sie ihm für ihr Entkommen verpflichtet seyen. Er hatte zwar diese Bekanntmachung abgeschlagen, aber man konnte leicht abnehmen, daß es ihm nicht unlieb war, daß der Hof die Anekdote glaubte.

Nach dem Gefecht bei Montereau hatte der Kaiser ihm einen schriftlichen Befehl zukommen lassen, Herrn von Talleyrand aus Paris zu entfernen, und ihm dabei ausdrücklich eingeschärft, ihm jede Verbindung mit seinen Freunden in der Hauptstadt abzuschneiden. Ich befand mich gerade im Cabinet des Herzogs, als dieser die Depesche las; er war in Verzweiflung. „Was denkt der Kaiser?“ rief er aus. „Habe ich nicht genug Royalisten in ganz Frankreich im Zaum zu halten? Will er mir auch noch die Vorstadt Saint-Germain aufladen? Talleyrand allein kann sie im Zaume halten. Ich werde diesen Befehl nicht vollziehen und später wird es mir der Kaiser danken.“ Indes war diese Maasregel sehr klug ausgedacht. Die Royalisten wären ohne Oberhaupt gewesen, der Feind ohne Leitung und Aufmunterung. Vielleicht hätte er die Unternehmung auf Paris, die für den Kaiser so verderblich war, nicht gewagt. Marmont hätte den Waffenstillstand v. 30. April nicht unterzeichnet und die zwölf Stunden

die Napoleon brauchte, um in die Hauptstadt zu kommen, würden ihm nicht gefehlt haben.

Diese unselbige Befangenheit des Herzogs von No-  
vigo, der gleichwohl dem Kaiser treu geblieben war,  
war nicht die einzige Ursache unserer Unglücksfälle.  
Alle Staatsbeamten theilten diese Gesinnung, Schre-  
cken und Muthlosigkeit hatte sich aller bemächtigt,  
und mit Ausnahme eines Boulay de la Meurthe,  
Lhuillier und einigen andern Veteranen der Re-  
volution, die mit den politischen Unruhen vertraut  
waren und von den Bourbonen nichts zu erwarten,  
wohl aber alles zu fürchten hatten, waren die Uebri-  
gen nur darauf bedacht, sich aus dem Schiffbruch zu  
retten. Der Kaiser hatte seinen Bruder Joseph zu  
seinem Stellvertreter in Paris ernannt. Dieser  
Fürst, der Alles leiten sollte, hatte einen sehr lie-  
benswürdigen Charakter und ausgebreitete Kennt-  
nisse, aber es fehlte ihm an Energie, er wußte we-  
der im Rathe zu überreden, noch die Massen, die  
nur eines Oberhaupt's bedurften, zu begeistern. Der  
Erzkanzler Cambacères, ein unterrichteter Rechts-  
gelehrter, aber energischen Entschlüssen fremd, konnte  
sich nur dem allgemeinen Schicksal unterwerfen. Der  
Herzog von Feltre, Kriegsminister, ein geschickter  
Arbeiter, aber ein eitler, eingeschränkter Kopf,  
träumte bereits von der ausgezeichneten Ehre, Mi-  
nister der Bourbonen zu werden.

Es wurde unter dem Vorsitze der Kaiserin ein  
Rath gehalten, in dem Augenblicke, wo der Feind,

die Marschälle von Ragusa und Treviso vor sich her-treibend, in Meaux eingezogen war. Die Kaiserin verlangte, man solle einen Entschluß über sie und ihren Sohn fassen, denn sie hoffte nichts mehr von seinem Vater, auch war man seit einigen Tagen ohne Nachrichten vom Kaiser. Man durfte ihr nur edle Rathschläge ertheilen. Boulay de la Meurthe nahm dies über sich und sie an Maria Theresia, ihre Großmutter, und den ungrischen Reichstag erinnernd, sprach er: „Madame, schlagen Sie ihre Wohnung im Stadthause auf, eilen Sie mit ihrem Sohn auf den Armen durch die Straßen, ganz Paris wird auf die Wälle eilen. Lassen Sie die verbündeten Souveraine wissen, daß Sie in der Hauptstadt in der Mitte Ihrer getreuen Unterthanen bleiben, daß Sie ihre Gefahren theilen werden, daß Sie nur gezwungen von dem Throne herabsteigen werden, den Sie unter dem Beifallrufe der Völker und Könige bestiegen haben, die Sie jetzt belagern.“ Dieser kräftige Rath erschien der Schwäche nur als eine revolutionnäre Prahlerei. Cambacères verlas ein früheres Schreiben des Kaisers, das den Befehl enthielt, die Kaiserin und ihren Sohn nicht der Gefahr einer feindlichen Gefangenschaft auszusetzen. Die Berathung hatte jetzt ein Ende und man beschloß, die Kaiserin und der Regentschaftsrath solle sich nach Blois begeben.

Unter den Gründen gegen das Bleiben der Kaiser-

rin in Paris war einer der wichtigsten das Loos des Kaisers.

In der That, was wäre aus ihm geworden, wenn nun die Verbündeten den König von Rom und die Regentschaft anerkannt hätten? Paris verschloß ihm die Thore; die ermatteten Völker hätten sich der neuen Regierung unterworfen; das Heer wäre gewiß vor einem Bürgerkrieg zurückgetreten, oder hätte es jedenfalls der Feind schnell zerstreut. Zudem, wie konnte die Kaiserin das Verderben ihres Gemahls unterzeichnen? Denn frei hätte er nicht bleiben dürfen, und so wäre dem Weltoberer in ganz Europa kein Winkel geblieben, wo er sicher hätte sein Haupt hinlegen können, ja seine Gemahlin und seine Freunde hätten selbst seine ewige Gefangenschaft verlangen müssen.

Während nun die Kaiserin mit ihren Ministern Paris verließ, langten die beiden Heerhaufen der Marschälle Nagusa und Mortier, von den Russen und Preußen verfolgt, auf den Höhen von Paris an, wo sie sich aufstellten. Ihre Anzahl betrug nicht über 14,000 Mann. Man ließ noch einige tausend Mann aus den Depots von Marseille und Mambouillet zu ihnen stoßen. Auch die tapfern jungen Leute der polytechnischen Schule schlossen sich an sie an, und einige Bataillone Nationalgarden rückten ebenfalls aus der Stadt. Alle diese Truppen schlugen sich sehr tapfer, allein die feindlichen Streitkräfte, die sich noch stündlich vermehrten, waren unverhält-

nismäßig stärker. Der Fürst Joseph, der für den unvorhergesehenen Fall keine bestimmten Instruktionen hatte, wagte es nicht, eine längere Vertheidigung der Hauptstadt, die so gar keinen Erfolg versprach, auf sich zu nehmen. Das Volk, und besonders die Bewohner der Vorstädte, verlangten sich zu schlagen, und bereits sprach man davon, das Pflaster aufzureißen, überhaupt sich ganz auf einen feindlichen Angriff zu rüsten. Das Volk war also gut disponirt; aber am Abend des 29. März blieben nur noch der Marschall M o n c e y, Kommandant der Nationalgarde, und die beiden Präfecten, der Departements- und der Policei-Präfect. Bei ihrer Abreise von Paris hatten ihnen die Minister aufgetragen, Alles zu thun, daß die Hauptstadt ruhig bleibe und sie stets mit den nöthigen Lebensmitteln versorgt werde.

Seit 5 Tagen war man ohne bestimmte Nachricht vom Kaiser; alle Communication war abgeschnitten. Vergebens hatte ich unerschrockene Kuriere nach ihm ausgesandt und in den beiden letzten Tagen schnelle und gewandte Boten. Sie hatten chiffirte Briefe bei sich, in denen ich den Kaiser beschwor, um jeden Preis zurückzukommen; ich meldete ihm, daß die Policei nicht im Stande sey, die Royalisten im Saume zu halten, daß seine Gegenwart allein das Unglück abwenden könne und er ohne Rettung verloren sey, wenn sich der Feind der Hauptstadt bemächtige. Es ist nur zu wahr, daß die Agenten der Regierung,

seit so langer Zeit an das System unumschränkter Gewalt gefesselt und nicht gewöhnt, etwas auf sich zu nehmen, ohne ausdrücklichen Befehl des Kaisers nichts unternehmen zu können glaubten; die Einen, weil er das allmächtige Oberhaupt war, die Andern, weil die Ereignisse jede menschliche Kraft zu überbieten schienen. Der Fürst Joseph war Einer der Ersten, der sich von der allgemeinen Muthlosigkeit fortreißen ließ. Nachdem er einen furchtsamen Blick auf die Ebene Saint-Denis geworfen, die von Feinden und brennenden Dörfern bedeckt war, ertheilte er den beiden Marschällen die Vollmacht, eine Capitulation zu unterzeichnen, welche die Hauptstadt retten könnte, und schlug ebenfalls den Weg nach Blois ein.

Der Fürst von Schwarzenberg hatte an den Herzog von Ragusa Parlamentäre abgesandt, die ihm erklärten: wenn nicht noch heute die Thore von Paris ihnen geöffnet würden, so würde morgen die Stadt mit der ganzen Strenge einer militärischen Execution behandelt werden.

Der Herzog hatte keine Nachrichten vom Kaiser, und obgleich man ihm vorstellte, daß man, trotz der Drohungen des Feindes, wohl bis morgen warten könne; daß Napoleon noch in der Nacht ankommen könne; daß Alexander sicherlich nicht so blindlings sein Heer in eine so bevölkerte Hauptstadt, deren Einwohner aufgereizt waren, einmarschiren lassen würde, so entschloß sich doch Marmont in der Bestürzung, und weil er vielleicht den Ruhm, Paris gerettet

zu haben, keinem Andern überlassen wollte, die Capitulation zu unterzeichnen, ohne directen Befehl von seinem General und Herrn erhalten zu haben.

Ich eilte am 30. März Abends zu ihm. Er saß noch an der Tafel und an seiner Seite der Graf Drloff und mehrere andere russische Officiere. Er kam auf mich zu und bat mich, mit ihm in ein Nebenzimmer zu gehen, wo er mir zu bewelsen suchte, daß er nicht anders handeln könne; daß bei einem Heere, das nicht einmal mehr 28,000 Mann stark sey, das Blut vergebens vergossen würde. Ich gab ihm das zu; aber konnte er nicht warten bis morgen? Zwölf Stunden konnten dem Kaiser von ungeheuren Vortheile seyn. Es schien mir unglaublich, daß ihn nicht einer von den zahlreichen Kurieren, die ich nach ihm ausgeschiedt hatte, sollte getroffen haben. Ich war überzeugt, daß seine Gegenwart Alles wieder in Gang bringen würde. Der Marschall war unbeugsam; er hatte sich zu weit eingelassen, als daß er jetzt wieder zurück konnte. Ein großer Theil der Höhen von Paris war bereits von dem Feinde besetzt. Es ist wahr, es war eine schreckliche Lage, aber die Gegenwart des Kaisers war eine Armee werth: das Volk hätte unter den Augen seines Kaisers Wunder gethan.

Ich hatte keinen Befehl erhalten, nach Blois zu gehen. Ich bekam Lust, mit dem Herzog von Ragusa abzureisen, der mir seinen Plan, die Armee nach Fontainebleau zu führen, mitgetheilt, und verließ ihn,

in der Absicht, wieder zu kommen, als ich im Herausgehen Herrn Talleyrand und seinen Emisſär Bourrienne in den obern Stock schleichen sah. Jetzt war mir Alles klar. Diese beiden offenen Verräther hatten ohne Zweifel die Absicht, auch den Marschall mit in ihren Verrath zu ziehen.

Herr Pasquier hatte sich zu mir in den Wagen gesetzt; ich theilte ihm meinen Verdacht mit. „Was wollen Sie?“ gab er mir zur Antwort: „Alles ist verloren; nirgends ist Rettung mehr.“ Ich begleitete ihn auf die Polizeipräfektur und zog mich in meine Wohnung in der Vorstadt Saint-Germain zurück, fest entschlossen, nicht mehr auf die Post zurückzukehren. Kurz vor Tagesanbruch erhielt ich einen Kurier vom Kaiser mit Briefen an die Kaiserin. Von ihm erfuhr ich, daß Napoleon in der Nacht im Posthause des französischen Hofes angekommen sey, und hier hatte er die traurige Nachricht von der Capitulation erfahren. Der unglückliche Fürst hatte sich aufs Pferd geworfen, um seine Hauptstadt noch zu retten. Der Schlag war schrecklich. Er hatte sich auf die Brunnenmauer von Juvisy gesetzt, den Kopf in beide Hände gestützt; so blieb er über eine Viertelstunde, von den traurigsten Gedanken verzehrt, und brach dann endlich nach Fontainebleau auf.

Am andern Tage besuchte ich Herrn Pasquier noch einmal; er kam aus dem Lager, wohin er von dem Kaiser von Rußland berufen worden war. „Sie haben gestern Abend Ihren Entschluß gefaßt,“ sagte

er; „ich den meinigen diesen Morgen. Ich habe Befehl erhalten, mein Amt fortzusetzen. Das Reich Napoleons ist zu Ende und ich habe nach Fontainebleau gefahren, daß er nicht mehr auf mich zählen könne. Meine Familie war stets den Bourbonen ergeben; ich habe dem Kaiser treu gedient; an den Ereignissen, die ihn vom Throne gestürzt, trage ich keine Schuld und kehre zur alten Dynastie zurück.“ „Ich besetzte Ihre Gründe nicht,“ gab ich ihm zur Antwort; „aber ich, der ich dem Kaiser alles verdanke, muß mich von seinem Nachfolger zurückziehen. Ich kehre in die Dunkelheit zurück, meine öffentliche Laufbahn ist zu Ende. Ich bitte Sie nur um Ein's, schätzen Sie mich in meiner Einsamkeit, in die ich mich mit meiner Familie zurückziehen werde, und gestatten Sie nicht, daß Uebelwollende sie stören.“ So schieden wir. Ich hatte bereits die Ueberzeugung, daß bei den Männern, welche Ludwig XVIII. an die Spitze der Geschäfte stellen werde, die Schwierigkeiten und Gefahren sich mit jedem Schritt vermehren müßten, und ohne noch die Ereignisse voranzusehen, die elf Monate später ausbrachen, blieb ich gerne Pflichten fremd, gegen welche ich eine so starke Abneigung fühlte.

Am nämlichen Tage hielt der Kaiser Alexander seinen Einzug. Seine Begleitung vergrößerte sich bald durch eine Menge Franzosen, die unsere Armeen nie in ihren Reihen gesehen hatten. Die Montmorency, die Doudanville, die Noailles, die den Feind

hier zum erstenmal sahen, beeilten sich, ihm die Honneurs der Hauptstadt zu machen und zu seinen Füßen die Huldigungen und Freudenbezeugungen des französischen Volks niederzulegen. Wenn man sie hörte, seufzte ganz Frankreich seit zwanzig Jahren nach ihm. Festlich geschmückte Frauen ließen freudetrunken und halb rasend ihre Tücher in der Luft flattern und riefen: „Es lebe Kaiser Alexander!“ Die Fenster und offenen Kaleschen waren angefüllt von Damen, unter denen ich welche erkannte, deren Männer lange die höchsten Stellen unter Napoleon verwaltet hatten und welche im Dienste der beiden Kaiserinnen selbst mit Ehren und Reichthümern überhäuft worden waren.

Der Kaiser Alexander hatte nirgends unterwegs die so gerühmte Begeisterung der Franzosen für den König und seine Familie gefunden. Er äußerte sich zu dem bei Herrn von Talleyrand gehaltenen Rathe frei darüber. So waren es also politische Gründe und die Nothwendigkeit der Umstände, weshalb er ihm die Aufstellung der Regentschaft abrieth. Die Entfernung des Kaisers von Oesterreich, der Haß seines Ministers Metternich, der zugegen war, und alte Erinnerungen, sowie auch der Abfall des Herzogs von Ragusa, bestimmten ihn hiezu.

Während dieser Unterhandlungen in Paris hatte sich Napoleon in Fontainebleau bereits von seinem Schlage erholt. Er untersuchte die Gefahren seiner Lage und berechnete zugleich die ihm noch offen stehenden Hülfquellen. Täglich musterte er seine Trup-

pen, begeisterte sie durch seine Gegenwart und schien sie mit dem Gedanken vertraut machen zu wollen, den Feind wieder aus Paris zu vertreiben. Dieser verzweifelte Streich eines solchen Mannes konnte schreckliche Folgen haben. Trotz der strengen Kriegszucht waren die Soldaten, welche die Casernen nicht fassen konnten, weit auseinander gelagert. Viele Officiere hatten ihre Wohnung weit von ihrem Regimente weg, in Gasthöfen; die Schauspielhäuser, die Caffee's, die Schenken und Bordelle waren mit ihnen angefüllt, bis tief in die Nacht. Von allen Seiten angegriffen und bei jedem Schritt gehindert, Feinde in jeder Straße, waren diese Truppen leicht in Verwirrung zu bringen, und wenn nun plötzlich der schreckliche Ruf ertönt wäre: „es lebe der Kaiser!“ so würde dies ihre Unordnung vermehrt und das Volk aufgeregt haben. Würden sie, aus der Stadt vertrieben, nun noch vollends in offener Feldschlacht geschlagen, welches Schicksal erwartete alle diese siegreichen Truppen? Die Möglichkeit eines solchen Plans gewann binnen 48 Stunden sehr an Wahrscheinlichkeit, und das Volk sprach heimlich davon. Die Soldaten und drei Viertel der Officiere erschrafen keineswegs vor der Unternehmung. Aber der Kaiser wurde von den Marschällen verrathen und sah, daß die meisten es für klüger hielten, ihn zu verlassen. Jeden Augenblick kamen neue Briefe aus Paris an und bestimmten immer mehr zum Abfall. Alle waren reich, ihre Familien in der Gewalt des

Felndes; mit ihrer Unruhe verband sich die Hoffnung, unter den Bourbonen groß zu bleiben. Die Verschwornen machten ungeheure Versprechungen; die Verbündeten, der König öffnete ihnen die Arme. Sie sahen schon Marschallstäbe, Ludwigskreuze, Orden, Statthalterschaften und solche lockende Aussichten, und niedriger Eigennuß ließen sie die Nationalehre und die Treue vergessen, die sie ihrem Kaiser geschworen hatten. In wenig Tagen waren die meisten abgefallen.

Der Eifer der Truppen erlosch, als sie erfuhren, daß der Kaiser sich vor dem Gesichte beuge und sich für besiegt erkenne. Jetzt erst fühlte die Armee, daß sie sich unterwerfen müsse.

Die verbündeten Souveräne hatten diese Unterwerfung nicht erwartet, und ihre Freude zeigte sich bei dem Vertrag vom 11. April. Napoleon behielt den Titel eines Kaisers und erhielt die Insel Elba mit völliger Oberherrlichkeit; nicht allein ihm, sondern auch seiner ganzen Familie wurde ein hinreichendes Einkommen angewiesen, und beinahe alle Personen seines militärischen Haushalts erhielten Gratifikationen. Alle diese Verfügungen wurden von der bourbonischen Familie beschworen. Der König wollte sie nicht unterzeichnen, unter dem Vorwand, daß er Napoleon nicht als Kaiser anerkennen könne; aber er gab sein Wort, den Vertrag in allen seinen Theilen zu erfüllen.

Abreise des Kaisers nach der Insel Elba. — Mordversuche —  
 Einzug Ludwigs XVIII. in Paris. — Stimmung des Volks.  
 — Senatssitzung. — Betrachtungen über den Zustand der  
 Nation.

Indessen reiste der Kaiser nach der Insel Elba ab, aber der Zorn seiner Feinde war noch nicht besänftigt. Weder sein Sturz noch seine Entfernung konnte sie befriedigen, sondern nur sein Tod; und weil der Krieg ihn verschont, wollte man sich seiner durch Mord entledigen. Es war die letzte Huldigung, die man dem Genie des Kaisers bringen konnte. Es herrschte eine Art abergläubischer Furcht vor diesem Manne. Schon in Fontainebleau machte man den Versuch, ihn zu vergiften, und ich schweige von den schrecklichen Auftritten, die die Reise des Kaisers nach Elba begleiteten, und den Mordversuchen der vom Gouverneur von Corsica, Boulard, gegen ihn ausgesandten Mörder.

Ludwig XVIII. zog am 3. Mat in Paris ein. Gendarmen eröffneten den Zug, hinter diesen kam eine Menge Officiere zu Pferd: die einen, noch gestern Feinde auf dem Schlachtfeld, bettelten heute um königliche Günstbezeugungen; die andern, alte Diener der Monarchie, hatten lange vergeblich ihre Hand nach kaiserlichen Gnadengeschenken ausgestreckt. War es Auszeichnung oder war es Hohn, zwei Compagnien der kaiserlichen Garde marschirten vor dem vergoldeten Haufen. Der Anblick dieser alten mit Narben bedeckten Krieger, mit niedergeschlagenem Blick und

Miene, deren innerer Grimm sich auf den verbrannten Gesichtern malte, stöpte ein edles Mitleiden ein. Endlich erschien der König, in einer offenen Calasche, begleitet von der Herzogin von Angoulême und den beiden Fürsten von Condé. Die ungeheure Dicke des Monarchen, sein harter Blick und sein strenges Gesicht stimmten die Begeisterung sehr herab und schon nach einigen Stunden herrschte unter der Masse des Volks nur noch kalte Gleichgültigkeit für den glücklichen Bruder Ludwigs XVI.

Unter den vier Personen erregte nur eine einzige ein tieferes Interesse. Das Gesicht des Königs rief keine Erinnerungen zurück; die beiden alten Krieger, Anführer einer Legion, die sich so wenig Ruhm erworben, waren nur die Vertreter eines großen Namens und eines grausamen Verlusts; aber Ludwigs XVI. und Marcken-Antoinettes Tochter, die so lange und in so zartem Alter allen Barbareien der revolutionären Tyrannei preisgegeben war, die ihre Eltern auf dem Schaffotte verloren, und verlassen in den Kerkern eines alten Thurms geschmachtet hatte, diese Unglückliche, als sie nun langsam an dem Justizpalast vorbeifuhr, den ihre Mutter auf einem Karren verlassen hatte, gehöhnt von Furien, um ihr Leben im Angesichte dieses Palastes zu verlieren, den ihre Tochter bewohnen sollte, — welche grausamen Erinnerungen, welche Gefühle des Mitleids und der Zuneigung mußte sie in den Herzen der Menge erwecken! Und doch wurden alle Freudenbezeugungen, alle Be-

gefisterung nur an den alten Monarchen verschwendet. Siegte die Politik über die zarten Gefühle der Menschlichkeit, oder sind die Frauen dazu verdammt, selbst wenn sie von den edelsten Gefühlen bewegt sind, immer den Personen ihres Geschlechts den schwächsten Antheil zu zeigen?

Die feierliche Einsetzung der königlichen Familie war von Herrn von Talleyrand sehr geschickt vorbereitet worden. Man mußte ihr nothwendig einen gesetzlichen Charakter geben, und da der gesetzgebende Körper nicht versammelt war, nahm man seine Zuflucht zum Senat, der seine politische Laufbahn mit einer der schimpflichsten Handlungen schloß, deren die Geschichte Erwähnung thut. Allen Gesezen Hohn sprechend stieß er seinen wahren Souverän vom Thron, ihn, den Frankreich ernannt, dem es seine Rettung verdankte; ja er war so niederträchtig, den Fürsten, den er verstieß, noch zu höhnen. Ich bin weit entfernt, die edeln Eigenschaften, die ausgezeichneten Dienste und die hohen Tugenden zu verkennen, die viele Mitglieder des Senats in der öffentlichen Achtung sehr hoch stellten, aber dieser Schimpf wird immer auf der Versammlung liegen bleiben, da kein einziges Mitglied gegen diese Sitzung des Herrn von Talleyrand protestirte oder seine Entlassung eingab.

Die erste Sorge der neuen Regierung war, die Administration einzurichten und den Unordnungen vorzubeugen, die in den Provinzen bei der Nachricht von der Thronveränderung entstehen konnten.

Doch zuvor scheint es nothwendig, einen Blick auf die Nation zu werfen, mit der es die neue Regierung zu thun hatte. Auf die Republik war in Frankreich die kaiserliche Herrschaft gefolgt. Im Jahr 1814 lebten von den einflussreichen Häuptionern der Republik nur noch wenige. Carnot und Barras ausgenommen, die sich Napoleon nicht unterworfen, waren die übrigen entweder von der Zeit dahingerafft, oder von dem Kaiser gewonnen worden. Merlin, Treilhard, Sieyès, Fouché und so viele andere hatten den Minister- oder Senatoren-Mantel umgehängt; diese Brutusse von 93 hießen jetzt Grafen, Herzoge, selbst Monseigneur. In der Armee finde ich bloß den Namen Jourdan's von der Liste der Generale, die große Herren wurden, zu streichen. Zwar waren Kleber, Hoche, Dessaix und Marceau nicht mehr; aber ist es Verwegenheit zu vermuthen, daß sich diese berühmten Generale, die in der Vertheidigung des Vaterlandes gefallen waren, dem Kaiser unterworfen hätten? Die ganze Nation war bei der Veränderung, die der 18. Brumaire brachte, dem Heere mit seinem Beispiel vorangegangen. Der erste Consul fand überall bei den Massen einen gleichen Widerwillen gegen die republikantische Regierungsform. Er benützte ihn zur Gründung des Consulats, und mißbrauchte ihn, um sich die Krone aufs Haupt zu setzen. Die Eitelkeit, die bei den Franzosen so mächtig ist, und ihr Haß gegen ein Joch, das unter ihren Füßen sich erhobener hatte, machte ihnen die durch ihre Formen und eine

verlethende Gleichheit so rohe Gewalt unerträglich. Die Verfolgungen und Hinrichtungen, die seit mehr als zwei Jahren überall Trauer und Schrecken verbreiteten, hatten so tiefe Eindrücke zurückgelassen, daß man um jeden Preis davon loskommen wollte. Die Niederlagen der französischen Heere im Jahre 1799, das gewaltsame und ungeschickte Verfahren des Directoriums, seine Staatsstreiche, besonders der vom 18. Fructidor, vermehrten noch die Ungeduld und den Abscheu; und als der General Bonaparte im Jahr 1800 aus Aegypten zurückkehrte, streckten die Bürger aller Classen und Parteien die Arme nach ihm aus und beschworen ihn, Frankreich zu retten; so kam der 18. Brumaire. Aber der Sieger Italiens war an Gehorsam gewöhnt, er organisirte daher das Land und gebot ihm wie seiner Armee. Der wundervolle Sieg von Marengo, die Ordnung, die wie durch einen Zauber in die Finanzen gebracht wurde, erregten allgemeine Begeisterung. Die Mordversuche der Chouans unter George und Béchegu steigerten die Erbitterung gegen die Engländer und die Bourbonen aufs Höchste. Jetzt erhob Napoleon, überzeugt, daß er alles wagen dürfe, den französischen Thron wieder, um Europa unter sein Joch zu bringen. Fünfzehn Jahre des Ruhms und der Willkürherrschaft hatten endlich die Franzosen geschmeidig gemacht, und die Bourbonen zweifelten nicht, daß ihre Regierung, die sie eine väterliche nannten, nicht sollte mit Entzücken begrüßt werden, da sie sich zugleich als die sichere

Bürgschaft eines aufrichtigen Friedens mit ganz Europa ankündigte.

Aber Ludwig XVIII. sah, verblendet von dem leichten Gehorsam der Völker gegen seinen Vorgänger, nicht alles, was unter dem kaiserlichen Purpur verborgen war. Er sah die Sorgen und Mühen, die immer neu sich erhebenden Hindernisse nicht, auf die seine Regierung stoßen mußte. Er ahnte nicht, daß die Leidenschaft für die Freiheit noch unter der Asche fortglimmte, daß der Haß gegen die letzten Könige von seinem Geschlecht sich noch bis auf ihn erstreckte. Der Haß gegen den alten Hof, gegen den Adel, die Gleichgültigkeit gegen die Religion, der Hohn gegen die Geistlichkeit war unter der Kaiserregierung noch stärker geworden. Der König wußte nicht, daß der Kaiser unter allen Classen viele Anhänger verloren hatte, endlich, daß seit 91 sich ein neues Geschlecht erhoben und seine Stellung im Staate eingenommen hatte: ein ernstes Volk, voll Thatkraft, unterrichtet und frei von Aberglauben, das aus den Collegien aufs Schlachtfeld eilte und dem alle Bahnen der Wissenschaft und des Ehrgeizes offen standen.

Niemand hatte dem König gesagt, daß jener Nimbus der Majestät, der früher den Thron umgeben hatte, völlig verschwunden sey. In der That wurde auch der Kaiser nicht als eigentlicher Monarch betrachtet, oder wenigstens hegten die Völker gegen ihn nie jene Art von abergläubischer Verehrung, wie gegen Ludwig XIV. und XV.

Er war der große, bewunderte Mann. Das Volk sah in ihm den Sieger in so vielen Schlachten, den Eroberer so vieler Königreiche, den Unbesiegbaren, den Mann des Schicksals. Aber er blieb immer Bonaparte, der Held, dessen ruhmvollen Namen seine Feinde nicht zu beslecken, er selbst nicht zu verwischen vermochte.

Ludwig XVIII. fand also bei seiner Rückkehr den Nimbus seines Hauses verschwunden. Für den verständigen und kaltblütigen Beobachter war er nichts weiter, als ein alter Edelmann von Versailles, den die Macht der Umstände auf einen neuen Thron erhob. Seine Familie und er brachten noch das alte fünfundzwanzigjährige Vorurtheil zurück, die Revolution sey bloß das Werk von Menschen und nicht der Umstände: ein verderblicher Irrthum, der Ludwig XVI. gestürzt. Sie fragten also zuerst alle, die sich ihnen anboten, was sie bisher gewesen seyen, was sie gethan hätten; sie machten kein Hehl daraus, wie sie gegen die dem Lande seit 25 Jahren geleisteten Dienste gestimmt seyen: ein alter Groll gegen die Constituirenden, affectirte Verachtung gegen die Edelleute, die sich für die Revolution erklärt, Gleichgültigkeit und Stolz gegen die Mitglieder der vorhergegangenen Administration und Höflichkeit, aber etwae stolze und erniedrigende Höflichkeit gegen die Anführer der Armee, weil sie noch die Waffen in der Hand hatten.

Die fremden Souveräne waren in ihrem Sieges-

rausche doch noch so klug, ihren Sieg nicht zu miß-  
 brauchen, und weit entfernt, Frankreich mit der  
 Gewaltthätigkeit eines Siegers zu behandeln, der  
 sich zu allem berechtigt glaubt, unterstützten sie die  
 Partei der Patrioten in ihren Bemühungen, Frank-  
 reich vor der Gefeklossigkeit zu bewahren. Die Bürg-  
 schaften, welche die Civillisation Frankreichs verlangte,  
 wurden sonach in einer Charte niedergelegt, die der  
 König unter dem erbärmlichen Titel einer Reforma-  
 tions-Ordonnanz bewilligte. Die Formen der Verwal-  
 tung wurden beibehalten und die Agenten der vorigen  
 Regierung zum Theil provisorisch wieder angestellt. Auf-  
 serordentliche Commissäre wurden in alle Departements  
 geschickt, um die Gemüther zu belehren und zu be-  
 ruhigen. Diese politischen Commissäre, die man  
 meistens aus den Unzufriedenen und den Feinden  
 des Kaisers nahm, richteten wenig aus, dafür aber  
 der Eigennuß, die Trägheit und die Noth desto  
 mehr. Ueberall zeigte sich das Volk mißtrauisch; aber  
 hätte die Regierung fest und tren nach den Grund-  
 sätzen der Charte gehandelt, gewiß sie hätte sich in  
 kurzer Zeit, wenn nicht beliebt gemacht, doch Zu-  
 trauen erworben und die Vorurtheile gegen sie zer-  
 stört. Aber die Freude über einen Sieg, der so  
 leicht erworben wurde, verdrehte den Royalisten die  
 Köpfe. Die Prahlerei der Emigrirten kannte keine  
 Gränzen mehr. Als sie die Bourbonen auf dem  
 Throne sitzen sahen, hielten sie sich für die Herren  
 ihres Souverains und des ganzen Frankreichs. Sie

baten oder vielmehr sie forderten Aemter, Ehrenstellen und Reichthümer; man gab ihnen alles. Der größere Theil waren alte Officiere, die bei ihrer Auswanderung nur niedere Chargen bekleidet hatten. Man rechnete ihnen ihre 25 Dienstjahre an, und die Unterleutenants wurden Oberste; die Obersten Feldmarschälle, oder Generallieutenants und die Ansprüche dieser alten Leute auf Waffenruhm, ihre unzeitige kriegerische Laune, machten sie zum allgemeinen Spotte aller müßigen jungen Militärs, die der Friede in der Hauptstadt versammelt hatte.

Wie aufgereizt die Stimmung des Volkes schon damals war, konnte die Regierung aus dem Vorfalle bei der Leiche jener Schauspielerin sehen, der das Volk gewaltsam die ihr verschlossene Kirche öffnete. Die Verachtung der Regierung und der Hang zu Widersetzlichkeiten verbreiteten sich von Paris schnell in die Departements. Die Stellung der kaiserlichen Obrigkeiten und Administratoren, die man beibehalten hatte, und die nun mit einem Male andere Pflichten, andere Neigungen, entgegengesetzte Ansichten predigten, brachte sie in Mißachtung; und die Nothwendigkeit, ihre alte Ergebenheit gegen den Feind der Bourbonen in Vergessenheit zu bringen, gab der Ausübung ihrer Amtspflicht einen Zwang, der verwundete und reizte.

Bald wurden die Käufer von Nationalgütern, deren Zahl sehr beträchtlich war, da über zehn Millionen Menschen dabei theilhaftig waren, von den

alten Eigenthümern beunruhigt. Welt entfernt, die Auerbietungen anzunehmen, zu denen jene die Furcht trieb, verwarfen diese jede Art von Vergleich und sagten trotzig, ihre Güter würden ihnen durch die Gewalt des Königs zurückgegeben werden, sie müßten ihr Eigenthum mit demselben Rechte wieder bekommen, wie die Krone das ihrige; der Verlust der Unterthanen und des Monarchen sey gemeinschaftlich gewesen, also müsse auch die Restitution zu gleicher Zeit stattfinden; die Charte müsse, wenn sie nicht gar abgeschafft würde, hinsichtlich dieses Punktes modificirt werden, da sie ja bios ein transitorischer Vergleich, eine einfache Reformations-Ordonnanz sey.

Die Anzahl der Edelleute, die der Person des Königs treu geblieben waren und mit ihm zurückkehrten, war sehr gering. Dagegen überschwenmte eine Anzahl Ausgewanderter, die bereits im Jahre 1801 zufolge der Amnestie des ersten Consuls zurückgekehrt waren, die Tuilerien, wo sie mit ihren Freudenbezeugungen über die Rückkehr der Bourbonnen ihre Klagen über ihre alten Leiden während der Auswanderung verbanden. In großer Menge sah man sie täglich die Messe in den Tuilerien besuchen, größtentheils in bürgerlicher Kleidung, geschmückt mit Epaulettes und bewaffnet mit den alten Degen ihrer alten Regimente. Die Erzählung von ihren alten Heldenthaten in Coblenz und der Legion von Condé erregte das Mitleid derer, die so leichtes Spiel mit ihnen gehabt. Diese Prahleret und die Günstbezu-

gen des Hofes erregten den lebhaften Unwillen der alten Krieger, die mit so viel Ruhm unterlegen waren.

Noch lebhaftere Besorgnisse mußte die Armee erregen. Sie war zwar durch die letzten Feldzüge sehr zusammengeschmolzen, aber das Gefühl des Ruhms und der Name der Kaisers waren in aller Herzen lebendig geblieben. Zwar hatten sich die Marschälle und viele Generale der Nothwendigkeit gebeugt; aber der größte Theil der Officiere war diesen edeln Gesinnungen treu geblieben. Weder die Kriegszucht noch sonst eine militärische Tugend war verschwunden, vielmehr strahlten sie in neuem Glanze. Der König konnte wegen Kränklichkeit die Truppen nicht mustern und die Prinzen affectirten bei ihrem Anblick ein Mißtrauen und eine Verachtung, die der Widerwille gegen einen so glänzenden Ruhm noch steigerte.

Folgender Zug wurde mir vom Grafen von Erlon mitgetheilt. Bei einer Musterung, die der Herzog von Berry hielt, trat ein Officier vor und bat den Prinzen um das Ludwigskreuz. „Was haben Sie gethan, das Sie dessen werth macht?“ — „Ich habe dreißig Jahre in der französischen Armee gedient.“ — „Ja, dreißig Jahre Räuberei getrieben!“ antwortete ihm der Prinz und kehrte ihm in den Rücken. Zwar erhielt der Officier den andern Tag das Kreuz, aber das Wort circulirte im Heere und man kann sich denken, welchen Eindruck es auf dasselbe machte.

Die im Königreiche zerstreuten Truppen sahen sich bald vieler Officiere beraubt, welche theils Abnei-

gung, theils gezwungene Abdankungen von der Armee entfernten. Die Stabsofficiere und die ganze Menge der Kriegsbeamten, die nun unnütz geworden waren, kehrten in ihre Heimath zurück und verbreiteten dort ihre Unzufriedenheit und den Haß, der sie besaßte. Die beiden letzten Feldzüge hatten sie fast ganz zu Grunde gerichtet. Erbittert durch die Gegenwart eines Feindes, der Herr vom Lande war, aber seit zwanzig Jahren immer geschlagen worden, wurde ihnen das Joch der Bourbonen, die er mitgebracht, unerträglich. Ohne Vermögen, ohne Beschäftigung, zurückgewiesen von der Gewalt, an das Kriegsleben gewöhnt, bot ihnen die Zukunft nur Elend und Schande, wenn die Bourbonen auf dem Throne blieben. Es mußte mit ihnen um jeden Preis anders werden und unwillkürlich richteten sich ihre Blicke nach Elba.

So viel Reize von Unruhen schienen den Bourbonen die Augen nicht zu öffnen. Die drei ersten Monate verflossen scheinbar ruhig. Die Gewalt glaubte mit all den zerstreuten Mißvergnügten leicht fertig werden zu können, und die verbündeten Souveräne, die zu fürchten begannen, die Berührung ihrer Truppen mit unsern leichtfertigen Sitten und besonders unsern Ansichten möchte für diese gefährlich werden, beschloßen, diese zurückzuziehen, nachdem sie ihre Rechnungen ins Meine gebracht. Sie kosteten Frankreich ungeheure Summen, und die Termine sowie die Art der Zahlung wurden nicht ohne große

Schwierigkeiten geregelt. Wahrscheinlich nahmen sie bei ihrem Abzug selbst den Glauben mit, daß eine Regierung, die so schlecht anfing, nicht lange dauern werde; aber sie waren zufrieden, Frankreich auf lange Zeit geschwächt und von der ersten Stufe herabzusinken zu sehen, auf die der Ruhm und die Civilisation es erhoben hatten.

Die Charte hatte die zwei Kammern eingerichtet. Die Pairskammer, der alte Senat, hatte alle Bedeutung verloren; die ehrwürdigen Männer, deren sie sich rühmen konnte, verließen ihr keinen Glanz. Sie hatten sich übrigens alle durch die Revolution erhoben. Der König setzte die Kammer anders zusammen, indem er alle alten Pairs der Monarchie und einige nur, die ihr ruhmvoll gedient, in diese Kammer eintreten ließ. Die neuen Mitglieder theilten dieser Körperschaft servile Neigungen und Gewohnheiten mit, sowie diese zu gleicher Zeit wieder auf sie zurückwirkte; und wenn die Nation wenig Theilnahme an der Erhebung von Männern bezeugte, die den Grafen von Bourmont und den Maire von Bordeaux unter ihre Mitglieder zählten, so konnte wenigstens der König versichert seyn, daß diese Versammlung noch lange den Gehorsam des alten Senats erhalten und fortpflanzen würde.

Nicht ganz so war es jedoch mit den Mitgliedern des gesetzgebenden Körpers. Sie waren zu einer Zeit gewählt worden, wo der Krieg für Frankreich eine unerträgliche Geißel geworden war. Viele un-

ter: Ihnen hatten sich kräftig gegen Forderungen der Regierung von 1813 erklärt. Aber die Zahl der Royallisten war noch zu unbedeutend; und wenn sie auch gerne sich von der kaiserlichen Regierung losgesagt hätten, so wollten sie doch die Willkürherrschaft nicht bei der königlichen Gewalt wieder finden. Die Regierung fand daher, wenn nicht Hindernisse, doch wenigstens ernste Abmahnungen, als die Räte der Krone ihr Entwürfe vorlegten, die sich schlecht mit den durch das Grundgesetz geheiligten Principien vertrugen und die Gefühle und Vorurtheile der wahren Freunde der Freiheit verletzten. Besonders empörte die Versammlung der Entwurf des Grafen Ferrand, den er ihr, im Namen des Königs vorlegte, das Benehmen der Franzosen in den verschiedenen Zeiten der Revolution ans Licht zu ziehen und demnach Lob oder Tadel auszuspenden. Sein Gleichniß von der geraden und krummen Linie, das er selbst auf diejenigen anwandte, die sich wieder zu der neuen Regierung geschlagen, erregte Furcht und Unwillen in vielen Gemüthern, und der Kaiser hat wohl begriffen, wie höchst unklug dieser Schritt war, wenn er sagt: „Ich bin mit der Rede des Grafen Ferrand in der Hand gekommen, überzeugt, daß das Volk sich mir wieder zuwenden würde.“

Meine gefährliche Lage. — Die Kaiserin Josephine in Malmaison. — Kaiser Alexander. — Sein Urtheil über die Bourbonnen. — Tod der Kaiserin Josephine. — Fehler der Regierung. — Unzufriedenheit der Armee. — Erbitterung des Marschalls Ney.

Ich sah alle diese Keime der Unordnung und ahnte, daß der Sturm nahe sey. Ich zog mich deshalb täglich mehr von den Personen zurück, die dabey betheiliget seyn konnten; aber ich muß hier meine Lage näher auseinandersetzen.

Den Abend vor seiner Abreise nach Rußland hatte mich der Kaiser zu sich beschieden und nachdem er mir alle Befehle hinsichtlich seiner Reise mitgetheilt, sagte er noch zu mir: „Geben Sie zum Großmarschall; er wird Ihnen Anweisungen auf den Schatz für die Summe von 1,600,000 Franken geben. Diese wechseln sie ins Geheim in Gold aus; der Schatzminister wird Ihnen dazu die Mittel verschaffen. Sie erwarten meine Befehle, um sie mir zuzuschicken.“ Diese Masse von Gold war schwer zu verbergen; ich wandte mich deshalb an Herrn Regnier, der mir Büchsen verfertigen ließ, die vollkommen Quartanten gleichen. Jede hielt 30,000 Franken, und so stellte ich sie nun in meine Bibliothek. Als der Kaiser von Rußland zurückkam, schenkte er nicht mehr an dieses Geld zu denken, und er ging nach Deutschland, ohne mir in dieser Hinsicht bestimmte Befehle geben zu wollen. Er sagte bloß: „Wir werden sehen, wenn ich zurückkomme.“ Als er endlich wenige

Monate darauf Paris wieder verließ, bat ich ihn dringend, mir doch diesen Schatz abzunehmen, da ich nicht wüßte, ob ich bei wichtigen Ereignissen, die Paris bedrohen könnten, länger für seine Sicherheit stehen könne. „Nun,“ sagte er, „so verbergen Sie ihn auf Ihrem Landhaus.“ Vergeblich stellte ich ihm vor, daß mein Schloß La Verrière, das an der Landstraße von Versailles nach Rambouillet lag, von feindlichen Partien geplündert werden könne, daß meine Geschäfte in Paris mir nicht erlaubten, mich lange daselbst aufzuhalten, und daß der Zufall oder die geringste Unvorsichtigkeit mich desselben berauben könne. Er wollte nichts hören und ich mußte gehorchen. Mein Verwalter war ein ehrlicher und gescheider Mann; ihn ließ ich nun unter meinen Augen bei Nacht ein Loch unter den Fußboden eines Cabinets im Erdgeschosß graben und hier verstecken wie die vierundfünfzig Bände, die die Aufschrift hatten: Alte und neue Geschichte. Nie wäre ein Werk glücklicher verschlungen und besser gewürdigt worden, als dieses. Der Fußboden wurde wieder sorgfältig eingelegt und man schöpfte nicht den geringsten Verdacht. Die Einnahme von Paris warf den Kaiser nach Fontainebleau; ich wünschte sehnlich, sein Schicksal zu theilen, wenigstens wollte ich seine letzten Befehle vernehmen. Allein er ließ mir durch den Herzog von Vicenza sagen, es sey gefährlich, ihn zu besuchen; ich solle in Paris bleiben, später werde er mir seinen Entschluß hinsichtlich seines Geldes

zukommen lassen. Dies war einer der Hauptgründe, die mich sorgfältig von der Regierung entfernt hielten. Anhänglichkeit an die Person des Kaisers, der Eid der Treue, den ich ihm geschworen, Dankbarkeit für die von ihm erhaltenen Wohlthaten machten mir selbst den Gedanken verhaßt, ihm nicht den Rest meines Lebens zu widmen; aber auch die Ehre verbot mir, den Bourbonen meine Dienste zu widmen, da ich nothwendig fortwährend mit dem Kaiser in Correspondenz bleiben mußte. Welche Züchtigung hätte ich mir nicht zugezogen und auch verdient, wenn die Regierung des Königs, dem ich Treue geschworen, nachher entdeckt hätte, daß ich einen Theil von Napoleons Vermögen ansbewahre und darüber nach seinem Befehl verfüge? Um die Zeit, als ich mich diesen traurigen Betrachtungen hingab, besetzten 300 Preußen das Schloß von La Verrière. Fünfzehn Mann bewohnten das Zimmer, das den Schatz verbarg. Sie blieben beinahe zwei Monate. Ich saß während dieser ganzen Zeit wie auf der Folter, täglich erwartete ich die Nachricht, daß alles entdeckt sey. Zum Glück zogen sie ab und ich war wenigstens über diesen Punkt beruhigt.

Die Erbkaiserin Josephine war indessen nach Malmaison zurückgekommen. Hier besuchte sie der Kaiser Alexander und der König von Preußen häufig. Besonders kam der Kaiser von Rußland häufig und blieb lange. Das Gespräch drehte sich meistens um Napoleon. Josephine hatte einen nicht sehr ausze-

bretteten Geist und wenig Kenntnisse, aber sie besaß ein gesundes Urtheil, Feinheit, eine unnachahmliche Grazie und ihre etwas creollische Aussprache verlieh ihrer Unterhaltung einen eigenen Reiz. Alexander schien davon bezaubert. Eines Tages, als er Josephinen seinen Bruder Constantin vorstellte, sagte er zu diesem: „Finden Sie nicht, daß die ganze Person Ihrer Majestät, bis auf den Ton der Stimme, an die Kaiserin Catharina erinnert?“ Josephine verläugnete nie ihre Zärtlichkeit für Napoleon. Die Revolution war vollendet und der Thron unwiederbringlich verloren, aber sie wandte sich beständig an die Edelmutb des Kaisers, um das Loos ihres vor- maligen Gatten zu mildern. Die Verheurungen, die er ihr deshalb gab, waren in Wien schnell wieder vergessen, wenn es wahr ist, daß Alexander damals für die Versekung Napoleons von Elba nach St. Helena stimmte. Um diese Zeit kam der Fürst Eugen nach Paris. Der Kaiser Alexander sand Ges- schmack an ihm; er überhäufte ihn mit Freundschafts- bezeugungen und versprach ihm einen Staat in Deutsch- land von wenigstens 60,000 Einwohnern. Dies wurde nachher etwas abgeändert; das Fürstenthum Elch- stadt, das Eugen erhielt, hat kaum 7000. Den Abend vor seiner Abreise sagte der Kaiser Alexander in einem vertraulichen Augenblicke zu Eugen: „Ich weiß nicht, ob es mich nicht einst reuen wird, den Bourbonen wieder auf den französischen Thron ver- holfen zu haben. Glauben Sie mir, lieber Eugen,

es sind keine guten Leute. Wir haben sie in Rußland gehabt und ich weiß, was ich von ihnen zu halten hab.

Mitten unter diesen glänzenden Huldigungen der mächtigsten Souveraine des Continents wurde Josephine vom Tode dahingerafft. Sie starb in einem Alter von 52 Jahren, eine in jeder Hinsicht vor treffliche Frau, die den Thron durch die lebenswürdigsten Eigenschaften zierte und deren Wohlthätigkeit und Herzengüte ein Muster für alle seyn müssen, welche Geburt oder Glück dazu verdammen, eine Krone zu tragen.

Der Kaiser Alexander wollte auch das Schicksal der Königin von Holland bestimmen. Ihr Gemahl hatte sich von ihr entfernt. Alexander gab ihr den Namen Herzogin von St. Leu. Ludwig XVIII. wagte sich nicht offen dagegen zu erklären, aber sein Minister Blacas machte so viel Schwierigkeiten, daß Alexander seinem Adjutanten, der ihm das Patent der Herzogin überbringen sollte, den Befehl ertheilte, die Tuilerien nicht zu verlassen und sogar dort zu schlafen, bis er es in Händen hätte.

Die Kaiserin Josephine wurde in der Kirche von Nuel beigesetzt. Der Kaiser von Rußland gab durch die Art, wie er diesen Act feiern ließ, das letzte Zeugniß, wie sehr er das Andenken Josephinens ehrte.

Der Fürst Eugen kehrte nach Deutschland zurück. Da ich keine Nachrichten von Elba hatte, so entschloß

ich mich, ihm meine Verlegenheit zu entdecken. Er war dem Kaiser ergeben und mein Freund. Ich machte ihm den Vorschlag, 800,000 Franken zu nehmen und sie nach Eiba zu schaffen.

Ein wenig ruhiger, da die Hälfte der Summe gerettet war, verdoppelte ich meine Vorsicht, die Wachsamkeit der Polizei von mir zu entfernen. Herr Pasquier war nicht mehr dabei; und sein Nachfolger, mit andern Dingen beschäftigt, mußte natürlich einen Mann vergessen, der ihm nie in den Weg trat und dessen Namen noch nie vor ihm genannt worden war.

Was ich vorausgesehen, traf endlich ein. Die Charte war nach und nach heimlich untergraben worden; die Schriftsteller beklagten sich laut darüber; die Beschimpfungen, mit denen der Name des Kaisers von den royalistischen Journalen überschüttet wurde, erbitterten alle Anhänger, alle Freunde des Helben. Die Gegenbeschuldigungen nahmen einen heftigen Charakter an, und man ging so weit, daß man in den alten Moulteur's die gehässigen Beschuldigungen gegen den König über sein Benehmen in dem Proceß des Marquis von Favres hervorsuchte und öffentlich machte.

Der Advokat Rey von Grenoble setzte in einem Werke, das reisenden Abgang fand, alle Verlegungen der Charte seit dem ersten Tage der Königsherrschaft aufeinander. Zwei junge Männer, Namens Comte und Dünoyer, ließen unter dem Titel „der

Censor" eine Zeitschrift erscheinen, wo die Principien der Freiheit mit einer Kraft und einem Geiste entwickelt wurden, der ihnen alle Stimmen gewann. Die royalistischen Schriften enthielten Ausfälle gegen die Revolution und alle ohne Unterschied, die daran Theil genommen, sie ließen so drohende Ausforderungen ergehen, daß man unmöglich ihre Absicht verkennen konnte, alles umzustürzen und an allen Rache zu nehmen.

Diese feindselige Stimmung der Gemüther hatte sich über ganz Frankreich verbreitet, und daran war die Regierung selbst schuld, durch die Maasregeln, die sie ergriff, um sie zu zerstreuen oder zu schwächen. Da sie nicht ohne Grund die Truppen fürchtete, wenn sie unter den Fahnen blieben, so entschloß sie sich, über die Hälfte abzudanken. Aber so glücklich sich diese alten Soldaten anfangs fühlten, als sie sich friedlich an ihrem Heerde sahen, so machte dies Gefühl doch bald dem Mißbehagen Platz. Schnell waren die Gefahren und Strapazen selbst der letzten Feldzüge vergessen und nur die Begeisterung für den Kaiser blieb zurück, und die Trauer über seinen Sturz und die unwürdige Behandlung seiner Feinde. Die ruhmvolle Zukunft, die ihnen versprochen worden war, die Auszeichnungen, die ihnen so gewiß gewesen waren, der ruhmvolle Name, Soldaten der großen Armee und die allgemeine Achtung, die den Rest ihrer Tage verschönern sollte, — das alles war für sie dahin. An ihre Heerde zurückkehrend, hatten

ſie noch das Mißtrauen der Agenten der neuen Gewalt und die Verachtung jenes Hauſens Adeltiger zu ertragen, die es ſich zur Pflicht und zum Genuße machten, den Kriegsruhm zu läſtern und die heldenmüthigen Anſtrengungen der Franzoſen, ihr Vaterland von fremdem Joch zu retten, mit dem Namen Empörung beſteckten.

Die meiſten Generale, die man behalten hatte, merkten bald an dem Empfang, der ihnen bei Hofe zu Theil wurde, daß der Tag nicht fern ſey, wo man ſie bei Seite ſchieben werde, um den Royaliſten Platz zu machen, denen man ihren langen Müſſiggang mit Ehrenſtellen und allen möglichen Gnadenbezeugungen bezahlte.

Ich ſah keinen von meinen alten Kriegsgefährten, aber ein Vorfall öffnete mir die Augen und machte mich aufmerkſam auf das, was um mich vorging. Ich begegnete dem Marſchall Ney im Garten der Tuilleries. Als er mich ſah, kam er auf mich zu und redete mich an: „Wie glücklich ſind Sie, daß Sie aus dieſem Schlamm heraus ſind; daß Sie keine Verleumdungen und Ungerechtigkeiten zu erdulden haben. Dieſe Leute haben gar keine Einſicht, ſie wiſſen nicht, was ein Marſchall Ney iſt. Soll ich es ſie lehren?“ So fuhr er über eine Viertelſtunde fort, ſeinem Jorne Luft machend. Endlich ſtürzte er fort. Dies mag ohne Zweifel von Bedeutung erſcheinen, allein man würde ſich täuſchen, wollte man ſein Begehmen im März daraus erklären. Der

Marschall ließ sich vom ersten Eindruck hinreißen; er liebte die damalige Regierung nicht, aber (soll ich es sagen?) er liebte den Kaiser noch weniger. Einige Tage nach dieser Unterredung reiste er auf sein Landgut nach Coudreaux ab und nahm nicht den mindesten Antheil an den nachfolgenden Ereignissen.

---

Die Verschwörung. — Behandlung des Generals Erzelmans. — Der General Lallemand, der Marschall Davoust, die Herzoge von Otranto und Bassano, die Häupter der Verschwörung. — Klugheit des Marschalls Davoust. — Nachricht von der Landung des Kaisers. — Verschiedener Eindruck dieser Nachricht. — Ich eile zu der Herzogin von St. Len. — Abreise des Königs. — Mein Besuch auf der Oberpostdirection.

Die Mißvergünstesten unter den Generalen waren natürlich die jüngsten und ehrgeizigsten. Plötzlich mitten in ihrer Laufbahn aufgehalten und genöthigt, sich zurückzuziehen, entschlüpfen ihnen die Ehrenstellen und Würden, als sie eben den letzten Schritt dazu thun wollten. Gewöhnt an ein glanzvolles Leben, war ihnen ihr großer Gehalt jetzt verkürzt; mit Aerger sahen sie sich gezwungen, die glänzende Lage aufzugeben, die sie in dem Heere und in der Welt behauptet, und die sie vielleicht ein wenig getröstet hatte. Ich will nicht sagen, daß dabei ihre Vaterlandsiebe und ihre Ergebenheit gegen den Kaiser für nichts gezählt werden dürfen; aber alle diese Ursachen zusammengenommen machten ihnen ihre Lage unerträglich, und der allgemeine Widerwille gegen

Die neue Regierung, die Stimmen der Mißvergnügten, die sich von allen Seiten erhoben, sagten ihnen, daß der Augenblick des Aufstandes gekommen sey, und einige unter ihnen gebrauchten, um ihn zum Ausbruch zu bringen, die Truppen, die ihnen die Regierung zu ihrer Sicherheit anvertraut hatte und deren Eide für sie zu bürgen schien. Ich hatte nicht die leiseste Ahnung von dem Complot. Herr von P\*\*\*\* machte mich zuerst damit bekannt, und mit dem Zutrauen und dem Leichtsinne der Jugend entdeckte er mir selbst die Namen derer, die an der Spitze standen. Bei der Menge der Vertrauten sah ich bald, daß alle Welt darum wisse, nur nicht die Regierung. Der Marschall Soult, damaliger Kriegsminister, eingenommen von der Sorge, durch seinen neuen Eifer seine alte Liebe zur Republik und später zu dem Kaiser vergessen zu machen, verwandte alle seine Zeit auf die Wendéer und ihre Geschichte, indem er den König einen Befehl zu dem Denkmal von Quiberon unterzeichnen ließ, und sie im Heere anstellte. Statt den König über die Stimmung der Truppen und des Volks aufzuklären, kannte er sie so wenig, daß er ohne weiteres die Ueberreste der alten Wendéer-Insurgenten in Nantes versammelte, um ihnen feierlich Pensionen und Decorationen auszuthellen. Beinahe hätte sich das Volk von Nantes bei dem Anblicke ihrer alten Feinde, die oft so grausam gewüthet hatten, empört. Der Agent des Ministers mußte aus der Stadt entweichen, deren Einwohner, höchst aufgebracht über

diesen Act der Gegenrevolution, sehr geneigt waren, wieder zu den Waffen zu greifen.

Ebenso mußte das ungerechte und empörende Verfahren gegen den General Ercolemans, einen der ausgezeichnetsten Armeechefs und Adjutanten des Königs von Neapel, die Soldaten erbittern. Der Marschall Soult ließ ihm wegen eines Briefs, den er an den König von Neapel geschrieben und der aufgefunden worden war, sagen, er habe Paris zu verlassen und bis auf weitem Befehl sich in das Departement zu begeben, wo er geboren sey. Der General weigerte sich. Endlich wollte der Minister Gewalt gebrauchen, aber der General Flahaut, ein Waffengefährte Ercolemans, war ihm zur Flucht behülflich. Ein Kriegsgericht wurde nun zu Lille über ihn gehalten, dem er sich unterwarf und das ihn freisprach. Dieses Urtheil war ein neuer Triumph für die Freunde des Kaisers und eine starke Aufmunterung für die Häupter der Insurrection.

Eines dieser Häupter war der General Lallemand, den ich in Italien und Egypten hatte kennen lernen, wo er Officier der Wache und später Adjutant des General Junot war. Er verlangte von mir, ich sollte thätigen Antheil an der Verschwörung nehmen und dem Kaiser davon Nachricht geben, da ich gewiß Mittel in Händen hätte, mit ihm zu correspondiren. Er setzte mir seinen Plan auseinander, der auf nichts Geringeres hinauslief, als sich der Bourbonen zu bemächtigen, den Kaiser auszurufen und ihn wieder

auf den Thron zu setzen. Der Marschall Davoust, die Herzoge von Otranto und Bassano und mehrere Andere, deren Namen ich vergessen, waren die Hauptanführer der Unternehmung. Je weiter er mir den Plan darlegte, desto unruhiger und besorgter wurde ich, nicht um das Loos des Königs, sondern um den Kaiser.

Ich antwortete ihm: „Die Personen, die Sie mir da nennen, sind gewandt und ihre Mitwirkung verspricht einen glücklichen Erfolg; aber ich glaube, Sie verfügen sehr frei über den Kaiser. Ihm bloß Nachricht geben über eine Unternehmung, über die er vorher nicht befragt worden ist, ohne seine Zustimmung über sein Geschick verfügen, scheint mir sehr Kühn. Ferner muß ich Ihnen zum Voraus erklären, daß ich ihm keinen Brief zustellen kann. Ich bitte sogar seine Freunde dringend, dies zu unterlassen, da ich überzeugt bin, daß sie durch die französischen oder italienischen Posten aufgehalten und nach Wien geschickt würden, wo Herr von Talleyrand schon lange um eine weitere Entfernung des Kaisers nachsucht. Seine Gründe mochten bisher nicht hinreichend scheinen, aber bedenken Sie, welche Folgen es hätte, wenn ein Brief von solchem Inhalt aufgefangen würde. Sicherlich würde man den Kaiser auf die äußerste Insel der Welt verbannen, oder gar tödten. Wer sagt Ihnen, daß er nicht Pläne hat, die den Ihrigen gerade entgegen seyn können? Hat er nicht Freunde in Italien? Kann er nicht sehr gut von dem unter-

richtet seyn, was hier vorgeht?" — „Da Sie es für gefährlich halten, dem Kaiser zu schreiben,“ antwortete der General, „so wollen wir versuchen, ihm auf anderem Wege Nachricht zu geben. Aber unser Plan ist schon zu weit gediehen, als daß man mit der Ausführung zögern könnte. Verschieben wir ihn, so kann der Kaiser eines Morgens, trotz seiner tapfern Wächter, von der Insel Elba entführt werden und dann ist alles verloren. Besuchen Sie übrigens den Herzog von Vassano und theilen Sie ihm Ihre Besorgnisse mit, aber seyen Sie überzeugt, daß wir uns durch nichts aufhalten lassen; dieses Regiment ist unerträglich und wir sind fest entschlossen, es mit dem Schwerte zu stürzen.“

Den andern Tag besuchte ich den Herzog von Vassano, den ich seit der Restauration nicht gesehen hatte. Ich erzählte ihm meine Unterredung mit Lallemand und entdeckte ihm nicht allein meine Besorgnisse wegen einer Correspondenz mit der Insel Elba, sondern äußerte auch mein Befremden über das Vertrauen, das man in den Herzog von Otranto setzte. Der Herzog verbarg mir nichts. „Es ist eine durchaus militärische Operation,“ sagte er, „wir können nichts dabei thun. Uns liegt Alles an der Rückkehr des Kaisers. Wie soll man ihm Nachricht zukommen lassen? Ich weiß kein Mittel, da Sie überall Gefahr befürchten. Ich bin übrigens mit Ihnen der Meinung, daß es das Verderben des Kaisers wäre, wenn man auch nur die leiseste Andeu-

tung darüber dem Papiere anvertrauen würde; deswegen habe ich auch dem Herrn Fleury von Chabousson, der, wie Sie wissen, vor vierzehn Tagen abgereist ist, nichts mitgegeben. Was den Herzog von Otranto betrifft, so theile ich Ihr Mißtrauen nicht; er hat sich der Sache mit einem solchen Eifer angenommen und steht so schlecht mit den Bourbonen, daß er uns gewiß nicht verrathen wird.“ — „Aber vorausgesetzt, daß man ihm trauen darf, wer sagt Ihnen, daß er nicht heimlich für einen andern arbeitet?“ — „Ich wüßte nicht für wen? Ich glaube nicht, daß er an den Herzog von Orleans denkt, ich habe hierüber zuverlässige Angaben; weder er noch andere können daran denken. Besuchen Sie mich oft und Sie sollen Alles erfahren.“ Diese Unterredung mit dem Herzog von Vassano hatte meine Besorgnisse für den Kaiser noch vermehrt. Der Name des Herzogs von Otranto schien mir von übler Vorbedeutung, und zwanzig Tage nachher besuchte ich den Herzog wieder, um auf diesen Punkt zurückzukommen. Er war mit dem Fürsten von Cœmühl eingeschlossen, aber ich fand den Grafen Thibaudeau, der von allem unterrichtet war. Ihm theilte ich meine Besorgnisse wegen Fouché mit. „Ich weiß noch nicht recht,“ sagte er, „ob er die Rückkehr des Kaisers wünscht, aber das weiß ich, daß er uns bei dieser Gelegenheit nicht verrathen wird.“ Während wir mit einander sprachen, trat der Fürst von Cœmühl aus dem Cabinet des Herzogs, und dieser nahm

uns jetzt bei Seite und sagte uns, daß der Fürst Wm erklärt habe, daß er sich von der Unternehmung zurückziehe; als Grund gab er an, den Leichtsinm der Häupter und daß es gewiß sey, daß der Hof Verdacht hege; dies hieß sich ein wenig spät besinnen; sein Name hatte alle übrigen ermutigt, die Mittel zur Ausführung waren ihm vorgelegt worden und er hatte sie gebilligt; er trat also aus Feigheit zurück, denn Neue konnte man in dem Gemüth eines solchen Mannes nicht voraussehen. Endlich war es auch schon zu spät, denn die Bewegung hatte schon begonnen, der Damm war zerrissen und der Strom fluthete von allen Seiten herein. Die Eingeweihten erwarteten mit lebhafter Ungebuld die Nachricht von dem Aufstande. Es waren nur noch drei Tage übrig, als wir erfuhren, daß Lallemand und Lefebvre-Desnouettes zu La Fere an der Festigkeit des Generals Daboville und des Obersten Lizon gescheltet seyen, daß Lallemand nebst seinem Bruder verhaftet und bereits ein Kriegsgericht über sie niedergesetzt sey. Jetzt war Alles verloren. Angst und Verzweiflung bemächtigte sich aller Freunde des Kaisers. Ich war für mich selbst unbesorgt, aber ich beklagte das Schicksal so vieler Tapfern, die ihre Treue gegen den Mann, den sie noch als ihren Souverain betrachteten, auf dem Schaffote büßen sollten, als plötzlich eine andere Nachricht, zuerst in der Stille, dann laut sich verbreitete. Es war Montag, den 7. März, als ich um 9 Uhr Morgens durch die Tuilerien ging

und hier von weitem Paul Lagarde erblickte, der in Italien General-Polizei-Commissär gewesen war. Ich grüßte ihn mit der Hand und setzte meinen Weg weiter fort, als ich Schritte hinter mir vernahm, und als ich mich umwandte, leise die Worte flüsternd hörte: „Machen Sie kein Zeichen, verrathen Sie kein Erstaunen, bleiben Sie nicht stehen; der Kaiser ist am 1. März zu Cannes gelandet; der Graf von Artois ist heute Nacht abgereist, ihn zu bekämpfen.“ Ich kann beschreiben, welchen Eindruck diese Worte auf mich machten: Ich konnte kaum noch athmen, wie ein Trunkener setzte ich meinen Weg fort, und indem ich immer die Worte vor mich hinmurmelte: „Ist es möglich? Ist's ein Traum oder ein grausamer Scherz?“ Ich begegnete dem Herzoge von Vicenza, dem ich die Nachricht Wort für Wort und mit dem nämlichen Tone mittheilte. Aber dieser, gewohnt, die Sachen immer nur von der schlimmen Seite anzusehen, entgegnete mir: „Welche Thorheit! Wie! ohne Truppen landen! . . . Er wird gefangen, ehe er zwei Meilen macht; er ist verloren. Es ist unmöglich! Indes ist es nur zu wahr, daß der Graf von Artois heute Nacht ebenfalls abgereist ist.“ Die schlimme Laune des Herzogs von Vicenza berührte mich unangenehm. Ich eilte deshalb fort, um mich ungestört meinen trunkenen Gefühlen zu überlassen. Aber meine Gemahlin war von der Nachricht erschrocken und ahnte nichts Gutes. Ich eilte zur Herzogin von St. Leu: sie vergoß Thränen vor Freude und Nührung. Wir

maßen die Entfernung von Cannes nach Paris. „Was werden die Generale thun, die auf dieser Straße commandiren? die Obrigkeiten, die Truppen? Welche Wirkung wird die Ankunft des Grafen von Artois haben?“ Wir waren der Meinung, daß nichts den Kaiser aufhalten könne, und wenn er einmal in Lyon sey, jedes Hinderniß zum Voraus überwunden sey. Von dem Augenblicke an schloß die Herzogin ihr Haus. Aller Verdacht der Royalisten, alle Blicke der Polizei waren auf sie gerichtet. Während der verstorbenen eilf Monate war ihr Haus nie sehr besucht gewesen; einige Generale, einige Damen und jungen Leute vom neuen Hof besuchten sie oft, aber nie richtete sich das Gespräch auf den Kaiser; nur einige Getreuen theilten sich ihre Besorgnisse und Hoffnungen über sein Leben und seine Zukunft mit.

Ein unbestimmtes Gefühl sagte uns, er würde wieder kommen, ein so wundervolles Leben könne nicht auf einem einsamen Felsen zwischen Italien und Frankreich erlöschen; aber wie und durch welche Mittel? Unsere ganze Einbildungskraft konnte sie nicht auffinden. Täglich zählten wir die Fehler, welche die Regierung beging, alle die man ihr andichtete, und jene Masse von Vorurtheilen, Klagen, Spottschriften, in denen die Lächerlichkeiten der Royalisten und ihre unsinnigen Plane mit der bittersten Ironie aufgedeckt wurden; aber das Volk begnügte sich zu lachen und die Achseln zu zucken; der Soldat gehorchte und die Massen schienen ruhig hiel

ben zu wollen. Wie konnte also der Kaiser einer Regierung, die stark schien, einem Wolfe, das ihn vergessen zu haben schien, entgegentreten? Und nun landet er plötzlich in Frankreich, er bewegt alle Köpfe und sein furchtbarer Name erfüllt seine Feinde mit Schrecken und Muthlosigkeit. Man zählt die Tage, die Stunden, die Minuten. Jeden Morgen machen die Zeitungen die ungünstigsten Gerüchte bekannt; bald war er gefangen worden oder hatte sich in die Berge geflüchtet. Nicht eine bestimmte Nachricht. Unsere Angst wuchs mit jedem Augenblicke. Ich besuchte die Vorstädte, aber überall herrschte völlige Gleichgültigkeit; Jeder ging seinen Geschäften nach. Aber die Polizei, die sorgfältig in den Schenken und den Versammlungsplätzen des Volks die Bewegungen aufspürte, war erschrocken von den kräftigen Reden und den schrecklichen Entwürfen, die insgeheim sich vernehmen ließen. Man wagte selbst aus den untersten Classen des Volks Niemanden zu verhaften, aus Furcht, Aufstände zu veranlassen, deren Folgen furchtbar seyn konnten.

Aber man muß gestehen, daß es bei der Bürgerschaft nicht so war. Die Lage des Hofes stößte kein Interesse ein; selbst die Scherze gegen denselben fanden reisenden Beifall; aber die noch zu neue Erinnerung an den Aufenthalt der Feinde stößte lebhaft Besorgnisse und selbst Schrecken über die Ankunft des Kaisers ein. Jedoch zeigte sich, einige junge Leute ausgenommen, die sich zu Vincennes als

Royalisten einschreiben ließen, Niemand, der gegen den Kaiser zu Feld ziehen wollte. Der Graf von Artois kam verzweifelt zurück, er wagte es nicht, sich auf das Heer zu verlassen; alle Regimenter, die er getroffen, alle Truppen, die er zu Lyon versammelt, hatten ihm den Gehorsam verweigert. Der beim Heere so geachtete, so beliebte Marschall Macdonald, wurde nicht gehört. Der große Name Napoleons hatte alle Köpfe verrückt. Das zahlreiche Landvolk hatte sich den Truppen angeschlossen; ein Wink — und die Edelleute und Priester waren ermordet. Zum Glücke bemächtigten sich vernünftige Männer der Bewegung und wußten sie einzig auf den Kaiser zu lenken. „Verderbt die Sache des Kaisers nicht,“ rief man von allen Seiten, „er will nicht, daß ein Tropfen Blut fließe!“

Täglich wurde die Gefahr drohender. Herr D\*\*\*, bisheriger Polizeipräfekt, wurde durch Herrn Bourrienne abgelöst. Die Freunde des Kaisers wußten, was sie von diesem Manne zu fürchten hatten. Ein alter Schulkamerade Napoleons in der Militärschule und dann sein Sekretär, war er wegen eines schändlichen Privatlebens fortgeschickt worden und hatte sich den Royalisten blindlings in die Arme geworfen.

Man sah deutlich, daß die Wahl auf ihn gefallen war, weil er alle Freunde des Kaisers sehr genau kannte. Ich wußte, daß der Mann zu allem fähig sey, besonders zitterte ich für die Herzogin von St. Leu und ihre beiden Kinder, die man als Geiseln

mit sich führen wollte, auf den Fall, daß man genöthigt würde, ins Ausland zu fliehen. Sie suchte deshalb bei Zeiten sich bei einer ergebenen Person ein Asyl zu verschaffen, und flüchtete sich zu einer alten Creolin von Martinique.

Da ich keinen von meinen Freunden in Gefahr bringen wollte, verbarg ich mich in dem Pallaste der Herzogin, aber in dem Theil, der für die Bedienten bestimmt war. Es war der 14. März; ich hatte keine Nachrichten aus den Provinzen, aber trotz der Lügen der Zeitungsblätter sah ich wohl, daß der Kaiser reisende Fortschritte machte und alle Hindernisse überwand. Der Herzog von Berry hatte ein Lager unterhalb Paris errichtet. Die Officiere, die anfänglich sich in Versicherungen der Treue erschöpft hatten, wurden zuletzt frostiger und zurückhaltender. Die Soldaten hielt kaum noch die Kriegszucht, Ermahnungen und selbst Bitten zurück, dem Kaiser entgegen zu eilen.

Endlich am 20. März, 6 Uhr Morgens erfuhr ich, daß der König und der ganze Hof Paris während der Nacht verlassen und daß die Stadt ohne Obrigkeit und Militärchef sey. Ich verließ meinen Zufluchtsort, in der Absicht, nach Hause zurückzukehren, denn ich war um meine Frau besorgt, die ich leidend verlassen und seit acht Tagen nicht gesehen hatte. Unterwegs begegnete ich dem General Sebastiani. Er gab mir Nachricht von der Abreise des Königs, aber vom Kaiser wußte er nichts. Ich setzte mich

zu ihm in sein Cabriolet und fuhr auf die Post. Hier fragte ich nach dem Grafen Ferrand. Dieser erschien, aber ohne mich anzuhören öffnete er sein Cabinet; ich folgte ihm nicht, sondern ging in ein anderes Zimmer, wo ich alle Chefs versammelt fand, die sehr erfreut waren, mich zu sehen, und mich gerne verpflichtet hätten. Ferrand nahm seine Papiere zur Hand, zog sich zurück und überließ nun das Cabinet meiner Verfügung. Ich wäre gerne nach Fontainebleau geeilt, den Kaiser zu umarmen; aber ich wollte vorher meine Frau besuchen und beschloß deshalb, nach Fontainebleau zu schreiben. Man gab mir einen Courier, der sogleich abging. Ich meldete dem Kaiser die Abreise des Königs und bat ihn um seine Befehle wegen der Post, da Ferrand die Verwaltung niedergelegt hatte. Sogleich nach dem Abgang des Couriers ging ich in meine Wohnung und blieb hier bis 1 Uhr. Ich dachte damals nicht daran, daß mir dieser kurze, einfache Schritt zum Verbrechen angerechnet würde. Ich war so wenig geneigt, mich der Direction der Posten zu bemächtigen, daß ich auf den Gedanken kam, den Fürsten Cambacères zu besuchen, um ihn um Rath zu fragen. Ich unterrichtete ihn über meinen Besuch auf der Post und schilderte ihm die Lage von Paris, ohne Obrigkeit, wo alle Augenblicke die gefährlichsten Unordnungen losbrechen könnten. Ich habe vergessen, zu sagen, daß mich, nach dem Abgang Ferrands, die Besorgniß, die Kassen möchten geplündert werden, bestimmt

hatte, den General Sebastiani dringend anzugehen, vom Commandanten der Nationalgarde ein Piket Soldaten zur Bedeckung der Kassen zu verlangen. Der Officier, der sie befehligte, fragte mich nicht einmal, wo er die Schildwachen hinzustellen habe. Dies übernahm ein Beamter. Der Fürst machte mir Vorstellungen wegen meiner Voreiligkeit, und sagte, er habe nicht im Sinne, irgend etwas zu thun, ohne vorher ausdrücklichen Befehl vom Kaiser erhalten zu haben. Ich kehrte hierauf wieder auf die Post zurück, wo ich mit Erstaunen erfuhr, daß Ferrand noch nicht abgereist sey. Die Postpferde standen seit 6 Uhr Morgens angespannt; der Greis hatte den Kopf verloren und alle Bemühungen seiner Familie, ihn fortzubringen, waren vergebens. Er wollte nach Gent und ließ mich um einen Postschein bitten. Ich erklärte ihm, er könne sich durch seine eigene Unterschrift beschützen, allein er wollte durchaus eine Schrift von meiner Hand, indem er fest überzeugt war, nur sie könne ihn auf seiner Reise und in Paris schützen. Auf die Bitte seiner Gemahlin zögerte ich nicht länger und gab ihm einen Schein, er brauchte ihn jedoch bis Orleans nicht vorzuweisen, wo er über sechs Wochen verweilte.

Das Betragen des Ministeriums in dieser letzten Zeit und besonders Ferrands war unbegreiflich. Vor seiner Abreise hatte der König eine Proclamation erlassen, die den Parisern und folglich ganz Frankreich Unterwerfung predigte. Diese Proclamation

war im *Moniteur* vom 20. eingerückt. Man rechnete es mir nun zum Verbrechen, daß ich den *Moniteur* und die Journale nicht hatte abgehen lassen. Wenn man aber so viel Werth auf die Bekanntmachung dieses letzten Befehls des Königs legte, warum hatte Ferrand ihn nicht den Abend vorher durch *Estafetten* abgehen lassen? Ich habe immer vermuthet, Ferrand habe sich nicht damit beehrt, weil er ihm nicht gefiel. Die Ansichten dieses Mannes sind zu bekannt, als daß es Verläumdung genannt werden könnte, wenn ich ihn beschuldige, daß er einen Bürgerkrieg gewollt habe. Da nun die Proclamation dies verhindern wollte, so beehrte er sich nicht mit deren Verbreitung. Uebrigens war es ein Fehler von mir, daß ich die Zeitungen zurückhielt; sie hätten nichts geschadet. Zudem war die Proclamation an allen Häusern angeklebt, wo sie Jedermann lesen konnte.

---

Empfang des Kaisers. — Vertheilung der Aemter. — Napoleons erste und zweite Besitznahme Frankreichs. — Ich trete mein voriges Amt wieder an. — Veränderte Lage des Kaisers. — General Bourmont. — Ueberraschende und unglückliche Entdeckung. — Fouché.

Ich fand mich nach und nach und auf eine ganz natürliche Weise genöthigt, wieder die Dienste eines Generalpostdirectors zu verrichten; auch war ich fest entschlossen, mich nur bei der Post anstellen zu lassen. Von Beamten aller Grade aufgemuntert,

die alle entzückt waren, die Bourbonen auf der Flucht zu sehen, und mit mir die feste Ueberzeugung theilten, daß wir sie nie mehr sehen würden (ihre eifmonatliche Regierung schien uns nur ein böser Traum von einigen Stunden zu seyn), traf ich in meinem Amte die nach meiner Einsicht für den Kaiser vortheilhaftesten Maafregeln und begab mich dann auf die Tuilerien. 5 bis 600 auf halbem Solde stehende Officiere ergluzen sich in dem ungeheuren Hofe, umarmten sich vor Freude und wünschten sich zu Napoleons Rückkehr Glück. In den Gemächern erwarteten ihn seine beiden Stiefschwestern, die Königinen von Spanien und Holland, in tiefer Bewegung. Bald erschienen auch ihre Hofdamen und die der Kaiserin bei ihnen. Ueberall hatten die Lilien die Bienen verdrängt; als jedoch eine der Damen den Teppich, der den Thronsaal bedeckte, in dem sie sich befanden, genauer betrachtete, bemerkte sie eine losgemachte Lilie. Sie nahm dieselbe hinweg und sogleich erschien hinter ihr die Biene. Nun machten sich alle anwesenden Damen ans Werk und in weniger als einer halben Stunde wurde unter Scherz und Lachen der kaiserliche Teppich wieder ans Tageslicht gefördert.

Indessen verging die Zeit: es war still in Paris, die fern von den Tuilerien Wohnenden kamen nicht in ihre Nähe, jedes blieb zu Hause. Die Abreise des Königs und die Ankunft des Kaisers war ein ungeheures und so außerordentliches Ereigniß, wie

die vierzehn Jahrhunderte der Monarchie kein andres aufweisen konnten. Und doch schien man gleichgültig dagegen zu seyn. Ueberstieg vielleicht das Ergebniß die Fassungskraft gemeiner Seelen, oder sah nicht vielmehr der gesunde Menschenverstand des Volkes ein, daß dieser Kampf der beiden Monarchen nicht zu seinem Heile diene, sondern ihm nur Leiden und Opfer auslegen werde?

Doch auf dem Lande war es nicht so. Officiere, die von Fontainebleau herkamen und dem Kaiser vorausreisten, sagten uns, daß es sehr schwer sey, auf der Landstraße vorwärts zu kommen. Dichte Massen von Landleuten bedeckten sie auf beiden Seiten, oder hatten sich vielmehr derselben bemächtigt. Die Begeisterung war aufs Höchste gestiegen. Man konnte nicht sagen, um welche Stunde er ankommen würde. Es war zu wünschen, daß er ungekannt bliebe, da in dieser Verwirrung und diesem Jubel ihn leicht die Hand eines Mordmörders erreichen konnte. Auch hatte er sich wirklich mit dem Herzog von Vicenza in ein armseliges Cabriolet geworfen; um neun Uhr Abends hielt dieses Gefährt vor dem ersten, nahe an dem Gatter des Louvrequai's befindlichen Thore.

Kaum hatte er den Fuß auf die Erde gesetzt, als mit furchtbarem Wiederhall der Ruf ertönte: Es lebe der Kaiser! er kam von den auf halbem Golde stehenden Officieren her, die sich auf dem Vorplatz bis zum Erblicken drängten und die Treppe

von unten bis oben bedeckten. Der Kaiser trug seinen berühmten grauen Keiserock. Als ich gegen ihn vortrat, rief mir der Herzog von Vicenza zu: „Um des Himmels willen, stellen Sie sich vor ihn, damit er vorwärts kann!“ Der Kaiser begann die Treppe hinaufzusteigen. Ich ging eine Stufe voraus rücklings vor ihm her, indem ich ihn mit tiefer Rührung, die Augen in Thränen gebadet, betrachtete, und in meinem Jubel wiederholt rief: „Wie? Sie sind es! Sie sind es! Endlich sind Sie es!“ Indessen stieg er langsam, mit geschlossenen Augen, die Hände vorgestreckt, wie ein Blinder, und nur durch sein Lächeln sein Glück ausdrückend, die Treppe hinauf. Als er auf dem Absatze des ersten Stockes angekommen war, wollten die Damen vortreten, um sich ihm zu nähern, aber von dem obern Stocke überströmte eine Fluth von Officieren ihren Weg, und wären sie weniger gewandt gewesen, sie wären zerquetscht worden. Endlich konnte der Kaiser in seine Gemächer eintreten; die Thürflügel schlossen sich und die Menge ging auseinander, vergnügt, daß sie ihn gesehen hatte.

Gegen elf Uhr Nachts erhielt ich den Befehl, mich auf die Tuilleries zu verfügen. Ich fand die alten Minister in dem Saale und mitten unter ihnen den Kaiser, der mit ihnen ruhig von der Landesverwaltung sprach, wie wenn wir um zehn Jahre in der Zeit zurück gewesen wären. Er war gerade aus dem Bade gestiegen. Der Gegenstand und Ton der Un-

terhaltung und die Gegenwart aller Derjenigen, welche so lange unter ihm gedient hatten, verwischten die Familie Bourbon und ihr eilfmonatliches Regiment völlig aus meinem Gedächtniß. Aber auf einem Möbel des Gemachs waren ohne Befehl die Marmorbüsten Ludwigs XVI., des Dauphins, des Vaters der dormaligen Prinzen und einiger Prinzessinnen, aufgestellt. Diese Büsten riefen uns die Erinnerungen an den vorigen Tag zurück. Am folgenden Tage waren sie alle verschwunden.

Als mich der Kaiser erblickte, kam er mir einige Schritte entgegen, schob mich sanft in ein anderes Zimmer und sagte, indem er mich am Ohre zupfte, zu mir: „Ah! da ist ja der Herr Verschwörer.“ — „Nein, gewiß nicht, Sire; wenn man Ihnen die Wahrheit gesagt hat, so müssen Sie wissen, daß ich mich nicht in eine Sache mischen wollte, in der Herr \*\*\* . . . .“ — „Gut, schon gut.“ Fouché war bereits Postminister. Die Unterhaltung wandte sich auf diesen Gegenstand, oder es begannen vielmehr die alten immer wiederkehrenden Fragen. Endlich bot er mir das Ministerium des Innern an. „Nein, Sire; Ew. Majestät muß einen Mann haben, dem die Direction der allgemeinen Verwaltung geläufig ist, und der von der Revolution her einen glänzenden Namen hat. Ich bitte Sie, mir wieder die Postdirection zu geben, wo ich Ihnen noch nützlich seyn kann.“ — „Nun gut, es sey, ich will Carnot ernennen.“

Der Kaiser hatte gut gewählt. Freilich erregten die etwas trockenen Formen dieses Ministers und seine Unerfahrenheit einiges Murren, aber es war ein tugendhafter Mann, der ernstlich für das Wohl Frankreichs besorgt war. Noch zwei Monate nachher wünschte sich der Kaiser Glück zu seiner Wahl und sagte zu mir: „Carnot ist ein sehr edler Mann.“ Vor mir hatte der Kaiser Herrn Molé Audienz ertheilt, der das Ministerium der Justiz und der auswärtigen Angelegenheiten ausgeschlagen hatte, um die Aufsicht über die Brücken und Chausséen wieder zu übernehmen, die er vor der letzten Regierung gehabt hatte. Diese Audienzen dauerten tief in die Nacht hinein. Um drei Uhr kehrte endlich der Kaiser in den Saal zurück und sagte: „Fertigen Sie nun allen diesen Herren ihre Patente aus. Was Lavallette betrifft, so hat dieser keines nöthig: er hat die Post bekommen.“ In dem Tone, den er in diese wenigen Worte legte, war etwas Boshaftes und Bessendes, das mir bewies, daß er ärgerlich über mich war. Wirklich verwaltete ich die Post während der drei Monate ohne Patent. So hätte man meiner Anklageacte die seltsame Beschwerde beifügen können: „Auch ist er angeklagt, während der Regierung des Usurpators das Amt eines Generalpostdirectors ohne schriftliche Bevollmächtigung verwaltet zu haben.“

Dies war seine zweite Besiknahme von Frankreich. Die erste geschah am 18. Brumaire des Jahres 1800

bei seiner Rückkehr von Egypten. Damals war Frankreich eine Republik und wurde von dem Directorium regiert, einer sowohl durch die gewaltigen Angriffe von außen, als durch ihre schlechte Verwaltung abgenutzten Maschine. Der Bürgerkrieg gestaltete sich unter den Augen dieser verachteten und verwünschten Regierung. Empörung siegte über ihre Macht, und das Volk schien nur auf ein Oberhaupt zu warten, um das verhasste Joch abzuschütteln; und doch wie viele Mühe kostete es, und welcher Umstände bedurfte man, um zu der Revolution vom 18. Brumaire zu gelangen! Während seiner Reise von Trejus bis Paris, und besonders zu Lyon, flüsterte ihm Alles, Aristokraten jeder Art, Emigrirte, Bürger und Landleute, ins Ohr: „Stürzen Sie das Directorium und bemächtigen Sie sich der Gewalt!“ Aber überall mußte er auch die entschiedene Sprache der Republikaner vernehmen, die ihm zuriefen: „Bemächtigen Sie sich der Gewalt, seyen Sie Sieger, aber lassen Sie uns frey seyn!“ Zur glücklichen Ausführung seines Unternehmens bedurfte er der Zustimmung des ersten Republikengründers Steyes und seines Collegen Roger Ducos. Hätte das Directorium Kraft und Ansehen gehabt, so hätte es ihn in seinem Laufe aufhalten können, und wenn das Schwert der Gerechtigkeit es nicht gewagt hätte, ihn zu treffen, so hätte er seinen Ruhm und seine Kühnheit mit Verbannung und vielleicht mit Deportation büßen müssen.

Wie ganz anders stand es im März 1815! Vom

Throne gestoßen, ausgestrichen aus der Reihe der Monarchen, aus Frankreich verbannt und auf den Inselstein Elba verwiesen, kehrt er beinahe allein zurück, und kaum hat er den Fuß auf französischen Boden gesetzt, so jauchzt und jubelt das Volk überall; in ganz Frankreich ertönt der begeisterte Ruf: „Napoleon! kein Königthum, keine Bourbonen mehr!“ Napoleon will Frankreich, seines Ruhmes, seines Geistes bedarf es. Wehe dem, der es wagen würde, den Finger gegen ihn zu erheben, oder vielmehr, wehe dem, der nicht für ihn ist! Landleute, Soldaten, Bürger, Alles eilt ihm entgegen, Alle bringen ihm wie einem Schicksal, einer Gottheit ihre Wünsche und ihre Dankbarkeit dar. Das Königthum der Bourbonen ist nur noch ein Traum, es scheint, als ob es nie. Royalisten, Adelige und Emigrirte gegeben hätte. Das war nicht die Wirkung einer Verschwörung, es war eine große Nationalbewegung, wie die im Jahre 1789 für die Freiheit, am 9. Thermidor gegen die Tyrannei und am 18. Brumaire gegen die Unerfahrenheit. Vaterlands- und Ruhmliebe, sowie die feste Ueberzeugung, daß die wieder angenommene Dynastie das Glück und die Unabhängigkeit des Landes nicht sichern könne, beherrschte damals alle Gemüther; aber wie war auch dieser Traum schon nach drei Monaten entflohen!

Indessen hatte ich mein Amt wieder übernommen, indem ich am 21. Morgens zu demselben zurückkehrte. Mein Vorgänger hinterließ mir eine klägliche Ver-

wirung unter dem Postpersonale. Er hatte nicht bloß die abgeschmacktesten Anzeigen veranlaßt und angenommen, sondern sie auch belohnt, so daß den größten Theil der Angestellten Haß und Mißtrauen einander feindlich gegenüber gestellt hatte. Sie waren alle entweder Jacobiner oder Leute von Rang. Ich wurde zu meinem Erstaunen gewahr, daß sich unter dem Personale, dem ich dreizehn Jahre lang vorgestanden war, Priester, Königsmörder, Ritter vom St. Ludwigskreuze und Emigrirte befanden. Besonders diese Letzten hatten ihre Vorgesetzten mit einer wüthenden Erbitterung verfolgt, um an ihre Stellen zu kommen. Ich half diesen Mißbräuchen und Schändlichkeiten ab, und die meisten jener Herren waren die Ersten bei der Unterzeichnung der Betacte zu der Constitution und des Schwurs der Treue gegen den Kaiser.

Ich hatte keine acht Tage nöthig, um den Abgrund zu messen, der vor unsern Füßen gähnte. Die bekannte Proclamation des Congresses war vor der des Kaisers in Frankreich angelangt. Man konnte an ihrer Authentie nicht mehr zweifeln, und der Kaiser wußte, obgleich er es nicht gestand, so gut als ein Anderer, daß der Sturm nicht abgewendet werden könne. Ich hätte gewünscht, daß er, auf das Vergangene verzichtend, bloß als Generallieutenant des Reichs und nur für seinen Sohn handelnd austräte, aber durch eine genauere Ueberlegung kam ich auf die Ueberzeugung, daß dies unmöglich wäre. Er mußte,

die Kaiserkrone auf dem Haupt, den geraden Weg gehen. Sollte er die Constitution zurückrufen? Ich weiß, daß diese Frage mit großer Hitze besprochen wurde und gewandte Gegner fand. Stieß man sie zurück, konnte man sagen, so blieb nichts mehr übrig. Man hüfte dann den großen Fehler der napoleonischen Regierung, den Mangel an Zusammenwirken des Ganzen, die Abwesenheit aller Gesetze, die von den alten Freunden der Freiheit so schmerzlich gefühlt wurde. Dennoch ist es beklagenswerth, daß man die Constitution beibehalten wollte. Da eine neue Constitution gegeben werden mußte, wozu sollten denn alle jene Edicte dienen, die hundertmal gefährlicher waren, als die Ordonnanzen des Kaisers? Dieser mußte im Namen der Unabhängigkeit sprechen, ja im Namen seines Sohnes sogar befehlen; wäre der Feind geschlagen gewesen, so hätte man die inneren Fragen erledigt. Aber, ich muß es sagen, der Kaiser erschraf über die Thatkraft aller seiner Umgebungen. Die elf Monate der königlichen Regierung hatten uns in das Jahr 1792 zurückgeworfen, und der Kaiser fühlte dies sogleich, denn er fand nicht mehr die frühere Unterwürfigkeit, nicht mehr die tiefe Ehrfurcht, nicht mehr die kaiserliche Etikette.

Er ließ mich des Tags zwei- bis dreimal holen, um ganze Stunden mit mir zu plaudern. Oft geschah es, daß die Unterhaltung stockte. Eines Tages, nachdem stillschweigend zwei bis drei Sätze durch das Zimmer gemacht waren, wollte ich mich, durch diesen

einförmigen Spaziergang gelangweilt und von Geschäften gedrängt, von dem Kaiser verabschieden. Da rief er erstaunt, obgleich lächelnd: „Wie? verläßt man mich so?“ Ein Jahr vorher hätte ich es nicht gethan, aber ich war aus dem alten Gange gekommen, und fühlte, daß ich nicht mehr hinein könne.

In einer jener Unterhaltungen, welche den Geist der Freiheit betraf, der sich überall mit so großer Kraft ausdrückte, sagte er im Tone einer Frage zu mir: „Alles das wird zwei oder drei Jahre dauern?“ — „Sw. Majestät darf das nicht glauben: Alles das wird immer fort dauern.“ Es stand nicht lange an, so überzeugte er sich selbst, und das Geständniß davon entfuhr ihm mehr als einmal. Ich zweifle auch nicht daran, daß, wenn er den Feind besiegt und den Frieden hergestellt gehabt hätte, innere Unruhen seiner Gewalt sehr gefährlich geworden wären, und von den Verbündeten war es unklug, daß sie ihn nicht in Ruhe ließen. Ich weiß nicht, was er alles, aber gewiß weiß ich, daß er alles das bewilligt hätte, was die Nation von ihm verlangt hätte, und ich zweifle, ob ihm das Regieren nicht entleidet wäre, wenn er nur noch ein constitutioneller König gewesen wäre, nach dem Sinne der Patrioten. Indessen fügte er sich, wenigstens dem Anscheine nach, vortreflich in seine Lage; nie in seinem ganzen Leben habe ich eine unerschütterlichere Ruhe an ihm gesehen, mit wem er es auch zu thun hatte, kein bitteres Wort entfuhr ihm, geduldig hörte er Alles an und prüfte

es mit jenem seltenen Scharffsin und hohen Verstande, die so bewunderungswürdig an ihm waren; auch bekannte er seine Fehler mit rührender Offenheit, und hatte ein schärferes Urtheil über seine Lage, als seine Feinde.

Die Begeisterung der Nation kühlte sich schnell ab. Man hat oft gesagt, diese Abkühlung sey von seinen Betacten hergekommen, und ohne Zweifel haben diese viel dazu beigetragen; aber man muß noch einen andern Grund anführen, nämlich den bedeutenden, daß man weniger den Kaiser haben wollte, als man die Bourbonen nicht mehr wollte. Die Vertreibung dieses Kaiser hatte die Nation zufrieden gestellt, und als die Franzosen den Kaiser mit so großer Begeisterung empfingen, dachten sie ihrer Gewohnheit gemäß nicht an den andern Tag. Mit der Demüthigung und Ueberwindung der Royalisten, die sich aller Welt verhaßt gemacht hatten, zufrieden, war die Nation darüber betroffen, daß dieser Sieg ihr den Frieden, die Vortheile des Handels und alle jene Opfer kosten sollte, die ein heftiger Krieg mit sich bringt, und doch konnte ja eine solche Revolution nicht ohne ein gefährliches Spiel vor sich gehen, da die fremden Herrscher einen Ehrenpunkt daren setzten, das Haus Bourbon auf dem Throne zu erhalten.

Indessen gaben alle diejenigen, welche den Krieg veranlaßt hatten, der Stimme der Ehre und Nothwendigkeit auf eine ehrenvolle Weise Gehör; aber da die Conscription nicht mehr in Anwendung ge-

bracht werden konnte, so fanden sich statt der 400,000 Mann, welche nach der Erklärung der Regierung unter den Waffen seyn sollten, nicht einmal 250,000, und doch mußte man den Krieg beginnen. Die Bourbonen waren in der öffentlichen Meinung sehr wankend gemacht worden, der Kaiser wurde es noch mehr. Die Royalisten, die sich nicht gezeigt hatten, weil sie unerwartet überfallen worden waren, kamen unter dem Schutze der Freiheit, welche sie bald vernichten sollten, wieder zur Ruhe, und alle Patrioten, die man von den Vaterlandsfreunden wohl unterscheiden muß, erschienen jetzt mit den Farben, unter welchen sie gekämpft hatten; die alten Leidenschaften erwachten wieder und bald bot der neue Kampfsplatz das Bild der Anarchie dar. Man sah dies an den Wahlen der Wähler und bald sogar auch in der Repräsentantenkammer. Der Kaiser hatte das Maskfeld ausgedacht, um die Einbildungskraft rege zu machen, aber die Wähler, welche dahin geschickt wurden, stießen sich an dem Thron, dem Glanz des Hofes und sogar an der Messe; denn ihr befangener Sinn sah nur den Kaiser und Herrscher und dachte nicht mehr an die sich versammelnden Feinde. Viele von ihnen erinnerten sich an die Wunder des Jahres 1792, ohne an die Verschiedenheit der Zeiten zu denken. Im Jahre 1792 besaß Frankreich im Papiergeld einen ungeheuern Schatz. Es war durch keine Regierung gehemmt, da es dieselbe erst gestürzt hatte, noch durch seine inneren Feinde, da diese

von dem Volke niedergeworfen und zur Flucht ge-  
nöthigt worden waren, noch durch Ansprüche, da  
Alles einander gleich war. Dagegen hatte die Be-  
geisterung ihren höchsten Gipfel erreicht, man wollte  
um jeden Preis unabhängig seyn. Das Volk war  
wüthend, barbarisch, aber nicht verdorben, und das  
Heer muthvoll und ruhmstüchtig, aber gleichgültig ge-  
gen Reichthum und Gnabenbezeugungen. Jetzt war  
Alles anders geworden. Diejenigen, welche Anstel-  
lungen hatten, wollten dieselben behalten und wa-  
ren daher schwankend und unentschieden; die Mar-  
schälle schämten sich der elenden Rolle, welche sie bei  
der Restauration gespielt hatten, auch verwünschten  
sie vor ihrem alten Herrn die Bourbonen und fürch-  
teten ihre Rückkehr, aber vor Allem hatten sie eine  
Abneigung gegen den Wiederbeginn des Krieges, da  
sie wohl einsahen, daß sie denselben nicht mehr mit  
den alten Vorthellen führen konnten, welche ihnen  
so viel Ruhm und Ehre verschafft hatten.

Der Kaiser hatte alle seine vorigen Titel wieder  
angenommen; der Staatsrath dagegen dachte darauf,  
die Souveränität des Volks zu proclamiren. Diese  
Erklärung war ihm nicht angenehm, aber er ließ der  
Sache ihren Gang; er konnte nicht mehr Gesetze ge-  
ben. Ich erinnere mich, daß ich an dem Tage, wo  
dieselbe von dem Staatsrathe unterzeichnet wurde,  
nicht in der Sitzung war. Der Secretär forderte  
mich zur Unterzeichnung auf und ich leistete sie, ohne  
vorher die Sache zu lesen. Erst als ich Regnaud de

Saint-Jean-d'Angely begegnete, fragte ich ihn, was es sey. „Es ist,“ antwortete er lachend, „eine Acte, die dich bedeutend bloßstellt.“ Ich beunruhigte mich nicht darüber. Aber Herr \*\*\*, den ich am folgenden Tage sprach, sagte zu mir, er habe unterzeichnen zu müssen geglaubt und als ich mich darüber wunderte, sagte er im Tone des Vertrauens: „Aber dem Kaiser hat es nicht mißfallen.“ Ich las hierauf die Schrift aufmerksam und fand, daß sie dem Kaiser nicht wirklich hätte gefallen können und daß Herr \*\*\* Handlungsweise nicht aus einem muthigen Entschlusse, sondern aus höflicher Berechnung hervorgegangen war.

Diese unheilbringende Verschiedenheit der Meinungen, welche den Aufschwung des Nationalgeistes hemmte, äußerte ihren Einfluß in allen Zweigen der Verwaltung. Es war unumgänglich nothwendig, viele Präfectenstellen anders zu besetzen, aber neben einigen vorzüglichen Wahlen kamen allzuvielen schlechte vor. Man ernannte viele junge Leute, die zwar voll Eifer waren, aber nicht viel Zutrauen einlösen konnten. Ueberall verkündigte man die Herrschaft der Geseze und doch setzten die meisten der außerordentlichen kaiserlichen Commissäre, welche in die Departements geschickt wurden, die Beamten überall ab, um entweder die alten Inhaber der Aemter oder überhaupt Leute an ihre Stelle zu setzen, welche früher Proben ihrer Vaterlandsliebe abgelegt hatten. Außerdem daß dieses Verfahren den Gang der Ge-

schäfte hemmte, welche so sehr einer schnellen Förderung bedurften, vermehrte es noch die Zahl der Mißvergünstigten. Solche Veränderungen waren unstreitig bei den hohen Stellen nothwendig, welche unmittelbar mit den Ministern correspondirten, aber die Subalternen hätte man doch leicht im Auge behalten können und ihre Verräthereien wären in den ersten Zeiten gewiß nicht sehr gefährlich gewesen. Ich widersezte mich diesem traurigen System aus allen Kräften, aber ohne Erfolg. Man hielt mir immer wieder den Stand der Dinge und die früher dadurch, daß man die Anhänger der Bourbonen von den Aemtern entfernt hatte, bewirkten Erfolge entgegen, bedachte aber nicht, daß die meisten der Beamten keine Verräther, sondern schwache Leute waren, die ihre Stellen behalten wollten, mit ihren Wünschen zum Theil dem Kaiser angehörten und ihn gerne siegen gesehen hätten, aber sich sehr vor einer Niederlage fürchteten.

Ich sprach mit dem Kaiser von dem Uebel, das seine Emissäre verursachten. Er antwortete mir: „Ich bedarf eines Siegs, vorher kann ich nichts thun; ich bin vielleicht der einzige in diesem Reiche, der seine Kaltblütigkeit bewahrt und dennoch kann ich nicht alle diese Bewegungen leiten.“ Er konnte selbst seine Feinde nicht zurückstoßen, so sehr war seine Lage verändert. Einige Tage nach seiner Ankunft fand sich der General Bourmont bei seinem Lager ein; aber obgleich er sich in die erste Reihe

gestellt hatte, so ging doch der Kaiser an ihm vorbei, ohne ihn anzureden oder nur anzusehen. Er ließ sich jedoch nicht zurückweisen und kam drei Tage nachher wieder. Indessen hörte ich, daß er eine Division in der großen Armee erhalten habe; ich äußerte mein volles Erstaunen darüber und fragte unwillig, wer der Urheber dieses Meisterstücks seyn könne. „Ich bin es,“ sagte Labedoyère sich umwendend zu mir, „ich habe für ihn gebürgt. Er ist ein guter Officier, der von nichts, als von Frankreich weiß und der sich gut schlagen und als ein Ehrenmann dienen wird.“ — „Ich wünsche es!“ war meine ganze Antwort. Als ich Labedoyère nach seiner Rückkehr aus dem Feldzuge wieder sah, sprach ich von seinem Schülking mit ihm. „Man hatte ja,“ erwiderte er mir, „seinen Vater in der Vendée festgenommen.“ Eine trefliche Entschuldigung! Konnte er nicht den Kaiser um seine Freiheit bitten, der ihm diese Bitte gewiß nicht abgeschlagen hätte? Und noch mehr, konnte dies ein Grund seyn, um sein Vaterland und den von ihm anerkannten Herrscher zu verrathen?

Der Kaiser hatte wahrscheinlich gehofft, die Kaiserin und ihr Sohn werden ihm zurückgegeben werden, aber diese Hoffnung wurde bald zerstört. Etwa einen Monat nach seiner Ankunft kam der Herzog von Vicenza zu mir und überreichte mir einen Brief ohne Adresse, den ihm ein von Wien kommender Courier mit mehreren andern überbracht hatte. Die-

ser Brief, sagte der Courier, sey ihm von Herrn von \*\*\* zugeschlakt worden, der es nicht gewagt habe, denselben zu adressiren. Ich stand mit Herrn von \*\*\* in zu geringer Verbindung, als daß ich denken konnte, er sey an mich geschrieben und wies ihn daher zurück. Zwar sagte Caulincourt zu mir: „Bedenken Sie es wohl; ich glaube bestimmt, daß der Brief an Sie ist. Vielleicht wäre es gut, wenn Sie ihn öffneten, denn, wenn Sie sich weigern, so muß ich ihn dem Kaiser schicken.“ Aber ich antwortete ihm; „Thun Sie es, ich habe nichts mit Wien zu schaffen und wünsche, daß ihn der Kaiser lese.“ Am Abende ward ich ins Schloß gerufen. Ich fand den Kaiser in einem matt erhellten Cabinette; er hatte sich in eine Ecke des Kamins gedrückt und schien bereits an der Beschwerde zu leiden, die ihn seitdem nicht mehr verlassen hat. „Da ist ein Brief,“ sagte er zu mir, „der nach der Aussage des Wiener Couriers für Sie geschrieben ist. Lesen Sie ihn.“ Beim ersten Blick, den ich in den Brief warf, glaubte ich \*\*\* Handschrift zu erkennen, aber er war lang und ich durchlas ihn langsam; endlich kam ich an den Hauptpunkt.

\*\*\* schrieb mir, daß man auf die Kaiserin nicht zählen dürfe, da sie ihren Haß gegen den Kaiser nicht verberge und zur Billigung aller Maßregeln, die man gegen ihn nehmen würde, bereit sey, daß an keine Wiedervereinigung zu denken sey und daß sie dabei die größten Hindernisse in den Weg legen würde, und daß er es endlich nicht über sich gewinnen könne, die Aeußerung

seines Unwillens darüber zu unterdrücken, daß die Kaiserin, die sich dem \*\*\* hingegeben habe, sich nicht einmal mehr die Mühe nehme, ihren seltsamen Geschmack an diesem Manne zu verbergen und daß er ebenso sehr Herr ihres Willens, als ihrer Person sey. Die Handschrift war verstellt, jedoch nicht so, daß es ein kaltblütiger Leser verkennen konnte. Jedoch sprach aus dieser Mittheilung eine Heftigkeit und Bewegung, die dem Verfasser des Briefs nicht eigen war. Während des Durchlesens kam mir der Verdacht, daß es ein nachgemachter Brief und eine dem Kaiser gestellte Falle sey. Ich theilte diesem meinen Gedanken mit und wie gefährlich der Betrug werden könnte. Auch fand ich scheinbare Gründe genug, um ihn selbst ungewiß zu machen. „Wie wäre es möglich, sagte ich zu ihm, daß \*\*\* die Unklugheit begangen hätte, solche Dinge mir zu schreiben, der ich nicht sein Freund bin und so wenig in Beziehung mit ihm stehe? Wie sollte man glauben, daß die Kaiserin in ihren Verhältnissen sich so weit verläße, einen solchen Haß öffentlich zu machen oder sich gar einem Manne hinzugeben, der ohne Zweifel noch einige Gaben, zu gefallen, besitzt, aber doch nicht mehr jung ist, ein entstelltes Gesicht und überhaupt in seiner ganzen Person so wenig Anziehendes hat?“ — „Aber,“ entgegnete der Kaiser, „\*\*\* ist mir ergeben und obgleich er nicht Ihr Freund ist, so erklärt ja die Nachschrift hinreichend den Grund einer Mittheilung an Sie.“ Unten am Briefe stan-

den nämlich noch die Worte: „Ich glaube nicht, daß Sie dem Kaiser die Wahrheit sagen können; gebrauchen Sie indessen dieselbe, wie es Ihnen am dienlichsten scheint.“ Ich bestand jedoch darauf, daß der Brief falsch sey, worauf der Kaiser sagte: „Gehen Sie zu Caulincourt; er hat viele andere von derselben Hand und die Vergleichung wird für Ihre oder seine Meinung entscheiden.“ Ich ging zu Caulincourt; dieser sagte mit Heftigkeit zu mir: „Der Brief ist entschieden von.\*\*\* und ich zweifle keinen Augenblick an der Wahrheit dessen, was er enthält! Fasse der Kaiser seinen Entschluß, von dieser Seite ist nichts mehr zu hoffen!“ Diese traurige Entdeckung that dem Kaiser sehr wehe; denn er war der Kaiserin mit wahrhafter Neigung zugethan und hatte seinen Sohn wieder zu sehen gehofft, den er zärtlich liebte.

Fouché war weit davon entfernt gewesen, die Rückkehr des Kaisers zu wünschen; er war schon lange des Gehorsams müde und hatte zudem einen andern Plan angestrichen, den die Ankunft des Monarchen vereitelte. Dennoch stellte ihn dieser wieder an die Spitze der Polizei, da Savary abgenutzt war und er eines gewandten Mannes bedurfte. Fouché nahm den Posten an, gab aber deswegen doch seinen Plan nicht auf, den Kaiser wieder vom Throne zu stoßen und entweder seinen Sohn oder eine Art Republik mit einem Präsidenten an seine Stelle zu setzen. Er war mit dem Fürsten von Metternich in fort-

während der Correspondenz gestanden und hatte, wenn man es glauben will, den Kaiser zu überreden gesucht, zu Gunsten seines Sohnes abzdanken. Auch ich war dieser Meinung, aber von Seiten eines solchen Mannes war dieser Rath nicht ohne Gefahr für den, dem er gegeben wurde. Da derselbe zurückgewiesen wurde, so war es die Pflicht des Dieners, nicht mehr daran zu denken oder seine Entlassung zu nehmen. Fouché behielt seinen Posten und setzte dennoch seine Correspondenz fort. Der Kaiser, der ihm nicht traute, hatte ein scharfes Auge auf ihn. Eines Abends hatte er viele Gäste im Elysée; er sagte mir, er habe mit mir zu sprechen und ich solle auf ihn warten. Als alles auseinander gegangen war, trat der Kaiser mit Fouché in ein Zimmer neben dem, in welchem ich mich befand; die Thüre war halb offen geblieben; die Beiden gingen in ruhigem Gespräche auf und nieder. Nach einer Viertelstunde hörte ich zu meinem größten Erstaunen den Kaiser kalt zu Fouché sagen: „Sie sind ein Verräther; warum bleiben Sie Polzeiminister, wenn Sie mich verrathen wollen? Es käme nur auf mich an, Sie hängen zu lassen und alle Welt würde Beifall klatschen.“ „Ich hörte Fouché's Antwort nicht, aber die Unterhaltung dauerte noch eine starke halbe Stunde, während die Sprechenden fortwährend auf und abgingen. Plötzlich trat Fouché heraus und wünschte mir helter gute Nacht, indem er mir sagte, der Kaiser habe sich in seine Gemächer zurückgezogen. Wirklich fand

ich ihn nicht mehr. Aber am folgenden Tage sprach er von dieser Unterhaltung mit mir. „Ich argwohnte,“ sagte er, „der Kunde stehe mit Wien in Correspondenz. Ich ließ einen Handlungsbdiener verhaften, der aus dieser Stadt kam; dieser gestand, er habe Fouché einen Brief von Metternich gebracht und die Antwort müsse zu einer bestimmten Zeit nach Basel geschickt werden, wo ein Mann den Ueberbringer auf der Brücke erwarten werde. Vor einigen Tagen ließ ich nun Fouché kommen und befiel ihn drei Stunden lang in meinem Garten, weil ich hoffte, er werde mir in einer vertrauten Unterredung etwas von diesem Briefe sagen, aber er erwähnte desselben mit keinem Worte. Endlich, gestern Abend, sprach ich geradezu über die Sache mit ihm.“ Und nun wiederholte mir der Kaiser dieselben Worte, die ich den Abend zuvor gehört hatte. Sie sind ein Verräther u. s. w. „Er gestand mir wirklich,“ fuhr der Kaiser fort, „daß er jenen Brief erhalten habe, aber er sey nicht unterzeichnet und er halte ihn für eine bloße Fopperet. Hiemit zeigte er mir den Brief. Dieser war aber offenbar eine Antwort, in der man ihm von Neuem erklärte, daß man von dem Kaiser nichts mehr hören wolle, außerdem aber sich in alles Uebrige fügen werde. Ich erwartete, der Kaiser werde diese Erzählung mit einer zornigen Aeußerung gegen Fouché beschließen, aber die Unterhaltung wandte sich auf einen andern Gegenstand und es war nicht mehr von ihm die Rede.

Zwei Tage darauf ging ich zu Fouché, um mich für einen Musketierofficier zu verwenden, den man von seiner Familie getrennt und fern von Paris verbannt hatte. Ich traf ihn am Frühstück und setzte mich neben ihn. Er befand sich im Kreise der Seligen, aber gegenüber von ihm saß ein Fremder. „Sehen Sie,“ sagte er zu mir, indem er mit seinem Löffel auf den Fremden wies, „dieser Mann da ist ein Aristokrate, ein Bourbonianer, ein Chouan, der Abbé \*\*\*, der Redacteur des Journal des Débats, ein grimmiger Feind Napoleons: dieser Mann gehört jetzt uns an!“ Ich sah den Menschen an: bei jeder von dem Minister ihm beigelegten Eigenschaft machte er eine Verbeugung gegen seinen Teller hin, indem er die Augen verdrehte und wohlgefällig lächelte. Nie habe ich ein gemeineres Gesicht gesehen. Von der Tafel aufstehend sagte mir Fouché, wie die Federn jener fellen Schriftsteller ganz sein seyen, und ich wußte nicht, wen ich mehr verachten sollte, sie selbst oder den Minister, der damit prahlte, sie für sich erkaufte zu haben. In der sichern Voraussetzung, daß der Kaiser über die vorgestrige Scene mit mir gesprochen habe, sagte er zu mir: „Der Kaiser ärgert sich über den Widerstand, den er erfährt, und hält sich dafür an mich, ohne zu bedenken, daß meine Macht ganz von der öffentlichen Meinung abhängt. Ich könnte morgen zwanzig Personen vor meiner Thüre aufhängen lassen, wenn sie die öffentliche Meinung verwirft, aber keine einzige

Person auch nur auf vierundzwanzig Stunden ins Gefängniß setzen lassen, wenn sie von jener begünstigt wird.“ Die Sprechlust überwältigt mich nie, ich schwieg; aber ich dachte an die Aeußerung des Kaisers gegen Fouché, und fand ein sonderbares Zusammentreffen derselben mit der Fouché's: Der Herr konnte seinen Diener unter öffentlichem Beifallklatschen hängen lassen, und dieser konnte es vielleicht — bei dem Herrn selbst mit demselben Erfolge versuchen. Ich glaube, sie hatten in ihren Aeußerungen wirklich beide Recht; so sehr hatte sich die öffentliche Meinung, die hinsichtlich Fouché's so ganz auf dem rechten Wege war, in Beziehung auf den Kaiser verirrt.

---

Die Ceremonie auf dem Mafsfelde. — Öffentliche Stimmung. — Ergreifende Worte des Kaisers. — Seine Abreise. — Die Schlacht bei Waterloo. — Rückkehr des Kaisers. — Meine Unterhaltungen mit ihm im Elysée. — Seine Abdankung und Abreise nach Watmoulin.

Endlich fand die Scene auf dem Mafsfelde Statt; es geschah am ersten Junius. Es war eine seltsame Versammlung um diese Deputirtenvereinigung auf freiem Felde. Sie hatte geringen Erfolg, weil sie schlecht vorbereitet war. Es hatte dem Kaiser an Zeit gefehlt, auf die Stimmung des Volkes gehörig zu wirken, auch hatten die Patrioten ihren Einfluß nicht äußern können, oder vielmehr, man wußte

nicht, wo man solche finden sollte. Diejenigen, welche die Revolution begonnen hatten, waren abgelebte Greise, die sich von dem öffentlichen Leben zurückgezogen hatten, auch waren ihrer nur noch wenige; die von 1793 waren verachtet; die Kaiserlichen oder Bonapartisten waren wenig geschätzt. Nur noch anter dem Militär waren wahrhaft achtungswerthe Männer zu finden, aber sie waren alle mißvergnügt und niedergebeugt; sie allein wußten noch mit Würde über Vaterland und Freiheit zu sprechen. Doch sie lebten nicht mehr in der Mitte des Volks, sondern waren bereits unter ihren Fahnen versammelt. Der größte Theil der Wähler und viele Deputirte brachten einen guten Geist mit; aber der lebendige Sinn der Franzosen läßt sich allzuleicht von dem ersten Eindrücke fortreißen, und kehrt gewöhnlich nur nach langen Umwegen wieder auf den rechten Pfad zurück. Vorwärts! heißt die Loosung; wohin? darnach fragt man nicht. Nun war aber der Weg, den man eingeschlagen hatte, ein schlimmer: man sah in dem Kaiser nur einen Despoten und vergaß den äußern Feind. Man hätte doch einsehen sollen, daß man vor Allem den Feind zu schlagen hatte, aber ich konnte diese Wahrheit auch Leuten von Verdienst und langer Erfahrung nie begreiflich machen. Wir wollen keine Senatsbeschlüsse, keinen Herrscher, keinen Gebieter mehr! wir brauchen nur einen Führer, und sonst nichts weiter! Wir sind zahlreich genug, um den Feind zu schlagen, wenn er uns angreift!

Stegt er aber, so wird jedes Departement eine Vendée: nie wird Frankreich schwanken, wenn es zwischen Sklaverei und Bürgerkrieg zu wählen hat! Die Anfluger bedachten nicht, daß sie durch solche Aeusserungen den Aufschwung des Nationalgeistes hemmten, daß man lieber in Erwartung einer zweifelhaften Zukunft hoffen, als sich den Anstrengungen und Gefahren eines Kampfes in die Arme werfen wollte, den man noch fern und ungewiß glaubte, obgleich der Feind offenbar nahte.

Indessen war es eine schöne Ceremonie auf dem Markte, aber es war nicht ganz Frankreich dabei, und die zu Gunsten des Kaisers geäußerten Gefühle gingen nur der Menge von Herzen. Der Richterstand war feindlich gesinnt, alle diese Herrn fügten sich lieber Ludwig XVIII., als dem Kaiser; ihr Anspruch auf den Rang nach dem Parlament, dessen Kleidung sie trugen, schmeichelte ihrer Eitelkeit; unter einem schwachen Fürsten hatten sie wirkliches Ansehen, und die Anhänglichkeit der Bourbonen an die alten Einrichtungen gab ihnen eine Macht, die sie noch verstärken zu können hofften; unter dem Kaiser dagegen war nur Gehorsam am Platze. Die Staatsverwaltungs-Chefs und Beamte befanden sich in einer mißlichen Lage; sie hatten Alles zu befürchten und nichts zu hoffen; denn sie sahen wohl, daß nun ein neuer Zeitraum der Revolution beginne, wo Alles wieder in Frage gestellt werden würde. Endlich war der Eindruck aller jener Schrecken des

ersten Einfalls noch keineswegs vermischt, und die noch zitternde Einbildungskraft mahlte sich bereits einen zweiten vor.

Die von Dubois d'Angers gehaltene Rede an den Kaiser war voll Kraft, und der unverfälschte Ausdruck des Nationalwillens. Aber konnte die Macht, die nichts mehr hatte, Alles geben? Die Antwort des Kaisers war sehr aufrichtig: er versprach viel, mußte aber fühlen lassen, wie sehr er der vollziehenden Gewalt bedürfe. Dies mißfiel; ich merkte es sogleich, als ich mit einigen Deputirten, die ihn gehört hatten, darüber sprach. Nach der Messe, welcher Jedermann den Rücken kehrte, begab sich der Kaiser auf ein Amphitheater in der Mitte des Markfeldes, um unter die Cohorten der Departements die Adler auszutheilen. Dies war eine großartige Scene, denn sie war national. Der Kaiser sagte Jedem von denen, welche diese Fahnen empfangen, ein schmelzhaftes begeisterndes Wort. Zu den Vogesendepartements sagte er: „Ihr seyd meine alten Gefährten!“ zu denen vom Rheine: „Ihr waret die Ersten, Muthigsten und Unglücklichsten zur Zeit unseres Mißgeschicks!“ zu denen von der Rhone: „Unter Euch bin ich aufgewachsen!“ zu andern: „Eure Phalangen waren bei Nivoli, Arcole, Marengo, Lilsit, Austerlitz, bei den Pyramiden!“ Diese magischen Worte machten einen tiefen Eindruck auf jene alten Krieger, die ehrwürdigen Trümmer so vieler Siege, aber es wohnte nicht ganz Frank-

reich dieser erhabenen Ceremonte bei, und die Begeisterung der Anwesenden theilte sich nicht der übrigen Bevölkerung der Departements mit.

Wenige Tage nachher reiste der Kaiser ab. Ich verließ ihn um Mitternacht, er litt sehr an der Brust; als er jedoch in den Wagen stieg, zeigte er eine Heiterkeit, welche seine Siegesgewißheit zu verkündigen schien. Der Verlauf dieses Feldzugs ist bekannt, und es ist hier nicht meine Absicht, eine neue Beschreibung davon zu geben, aber ich hörte mit Schmerz allzuvielen unwürdigen Franzosen das Untertliegen des Kaisers wünschen. Die Repräsentantenversammlung nahm nicht die Stellung ein, und redete nicht die Sprache, welche ihr Einfluß auf die Gemüther nöthig machte. Alter Haß, Vorurtheile, die Hoffnung auf die Rückkehr der Bourbonen, und bei vielen Andern lebhaftere Unruhe über das Betragen, das der Kaiser, wenn er siegte, bei seiner Rückkehr beobachten würde, brachten eine Verwirrung in die Arbeiten jener Versammlung. Man hatte ihnen gesagt, daß vor Allem die Rettung des Vaterlandes Noth thue; sie antworteten: „Laßt uns die Freiheit retten!“ wie wenn das Heil von jenem nicht zunächst von der Freierhaltung des Gebiets abgehängt wäre!

Endlich bekam ich die traurige Nachricht von der Schlacht bei Waterloo, und am Tage darauf kam der Kaiser selbst an. Ich eilte in das Elysée, um ihn zu bewillkommen; er ließ mich in sein Cabinet ein-

treten, und kam mir, sobald er mich sah, mit einem convulsivischen erschreckenden Lächeln entgegen. „Ach! mein Gott!“ sagte er, die Augen zum Himmel erhebend, und machte zwei oder drei Gänge durch das Zimmer. Jedoch war diese Bewegung nur von sehr kurzer Dauer. Er gewann seine Kaltblütigkeit wieder und fragte mich, was in der Deputirtenkammer vorgehe. Ich durfte ihm nicht verbergen, daß die Erbitterung den höchsten Gipfel erreicht hatte, und daß mir die Mehrzahl entschlossen scheine, seine Abdankung zu verlangen, oder sie im Beigerungsfalle geradezu bekannt zu machen. „Wie?“ rief er, „und wenn man nicht Maaßregeln ergreift, so ist der Feind vor den Thoren, ehe acht Tage vergehen! Ach! setzte er hinzu, ich habe sie an so große Siege gewöhnt, daß sie keinen Unglückstag ertragen können! Was wird aus diesem armen Frankreich werden? Ich habe für dasselbe gethan, was ich konnte.“ Bei diesen Worten stieß er einen tiefen Seufzer aus. In diesem Augenblicke wünschte ihn Jemand zu sprechen, und ich zog mich zurück, mit dem Befehle, später wieder zu kommen. Ich wandte diesen Tag dazu an, mich bei meinen Freunden und Bekannten umzusehen; aber ich fand bei allen entweder die tiefste Niedergeschlagenheit oder eine ausschweifende Freude, die man mir durch erheuchelte Angst und einem Mitleide mit mir zu verbergen suchte, das ich mit dem größten Unwillen zurückstieß. Von der Deputirtenkammer war nichts mehr zu er-

warten; sie wollten die Freiheit, sagten sie alle, aber unter den beiden Feinden, welche diese zu vernichten drohten, zogen sie die fremden Freunde der Bourbonen Napoleon vor, der den Kampf noch in die Länge ziehen konnte, weil sie die Unvernunft hatten, jene zu verachten und ihn noch zu fürchten. Außerdem zog Jeder seine Leidenschaften zu Rathe: die Einen hofften im Tumulte und wegen ihrer Bedeutungslosigkeit zu entweichen; die Andern glaubten von den Umständen Vortheil ziehen zu können; die Mehrzahl endlich war in thörichtem Vertrauen auf die Versprechungen der Fremden noch überzeugt, daß die Bourbonen nicht nach Paris zurückkehren würden, oder daß wenigstens der König, im Bewußtseyn seiner Schwachheit und Reglerungsunfähigkeit, sich zu Beschränkungen bequemen würde, die ihm nicht gestatteten, Rache zu üben oder die Constitution zu verletzen. Die Anhänger der letzten Meinung waren zugleich die Fouché's, der ihnen zu verstehen gegeben hatte, daß kein anderes Mittel übrig bleibe, als sich zu unterwerfen, aber daß er allein sie sichern und die Freiheit gründen könne.

In der Pairskammer sah es noch viel schlimmer aus. Außer dem unerschrockenen Thibaudeau, der sich bis zum letzten Augenblicke mit bewundernswürdiger Kraft gegen die Neglerung der Bourbonen erklärte, dachten beinahe alle Uebrigen nur darauf, sich auf die möglichst unschädliche Weise aus der Sache zu ziehen; viele verbargen ihren Wunsch nicht, un-

ter das alte Joch zurückzuführen, entweder um in der Pairskammer beibehalten zu werden, oder um die Mache zu entwaffnen. Die Mehrzahl jedoch wollte würdig fallen, aber es fehlte an festem Willen; diese Kammer wartete auf die Beschlüsse der Deputirtenkammer, und versteckte sich hinter dieselbe, wie wenn dieser Schild sie hätte schützen können. Vergebens sagte ich zu denjenigen unter ihnen, welche mich hören wollten: „Wir haben kein Mittel zur Rettung, Sie müssen einen Entschluß fassen. Die andere Kammer ist von dem Volke ernannt, unter den durch die Constitution geheiligten Formen: wir aber sind nur die Freunde des Usurpators, wir die Auführer, und als solche zum voraus von den Bourbonen geächtet. Wir können nur noch darauf denken, in unsern lezten Augenblicken eine edle Entschlossenheit zu zeigen und mit Anstand zu fallen.“ Ich hatte es mit Leuten zu thun, die zu alt waren, um sich von der Süßigkeit des Lebens loszureißen, und die für nichts mehr empfänglich waren, als für das Bedürfniß, es zu bewahren, und für die Angst vor nahendem Unglück. Einige jedoch muß ich davon ausnehmen, und vor Allen den alten Sieyès, welcher der Meinung, die ich von ihm hegte, durchaus entsprochen hat. Zwar fehlte es ihm an der nöthigen Übung und vielleicht auch an dem gehörigen Muthe, um auf der Rednerbühne aufzutreten; aber nie hörte ich den Haß gegen Knechtschaft schärfer aussprechen, noch nie kamen mir kräftigere und edlere Gedanken

über die Nothwendigkeit, dieselbe mit Nachdruck zu bekämpfen, zu Ohren.

Am folgenden Tage begab ich mich wieder zu dem Kaiser; er hatte die bestimmtesten Nachrichten über die in der Deputirtenkammer herrschende Stimmung erhalten, man hatte sie ihm aber wahrscheinlich mit Schonung mitgetheilt, denn er schien noch nicht überzeugt, daß der Beschluß zur Aussprechung seiner Abdankung gefaßt sey. Aber gegen mich hatte man keine Schonung gebraucht, und ich kam in der festen Ueberzeugung zu ihm, daß ihm nichts anderes übrig bliebe, als noch einmal vom Throne herabzusteigen. Ich theilte ihm alles mit, was ich erfahren hatte, und zauderte nicht, ihm zu dem einzigen Entschlusse zu rathen, der seiner würdig war. Er hörte mich mit düsterer Miene an, und obgleich er bis auf einen gewissen Grad Herr seiner selbst blieb, so drückten doch sein Gesicht und alle seine Bewegungen die Aufregung seines Gemüths und die ganze Schrecklichkeit seiner Lage aus. „Ich weiß,“ sagte ich zu ihm, „daß Ew. Majestät noch den Degen ziehen kann, aber mit wem und gegen wen? Die Muthigsten sind niedergeschlagen und im Heere herrscht noch die größte Verwirrung; von Paris ist nichts zu erwarten, und der Staatsstreich vom 18. Brumaire läßt sich nicht mehr erneuern.“ — „Auch liegt mir dieser Gedanke fern,“ antwortete er, indem er stehen blieb, „ich will nicht mehr, daß man von mir spreche; aber das arme Frankreich!“ In diesem Au-

genblicke traten S\*\*\* und C\*\*\* ein, und bewogen ihn durch ein treues Gemälde von der aufgeregten Stimmung der Deputirten zur Abdankung. Zwar schien ihm der Tod noch wünschenswerther (einige Worte von ihm zeigten uns dies), aber er entschloß sich dazu.

Nach Vollziehung dieses großen Actes blieb er den ganzen Tag über ruhig, machte Vorschläge über die Stellung, welche das Heer einnehmen, und über die Grundsätze, denen man in den Unterhandlungen mit dem Feinde folgen sollte, und bestand besonders auf der Nothwendigkeit, seinen Sohn als Kaiser auszurufen, weniger zum Vortheil des Feindes selbst, als, um die Gefühle und die Kraft des Volks auf Einem Haupte zu vereinigen. Leider hörte Niemand auf ihn. Wohl versammelten sich Männer von Verstand und Muth in den beiden Kammern, aber die meisten hatte dennoch die Furcht überwältigt, und unter denen, welche von derselben nicht berührt worden waren, dachten manche, eine glänzende Erklärung der Freiheit und des Entschlusses, sie um jeden Preis zu vertheidigen, werde den Feind und die Bourbonen zurückschrecken. Diese seltsame Täuschung ist in so fern achtungswerth, als sie ihre Quelle in der Vaterlandsliebe hatte, aber dennoch war es nur eine Täuschung der Schwäche und Unerfahrenheit.

Die Bevölkerung der Hauptstadt hatte wieder ihre gewöhnliche Stellung eingenommen, mit der größten Unthätigkeit verband sie den Entschluß, zu schreiben:

Es lebe der König! wenn er in guter Gesellschaft ankäme; denn diejenigen, welche Waffen forderten, oder sich eifrig gegen die Rückkehr der verbannten Familie erklärten, machten nur den dreifigsten Theil der Einwohnerschaft aus.

Am 23. kam ich wieder in das Elysée. Der Kaiser war seit zwei Stunden im Bade. Er lenkte von selbst die Unterhaltung auf das Asyl, welches er wählen sollte, und sprach von den vereinigten Staaten. Diesen Gedanken flesch ich ohne Ueberlegung mit einer Lebhaftigkeit zur A, die ihn überraschte. „Und warum nicht nach Amerika?“ sagte er. — „Weil sich Moreau dahin zurgezogen hat,“ antwortete ich. Das war ein harte Wort, und ich könnte mich nie darüber trösten, wenn ich nicht einige Tage nachher meine Ancht geändert hätte. Er schien es ohne Groll aufzunehmen, aber ich zweifelte nicht, daß es einen unangenehmen Eindruck auf ihn gemacht hat. Ich bestand auf der Wahl Englands, und die Gründe, die ich ihm dafür anführte, schienen mir triftig zu seyn; aber als ich ihn verließ, begegnete ich dem General F\*\*\*, dem ich unsere Unterhaltung mittheilte. „Sie haben sich über die englische Regierung sehr getäuscht,“ sagte er, „alle Eirichtungen sind für Ihre atton vortreflich, aber die Fremden sind zum Genuß ihrer Wohlthaten nicht zugelassen. Der Kaiser wird in diesem Lande nur Unterdrückung und Ungerechtigkeit finden. Man wird die Nation über die Art, wie er zu behandeln sey,

nicht um Rath fragen, und ich sage Ihnen zum voraus, daß er, anstatt Schutz zu finden, jede Mißhandlung erfahren wird, welche die Rache erfinden kann.“ Diese Besorgnisse machten mich bestürzt, und ich bat den General, sie dem Kaiser mitzutheilen. Es war mir jedoch schwer, sie ohne Beschränkung anzunehmen, ich sah wohl ein, daß die englische Regierung es der Sicherheit Europas schuldig zu seyn glauben würde, dem Kaiser alle Verbindung mit seinen zahlreichen Anhängern abzuschneiden, aber daß es ihn zur langsamsten und schrecklichsten Qual verdammen, daß es an seiner Person alle Arten der Barbarey erschöpfen, und sogar für ihn neue, den furchtbarsten Tyranaen unbefannte, Grausamkeiten erfinden würde, daran dachte ich freilich nicht! Denn wie kann man jene unerträgliche Beraubung jeder Verbindung mit der Civilisation und dem menschlichen Geschlechte, jene Trennung von seiner Frau und seinem Kinde anders nennen? Ein Mann von Ehre konnte nie daran denken. Aus einem solchen Verfahren darf man wohl schließen, daß es in dieser sonst so schätzbaren Nation Leute gibt, in welchen die Selbstsucht jedes edlere Gefühl, jede höhere Regung erstickt hat.

Der Kaiser begab sich in Begleitung der Herzogin von St. Leu, Vertrands und seiner Familie und des Herzogs von Bassano nach Matmalesou. Ich reiste täglich mehreremal dahin, denn ich konnte mich von der Herzogin St. Leu nicht trennen, deren Gesund-

heit durch die neuesten Ereignisse sehr angegriffen war. Der Kaiser schlug mir vor, bei ihm zu bleiben. Drouot, sagte er zu mir, bleibt in Frankreich; ich sehe, daß der Kriegsminister ihn seinem Lande erhalten will. Ich kann mich nicht darüber beklagen, aber es ist ein großer Verlust für mich; es ist der stärkste Kopf und das beste Herz, das ich kennen gelernt habe: dieser Mann ist dazu gemacht, überall erster Minister zu seyn. Ich weigerte mich, ihn zu beglücken. Ich habe eine Tochter von dreizehn Jahren, meine Frau ist seit vier Monaten schwanger, und ich kann mich nicht entschließen, mich von ihr zu trennen; vergönnen Sie mir einige Zeit, dann werde ich Sie überall aufsuchen, wo Sie auch seyn mögen. Ich bin Ew. Majestät in einer bessern Zeit treu gewesen, Sie können daher auf mich zählen. Wenn übrigens nicht meine Frau alle meine Sorgfalt erheischte, so würde ich besser daran thun, abzureisen, denn die Zukunft läßt mich nichts Gutes ahnen. Der Kaiser schwieg, und der Ausdruck seines Gesichtes sagte mir, daß er nichts Besseres hoffe, als ich.

Indessen nahte der Feind, und der Kaiser hatte schon seit drei Tagen verlangt, die provisorische Neglerung sollte ihm eine Fregatte zur Verfügung stellen, damit er sich nach Amerika begeben könnte. Man hatte ihm dieselbe versprochen und redete ihm sogar zur Abreise zu. Aber er wollte vorher einen dem Capitain gegebenen Befehl, ihn in die vereinigten Staaten zu führen, in den Händen haben, und die-

ser Befehl langte nicht an. Wir sahen Alle ein, daß eine Stunde Verzug seiner Freiheit gefährlich werden könnte. Nachdem wir unter uns davon gesprochen hatten, ging ich zu ihm, stellte ihm lebhaft alle Gefahren eines längeren Aufschubs vor und als er sagte, er könne nicht ohne jenen Befehl abreisen, antwortete ich ihm: „Reisen Sie immerhin ab, Ihre Erscheinung auf dem Schiffe wird noch eine große Wirkung auf die Franzosen hervorbringen, kappen Sie die Taue, versprechen Sie der Schiffsmannschaft Geld, und wenn sich der Capitain sträubt, so lassen Sie ihn aus Land setzen und segeln ab. Ich zweifle nicht daran, daß Fouché Sie an die Verbündeten verkauft hat.“ — „Ich bin derselben Meinung, wie Sie, erwiederte er, aber machen Sie noch einen letzten Versuch bei dem Ministre der Marine.“ Ich stieg sogleich in meinen Wagen und ließ mich bei Decrès einführen: er lag im Bette. Er hörte mich mit einer Kaltblütigkeit an, die mir das Blut sieden machte, und sagte dann: „Ich bin nur Minister. Gehen Sie zu Fouché und sprechen Sie mit der Regierung, ich für meine Person vermag nichts. Gute Nacht!“ Hiemit sank er in seine Kissen zurück. Ich entfernte mich während und konnte weder Fouché noch die Andern sprechen. Um zwei Uhr Morgens kam ich wieder in Malmaison an: der Kaiser lag im Bette; er ließ mich eintreten und ich gab ihm Rechenschaft von meiner Sendung und erneuerte meine Bitten. Er hörte mich an, antwortete mir aber

nicht; doch stand er auf und brachte einen Theil der Nacht mit Auf- und Abgehen zu. Der folgende Tag war der letzte dieses traurigen Drama's. Der Kaiser hatte sich wieder zu Bette gelegt und einige Stunden geschlummert. Ich trat gegen Mittag in sein Cabinet. „Wenn ich gewußt hätte, daß Sie hier wären, so hätte ich Sie rufen lassen,“ sagte er zu mir. Hierauf gab er mir über einen Gegenstand Befehle, der ihm persönlich nahe lag. Bald darauf verließ ich ihn voll Unruhe über sein Schicksal mit zerrissenem Herzen, ohne jedoch zu ahnen, wie weit die Härte seines Geschickes und die Grausamkeit seiner Feinde gehen könne.

Meine Verhaftung — Mein Verhör. — Anekdote. — Gefängniswechsel. — Der Marschall Ney. — Unsere Unterhaltungen.

Wenige Tage nach der Abreise des Kaisers hörte ich, daß die Herren Talleyrand und Fouché unter der Leitung der Prinzen eine Proscribirtenliste verfertigten, auf welche 2000 Personen zu stehen kommen sollten, und daß die Herzogin von Angoulême thätigen Antheil daran nehme. Schon hatten viele Personen die Flucht ergriffen. Der unerfrochene Thronbeudean, der noch wenige Tage vor der Rückkehr des Königs in der Paßkammer laut gegen dessen Regierung protestirt hatte, bemühte sich, mir die ganze Gefahr meiner Lage vor Augen zu stellen; auch von andern Seiten erhielt ich dringende Aufforderun-

gen zur Flucht. Aber das Bewußtseyn meines Betragens und der Anblicke meiner leidenden Gattin machten mir den Gedanken daran unerträglich. Nur das dachte ich, ich könnte zu zweit bis fünfjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt werden, weil ich mich einige Stunden vor der Ankunft des Kaisers wieder der Postdirection bemächtigt hatte.

Am 18. Julius saß ich mit meiner Frau und Herrn von Méneval am Tische, als ein Polizeicommissar bei mir ersahen, um mich zu dem Polizeipräsidenten Descazes abzuholen. Als ich in den Flaker stieg, sah ich mich von drei bis vier Spionen umringt, die hinten den Lakayenplatz einnahmen, und in weniger als einer halben Stunde befand ich mich in der Canzlei des Präfecturgefängnisses. Von da wurde ich in eine schmutzige Dachkammer geführt, die nun mein Aufenthaltort werden sollte. Gegen zehn Uhr Nachts kam der Stockmeister mit dem Auftrage, mich zu dem Divisionschef hinab zu bringen, der mich verhören sollte. Ein Verhör war eine Zerstreung für mich. Ich hütete mich wohl, mich gegen dieses Vergnügen zu sträuben, und wurde durch ein Labyrinth von Corridoren in ein unteres Zimmer geführt, wo ich einen Herrn W\*\*\* fand, der kurz nachher verabschiedet wurde. Dieser Inquisitor war ein kleiner dicker Mann, der seit 29 Jahren auf seinem Stuhle saß, immer fragend, immer verhörend, Tag und Nacht, zu jeder Stunde, unter allen Regierungen. Nachdem er vier bis fünf Seiten mit Fragen und Antworten vollge-

geschrieben hatte, hielt er inne, und da keiner von uns Lust zum Schlafen hatte, so benützte er hastig einige Fragen, die ich über sein Amt an ihn machte, um mir alle Merkwürdigkeiten seiner Polizeipräfectur zu erzählen: die Vertheidigung der Gefangenen, seine Geschicklichkeit, das Gewissen aufzuregen, die Entschlossensten wankend zu machen, ihnen ihre Geheimnisse zu entlocken, die Geständnisse dann zu verfolgen und bis auf den Grund des Herzens zu dringen. Ich kann mich nicht enthalten, eine seiner Anekdoten hier zu erzählen, die mir sehr merkwürdig schien.

„Unter den Verschwörern der Höllemaschine befand sich ein Herr N\*\*\*, ein vertrauter Freund Limolans, des Hauptstifters des Complots. Dieser Herr hatte unter den Chouans gedient, und die Polizei hatte Grund zu glauben, daß er in Paris sey. Mehrere Tage gejagt wie ein Fuchs schlief er des Nachts in Kohlenbosten, die im Hasen lagen, und als die Verfolgungen in diesem Stadtviertel aufhörten, so suchte er in einem elenden Dachstäbchen bei einem Branntweinhändler eine Zufluchtsstätte. Am andern Tage kam die Polizei dahin, aber er war entflohen und zeigte sich nimmer. Man durchsuchte die Kammer und fand im Bettgange ein Stück halberverbranntes Papier, mit dem eine Pfeife angezündet worden war. Es enthielt jedoch noch einige Linien, die aus dem Concept zu einem Briefe an einen General zu seyn schienen, den man für George hielt. Auf der letzten Linie hieß es „Weiter kann ich Ih-

nen heute nicht schreiben, ich leide sehr an den Augen.“ Dieser Unglückliche wurde bei George's Verschwörung ertappt und ich hatte das Vergnügen, ihn zu verhören. Da saß er, an Ihrem Plaze, zwischen zwei Wachslichtern, ganz wie Sie. Während ich mit ihm plauderte, schrieb ich immer fort. Er war aus meiner Provinz, ich sprach von seinen Verwandten, von den Neigungen seines Alters mit ihm, und als ich bemerkte, daß er sicher und sogar etwas heiter wurde, unterbrach ich mich plötzlich, indem ich im natürlichsten Tone zu ihm sagte: „Aber das Licht thut Ihren Augen wehe, schieben Sie die Kerzen weiter weg!“ — „Ich, ich leide nicht an den Augen.“ — „Nicht? es kam mir so vor.“ — „O nein, gegenwärtig nicht. Zwar war es früher der Fall, aber es ist schon zwei Jahre her.“ Hierauf setzten wir unsere Unterhaltung fort. Am Ende las ich ihm das Verhör ruhig vor, und er war erstaunt, daß ich diesen unbedeutenden Umstand in dasselbe aufgenommen habe. „Warum haben Sie das hineingesetzt?“ — „Es ist so meine Gewohnheit.“ „Ja, diese kleine Bemerkung, setzte der Inquisitor hinzu, hat zu seinem Verderben beigetragen. Das halbverbrannte Stück Papier war aufbehalten worden, die Handschrift wurde verglichen und seine Anwesenheit in Paris zur Zeit des Vorfalles mit der Höllenmaschine erwiesen.“ „Und was geschah ihm?“ fragte ich. — „Er wurde guillotiniert!“ antwortete B\*\*\* mit teuflischer Geberde. „Ich liebe mein Amt, setzte er hinzu; ich möchte

keinen Tag aus diesem Saale wegbleiben. Ich könnte ins Theater gehen, mich mit meinen Freunden, meiner Frau, meinen Kindern erholen, aber nein, ich muß verhören.“ Als er mir mein Verhör vorlas, konnte ich mich nicht enthalten, ihn zu fragen, warum er nicht auch seine Anekdote hineingesetzt habe, da es ja seine Gewohnheit sey, alles aufzuschreiben. „Ach! antwortete er mir, mit Ihnen kann es nicht weit kommen, sie sind kein wichtiger Mann für mich.“

Ich blieb noch vierzehn Tage in diesem provisorischen Gefängnisse, ohne Herrn Decazes gesehen zu haben, den mein Aufenthalt in seiner Nähe ein wenig in Verlegenheit setzen mußte, wenn die Erinnerung an unsere frühern Verhältnisse nicht ganz aus seinem Gedächtnisse verschwunden war. Die schlechte Luft und die ganze Widrigkeit des Gefängnisses zog mir eine Entzündungskrankheit zu, die mein Arzt, es war der von Herrn Decazes, mit großer Sorgfalt behandelte, und die zu dem Entschlusse beirrug, mich in ein anderes Gefängniß zu bringen und schleunig meinen Prozeß anzufangen, damit ich nicht durch einen natürlichen Tod dem, den man mir zudachte, entflöhe. Man setzte mich ohne Umstände in einen Kasten und brachte mich nur einige Schritte von meinem ersten Gefängniß in ein elendes langes und enges Loch, in welchem der Marschall Ney die drei ersten Wochen seines Gefängnißlebens zubrachte. Ich war schwächer als er, denn er beklagte sich nicht darüber; aber als ich sah, daß ich hier keine halbe Stunde

lesen konnte, brach ich in Verwünschungen aus, und schrieb dem Polizeipräsidenten, meine Krankheit würde mich in Bälde tödten, wenn man mir keine andere Wohnung gäbe. Am Abende holte mich der Stodmeister ab, um mich in dem großen Hofe spazieren zu führen, und anstatt mich wieder in meinen alten Kerker zu bringen, ließ er mich in ein unteres Zimmer treten, das ein Kamin und ein auf einen kleinen Hof hinausgehendes Fenster hatte. „Ich konnte Sie diesen Morgen nicht hieher bringen, sagte er zu mir, weil der General Labedoyère in dem Nebenzimmer gefangen saß; aber man hat ihn nun nach der Abtei transportirt.“ Man begann der Gewohnheit gemäß mich sechs Wochen im Geheimgefängniß zu halten. Ich konnte keine Briefe empfangen, ohne daß sie geöffnet wurden, und keinen Freund sprechen, ohne daß der Canzleischreiber gegenwärtig war. Ich hatte traurige Nachrichten von meiner Frau: ihre zitternde Hand, die Leiden, die sie mir durch wiederholte Versicherungen ihrer Gesundheit nicht verbergen konnte, ihre fünfmonatliche Schwangerschaft, deren sie kaum gegen mich erwähnte, Alles dieses trug dazu bei, meinen Zustand zu einem qualvollen zu machen. Meinen Trost in dieser Lage suchte ich weder in moralischen Betrachtungen, noch in süßen Täuschungen, sondern ich fand ihn in meiner Liebe und meinem innigen Verhältnisse zum Kaiser. Mein Name und mein Geschick waren an seinen unsterblichen Namen geknüpft; und waren seine Leiden nicht

größer als die meinigen? Die Rache der Könige lag auf ihm, und ich fand Trost und Ruhm darin, dieselbe mit ihm zu tragen. Und wenn ich dann daran dachte, wie er meinen Prozeß lesen, wie mein Tod ihn schmerzen, und wie ich seiner Anhänglichkeit und seines Vertrauens würdig vor ihm dastehen werde, dann fühlte ich mich hoch erhoben und vergaß alle Pein der Gefangenschaft.

Nachdem ich bereits einige Wochen in meinem neuen Gefängnisse zugebracht hatte, sah ich eines Tags, als ich mich im Hofe erging, den Marschall Ney unten an der Treppe, die zu meinem alten Kerker führte; er grüßte mich, indem er in Begleitung des Stocmeisters und eines Gendarmerieofficiers eilig hinauffstieg. So erfuhr ich, daß er auch gefangen saß. Er hatte, wie ich, das Königreich nicht verlassen wollen und sich damit begnügt, sich in das Schloß eines Verwandten seiner Frau bei Cahors zu flüchten. Sein Säbel, den er im Saale gelassen hatte, verließ ihn diesmal. Er ließ sich verhaften, in der festen Ueberzeugung, daß man es nicht wagen werde, ihn zu verurtheilen. Nachdem man ihn einen Monat in jenem Kerker gelassen hatte, versetzte man ihn endlich in ein Zimmer über mir, in die Wohnung des Gerichtschreibers. Er hatte einen Ofen, der ihn vor Kälte schützte, und sein vergittertes, aber höheres Fenster verschaffte ihm eine etwas weniger ungesunde Luft, als die in meinem Zimmer war; aber sein Name und seine Würden konnten ihn nicht vor

niedriger Behandlung schätzen. Er spielte die Flöte sehr gut und vertrieb sich seit einigen Tagen die Langeweile damit, aber man raubte ihm diesen Genuß, unter dem Vorwande, daß es gegen die Hausordnung sey. Den Tag über theilten wir uns in den Spaziergang im kleinen Hofe, da wir nicht zusammen gehen durften, obgleich er beständig von einem Gendarmen begleitet war. Ich hatte die Gewohnheit, mich um sechs Uhr Morgens in dem großen Hofe zu ergehen, da aber der Marschall diese Tageszeit zu seiner Promenade wünschte, so trat ich sie ihm ab, und diese Anordnung dauerte bis zu der Zeit, wo seine geheime Gefangenschaft endlich aufgehoben wurde. Von da an speiste die Marschallin und ihre Kinder alle Tage mit ihm, auch begleitete sie ihn immer auf seinen Spaziergängen. Eines Tages kam sie an mein Fenster und sagte zu mir: „Die Schildwache, die uns bewacht, ist ein alter Soldat, der unter dem Marschall gedient hat. Dieser sehnt sich sehr nach einer Unterhaltung mit Ihnen.“ Wirklich kam der Marschall herbei, jedoch konnten wir uns nicht lange sprechen. „Ich bin ruhig über meine Lage, sagte er zu mir, zahlreiche Freunde wachen über mir und die Regierung geht ihrem Sturze entgegen. Schon nehmen die Fremden für uns Parthei, der öffentliche Unwille verbreitet sich bis zu Ihnen; wenn Sie den Beweis davon sehen wollen, so lesen Sie diese Papiere und verbrennen Sie sie dann.“ Hiemit steckte er mir einen Paß Broschüren und überschriebener

Blätter durch das Gitter zu. In der That fand ich heftige Drohungen darin, ja sogar Herausforderungen, die mir keineswegs am Orte zu seyn schienen, sowie viele abgeschmackte Nachrichten.

Ungefähr drei Monate nach unserer ersten Unterhaltung sprach ich den Marschall wieder. Seine Hoffnungen schienen ganz verschwunden zu seyn. „Labe-doyère ist fort,“ sagte er zu mir, „nun kommt es an Sie, lieber Lavalette und dann an mich.“ — „Es gilt gleich,“ erwiderte ich, „wer von uns Beiden zuerst fällt; ich sehe, daß es keinen Ausweg mehr gibt.“ — „Nun, nun, wir werden sehen; indessen machen mir alle diese Advocaten Langeweile; sie be-greifen meine Lage nicht, aber ich werde sprechen.“

---

Der Brief des Herzogs von Richelieu gegen den Marschall Ney.  
— Der Tod meines Kindes. — Die Wahl des Geschworenen-gerichts. — Elende Kränke der Regierung. — Der Urtheils-spruch — Was heißt königliche Großmuth?

Die Präliminarconferenzen dauerten, zweimal in der Woche, gegen einen Monat fort. Wenige Tage vor der Eröffnung der Debatten las ich im Mont-teur das schreckliche Schreiben des Herzogs von Richelieu gegen den Marschall Ney, das er an die Pairskammer gerichtet hatte. Wie konnte dieser Mann, an dem das Gerücht Biederkeit, Amuth der Sitten, Unparteilichkeit und Charakterstärke rühmte, in der Pairskammer mit wildem Zorn einen

der achtungswertheften Franzosen unserer Zeit, einen der berühmtesten Krieger, einen unglücklichen Angeklagten angreifen, dessen Verhöre gar nicht bekannt waren? Als einer meiner Sachwalter, Herr Sacroix-Frainville, in mein Zimmer trat, zeigte ich ihm den Monsieur. Eine tiefe Bewegung mahnte sich bei Lesung desselben auf seinem Gesichte und als er damit zu Ende war, sagte er, nachdem er einige Augenblicke nachgedacht hatte, mit niedergeschlagenem Gesichte zu mir: „Mein Herr, ich sehe nur zu gut, wo das hinaus will, aber ich bin alt und wünschte, daß ich die übrigen Tage meines Lebens in Ruhe zubringen könnte; meine Gesundheit ist zu schwach, um die Verfolgungen zu ertragen, die sich überall hin verbreiten. Erlauben Sie daher, daß ich meine Bürde in andere Hände niederlege; mein Freund Tripiet wird leicht einen andern Collegem zur Verfechtung Ihrer Sache finden. Ich will Ihnen mit meinem Rathe dienen, aber in der Gerichtssitzung zu erscheinen, dazu fühle ich mich nicht stark genug.“ Der alte Mann sah so abgemattet aus, daß ich mich jeder Bemerkung enthielt. In diesem Augenblicke kam Herr Tripiet; sein College ließ ihn die Zeitung lesen und wiederholte vor ihm seinen Entschluß; als er ihm aber einen andern Advocaten statt seiner vorschlug, antwortete ihm Herr Tripiet kalt: „Ich habe Niemand nöthig und werde meinen Klienten allein vertheidigen. Dies ist meine Pflicht und da-

von wird mich keine Rücksicht abbringen.“ So begann die Conferenz.

Während ich für mein Leben kämpfte, starb mein neugebornes Kind in den Armen seiner bejammerwerthen Mutter. Dieses Unglück hatte schreckliche Folgen für sie. Ich zählte darauf, das Kind werde sie nach meinem Tode in ihrem Schmerze trösten; die Sorgfalt, die es erheischen und die sie ihm mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit widmen würde, würden ihr das Leben noch wünschenswerth machen, aber nun wurde es ihr so schnell entzissen. Ich war in Verzweiflung. Als am andern Tage Lacroix-Frauville wieder zu mir kam, vermuthete er, die Furcht vor Verurtheilung sey die Ursache meiner Bestürzung und begann, mich mit einer Menge Gemeinplätze zu trösten. Als ich ihm aber die Nachricht von dem neuen Unglücke mittheilte, schloß er mich in die Arme und sagte: „Mein Gott! das ist zu viel auf einmal. Vergessen Sie den Augenblick, in dem ich mich so schwach gezeigt habe; ich werde Sie nicht mehr verlassen, ja ich werde Sie vertheidigen!“ Auch hielt er wirklich sein Wort auf eine ehrenvolle Weise, indem er in der Gerichtssitzung erschien und seinen Kollegen während der Debatten beistand.

Weit mehr, als mein Proceß, beunruhigte mich der Zustand meiner Gattin. Der Sohn, der ihr geraubt wurde, war der Gegenstand langer Wünsche gewesen. Ich hatte ihr nicht erlaubt, mich während ihrer Schwangerschaft in meinem Gefängnisse zu be-

suchen, da der düstere Anblick desselben einen schrecklichen Eindruck auf sie hätte hervorbringen können; aus demselben Grunde hatte man mir auch meinen Sohn nicht bringen dürfen. Alles, was man mir von ihrer leidenschaftlichen Zärtlichkeit gegen diesen erzählt hatte, machte mich für ihre Gesundheit zittern. Und wenn ich zum Tode verurtheilt würde, was sollte dann aus ihr in ihrem Elend werden? Sie theilte mit so vielen andern das Unglück, daß ihre ohnehin nicht zahlreiche Familie in Folge der Revolution zerstreut wurde oder verschwand. Ihr Vater war schon lange aus der Fremde zurückgekehrt, hatte aber eine zweite Frau mitgebracht, von welcher er Kinder besaß. Obgleich er ein trefflicher Mann war, so ließen doch die neuen Bande und Neigungen und seine Entfernung von Paris seine Tochter keine sehr kräftige Hülfe erwarten. Meine einzige Hoffnung ruhte auf dem Grafen Alexander von Larochefaucoult, einem Verwandten von ihr, der uns seit mehreren Monaten muthige Proben seiner Anhänglichkeit gegeben hatte.

Mitten unter diesen Besorgnissen wurde mir am 19. November die Eröffnung der Debatten angekündigt. Am 18. theilte man mir die Liste der Geschwornen mit. Es waren ihrer 36. Keiner derselben war mir bekannt. Man hätte doch sollen zwölf Männer aus denselben herauslesen können, welche so viel Gewissen und Aufklärung gehabt hätten, um der Erbitterung einer Partheiansicht und den Drohungen

der Gewalt zu widerstehen. Aber diese Liste bestand aus einigen Kaufleuten, aus Advokaten und zwei Mitgliedern des Staatsraths, ausser den ersten lauter Leute, deren Lage keineswegs unabhängig zu nennen war. Ich liess Abschriften von dem Verzeichniß machen und mehrere meiner Freunde beelerten sich, Erkundigungen über die in demselben Genannten einzuziehen und sie zu besuchen. Aber es war Sonntag und sehr schwer, zu ihnen zu kommen, und als ich am andern Morgen die Nachrichten durchlas, welche mir zugesickt worden waren, widersprachen sie einander so sehr, daß ich nicht wußte, wen ich annehmen oder zurückweisen sollte. Aber es war jetzt Zeit, in der Gerichtsversammlung zu erscheinen. Ehe ich in den Saal trat, in welchem die Geschwornen versammelt waren, ließ man mich in dem Cabinette des Präsidenten warten, wo sich ein Gerichtsdiener befand. Es war ein junger Mann, dessen Blicke mit lebhafter Theilnahme auf mir ruhten und mich über die Liste zu fragen schienen, die ich in der Hand hielt. „Lesen Sie mir die Namen vor,“ sagte er bewegt zu mir, „Ihr Schicksal hängt an diesem Papiere; ich kann Ihnen besser rathen, als irgend Einer.“ Bei jedem Namen sagte er: „der ist zweifelhaft und der schrecklich, streichen Sie ihn schnell aus.“ Kaum hatte er zwölf Namen gehört, als man mich in den Saal rief. Es war ein ehrfurchtgebietendes Schauspiel: eine Versammlung von 36 Personen, welche im Angesichte der Magistrate und des

Angeklagten dastanden, über dessen Schicksal 12 derselben entscheiden sollten. Ich ließ meine Blicke in dieser Versammlung umherlaufen und suchte Wohlwollen, wenigstens Unparteilichkeit auf den Gesichtern zu lesen; auch glaubte ich wirklich einige Theilnahme für mich zu entdecken. Ihre ernste Haltung, die gesenkten Blicke und die tiefe Stille, die in dem Saal herrschte, stößten mir eine Ruhe ein, die mit jeder Minute stieg. Die ersten Namen, die aus der Urne kamen, wies ich zurück, weil mir es mein wohlwollender Gerichtsdiener gerathen hatte, aber den dreizehnten, Hr. Héron de Villefosse, nahm ich an; meine Freunde hatten gute Nachrichten über ihn eingelesen und ich wünschte mir Glück, ihn zum Präsidenten des Geschwornengerichts zu bekommen. Auf seinen Namen folgte der Hr. Jurien's, den ich mit einem geheimen Widerwillen und einer Art von Vorgefühl annahm, daß er mir nachtheilig seyn werde. Wie sehr ich mich hierin täuschte, wird der Verlauf der Geschichte lehren. Doch, es ist hier nicht der Ort, solche Einzelheiten zu geben. Der erste Tag wurde mit Verhören zugebracht, der zweite dem Rechtsstreit meines Advocaten und der öffentlichen Parthei gewidmet. Es geschah im Angesichte einer zahlreichen Zuhdrerschaft, die nicht aus meinen Freunden bestand. Endlich, gegen 6 Uhr Abends, entfernten sich die Geschwornen, um ihre Meinung auszusprechen, als die Art und Weise, wie man die Fragen stellen sollte, die zwischen dem königlichen Advocaten

und dem meinigen verhandelt wurden. Dieser wollte sie so gestellt wissen: 1) Ist der Angeklagte der Verschwörung schuldig? 2) Ist er der Anmaßungen ungesetzmäßiger Gewalt schuldig? Es war klar, daß ich in der Verschwörung für nichts gelten konnte, da man sogar die Frage darüber bei dem Anfange der Debatten hatte bei Seite liegen lassen und wäre die Frage so gestellt worden, so hätten mich die Geschwornen freigesprochen. Zwar blieb noch die zweite übrig, welche mit Ja beantwortet wurde, aber die Todesstrafe wäre doch entfernt gewesen. Aber die Regierung wollte meinen Tod und dies war das ehrlose Mittel, dessen man sich bediente, um die Mehrzahl der Geschwornen zu gewinnen. „Nach einem großen Act der Gerechtigkeit,“ hatte man zu den Geschwornen gesagt (man verstand darunter die Verurtheilung des Marschall Ney), „ist es von großer Wichtigkeit, daß der König Gelegenheit finde, einen großen Act der Gnade zu vollziehen; die Politik und das Interesse des Monarchen erfordern dies. Sprechen sie daher die Todesstrafe gegen den Angeklagten aus und das Leben wird ihm geschenkt werden: dann ist der Gerechtigkeit Genüge geleistet, die Gesellschaft ist gerächt und die Gnade des Königs strahlt in ihrem vollen Glanze.“ So wurden die beiden Fragen in Eine zusammengezogen und den furchtsamen Geschwornen übergeben. Man führte mich in mein Gefängniß zurück. Mein Freund, Sainte-Rosier, welcher der Gerichtsitzung beigewohnt hatte, begleitete

mich. Ich hatte keine Hoffnung mehr, aber ich suchte die des trefflichen jungen Mannes noch zu verlängern. Nach einem sehr traurigen Mittagessen schlug ich ihm eine Parthie Schach vor und gewann sie gegen meine Gewohnheit, denn er war ein besserer Spieler als ich. Aber je später es wurde, desto mehr schwand seine Festigkeit und als man ihn um 10 Uhr hinausgehen ließ, zerfloß er in Thränen und konnte sich beinahe nicht von mir trennen. Ich blieb zwei tödtliche Stunden allein, denn erst nach Mitternacht holte man mich, um die Vorlesung meines Urtheilspruchs anzuhören. Die Erklärung des Geschwornengerichts war während meiner Abwesenheit vorgelesen worden; auch beobachteten die Gensdarmen, die mich oben an der Treppe empfingen und in das Cabinet des Präsidenten begleiteten, ein düsteres Stillschweben. Ich setzte mich wieder und indem ich sie mit Aufmerksamkeit betrachtete, las ich auf ihren Gesichtern mein Todesurtheil. „Nun,“ sagte ich zum Brigadier, „bin ich verurtheilt? Könnte ein Adjutant Bonaparte's freigelassen werden?“ Statt aller Antwort führte er mich vor die Richter. In dem ungeheuern, matt erleuchteten Saale herrschte tiefe Stille, Niemand rührte sich. Die Bänke waren noch mit Frauen besetzt. Vergebens suchte mein Blick unter dieser Menge ein wohlwollendes Gesicht, ein mitfühlendes Auge. Als ich ihn auf die Geschwornen richtete, sah ich einen Einzigen, der sein Gesicht mit dem Schnupftuch bedeckte. Es war Hr. Jurien. End-

lich gab der Präsident dem Gerichtsschreiber den Befehl, die Erklärung des Geschwornengerichts vorzulesen. Da ich mehr, als vor allem Andern, mich davor fürchtete, mir das Kreuz der Ehrenlegion abreißen zu sehen, hatte ich die Vorsicht gehabt, es nebst meinen andern Auszeichnungen vorher abzulegen. Die Richter entfernten sich, der Form wegen, auf einige Minuten; als sie zurückgekehrt waren, las der Präsident laut den Artikel aus dem Criminalcodex vor, der mich zum Tode verdammt. Glücklicherweise wurde die Formalität, mir das Kreuz der Ehrenlegion abzureißen, übergangen. Diese Beschimpfung allein hätte die Ruhe meiner Seele stören können. Die Einzelheiten, welche die Zeitungen gegeben haben, sind genau und ich wiederhole sie nicht. Um halb 1 Uhr stieg ich wieder in meinen Kerker hinab. In dem Korridor desselben begegnete ich dem Stocmeister, der mir entgegen kam und mich ruhig fragte. „Alles ist vorbei!“ sagte ich zu ihm. Da wich er zurück, wie wenn er einen tödtlichen Stoß erhalten hätte, und verschwand. Vor der Versammlung hatte ich mich zusammengenommen, aber die Nacht und die Einsamkeit sprachen meinen Ohren das furchtbare Wort: Todesstrafe vor. Die Bewegung meiner Seele äußerte sich zuerst in einem starken Ausbruch meines Unwillens. Ich ging mit großen Schritten auf und ab und appellirte an ganz Frankreich gegen die Ungerechtigkeit des Urtheils. Nach und nach beruhigte ich mich indessen und bald

wiegte mich ein tiefer Schlaf in eine süße Vergessenheit meines Unglücks.

Am folgenden Tage erhielt ich sehr glaubwürdige Nachrichten über das, was den Tag zuvor im Geschwornengerichte vorgegangen war. Der Präsident hatte die Beschuldigung mit unbeschreiblicher Erbitterung festgehalten. Hr. Jurien bestritt ihn mit großer Gewandtheit und die sechsständigen Debatten wurden so lebhaft und laut geführt, daß sie in großer Entfernung von dem Saale gehört wurden, in welchem die Geschwornen saßen. Endlich trug der Präsident, trotz den Anstrengungen Hr. Jurien's, den Sieg davon. Acht Stimmen von zwölf hatten sich gegen mich erklärt. Ich wollte sterben, ohne an den Cassationshof zu appelliren. Die Form war ohne Zweifel zu gut beobachtet worden, um hoffen zu können, daß das Urtheil zurückgenommen würde. Warum sollte ich zudem noch vierzehn Tage, ja vielleicht einen Monat lang zwischen Furcht und Hoffnung schweben? Warum mich unter der Begleitung des Cassenvolks und vielleicht unter dem Hohngeschrei der Royalisten auf das Schaffot schleppen lassen? Aber bei dem Gedanken an meine Frau und meine Tochter gewannen wieder andere Betrachtungen die Oberhand; dies war der einzige Zugang, auf dem ich der Verzweiflung offen stand. Zuerst mußte ich darauf denken, die schreckliche Nachricht an meine Gattin gelangen zu lassen. Ich schrieb zu diesem Zwecke an unsere alte Freundin, Madame von Bandeul, und

an die Prinzessin von Vandemont. Sie begaben sich beide zu ihr und die Trauerkleider, in denen sie erschienen, benachrichtigten sie von ihrem Unglück. Aber die Prinzessin von Vandemont, deren unerstickter Sinn für Alles sorgte, ließ durch meine Frau einen Brief an den Herzog von Duras, ersten Kammerjunker, schreiben, um eine Zusammenkunft mit dem König zu erhalten. Es war sehr zweifelhaft, ob diese Bitte gewährt würde; die Gemahlinnen Labedoyère's und Ney's waren abgewiesen worden. Indessen kam gegen alle Erwartung eine Stunde nachher die Erlaubniß an, im Schlosse zu erscheinen. „Der König erwartet Madame Cavallette in seinem Cabinette,“ war die Antwort. Sie setzte sich daher mit unserer Tochter in den Wagen der Prinzessin und stieg in den Tuilerien bei dem ersten Kammerjunker ab. Der Herzog von Duras nahm sie bei der Hand und führte sie durch die Hofleute hindurch, bis in das königliche Cabinet. Hier fiel sie Ludwig XVIII. zu Füßen, der zu ihr sagte: „Madame, ich habe ihren Besuch im ersten Augenblicke angenommen, um Ihnen einen Beweis meiner Theilnahme zu geben.“ Dies waren die einzigen Worte, die er sprach. Man hob sie auf und sie verließ das Cabinet. Aber die Worte des Königs waren gehört worden und gingen von Munde zu Munde, während Madame Cavallette wieder durch die Gänge schritt; ihr Schmerz, ihre Schönheit und der Adel ihrer Haltung, trotz der Niedergeschlagenheit, der sie zu erliegen schien, rührten

Jedermann, der sie sah. Man erinnerte sich daran, daß sie die Tochter eines Emigrirten sey und zweifelte nicht, daß ihr Gemahl begnadigt werden würde, da sie der König der Ehre einer Audienz gewürdigt hatte. Es sollte jedoch nicht so kommen.

---

Einrichtung des Marschall Ney. — Mein Urtheil wird vom Cassationshof bestätigt. — Antwort Ludwigs XVIII. — Härte der Herzogin von Angoulême. — Meine Gemahlin macht mir den Vorschlag, verkleidet zu entfliehen.

In meinem Kerker besuchten mich von Zeit zu Zeit einige Freunde, die mir treu geblieben waren, und brachten mir Trost. Unter diesen Herr Pasquier und Herr von Freville. Sie thaten alles, um mir vom Könige Begnadigung zu verschaffen. Besonders interessirte sich der Herzog von Ragusa sehr für mich, was ich nicht von ihm erwartet hatte, da ich wegen seines Betragens gegen den Kaiser im Jahr 1814 völlig mit ihm gebrochen hatte.

Doch hatte ich wenig Hoffnung. Ich sah, daß mein Tod, wie der des Marschall Ney, zum Beispiel dienen müsse. Er war durch seinen Ruhm bei der Armee der erste, ich war in den Augen des Hofes die wichtigste Person unter den Civilbeamten. Einen vormaligen Adjutanten des Generals Bonaparte, einen Vetter des Fürsten Eugen und der Königin von Holland, den Generaldirector der Posten während zwölf Jahren, und somit Verwahrer vieler Geheim-

nisse, die nach seiner Meinung erstickt werden mußten, konnte der Hof nicht begnadigen.

Während meiner Gefangenschaft wurde der Marschall Ney verurtheilt. Schon vor seinem Proceß hatte man die Wachsamkeit gegen ihn verdoppelt. Tag und Nacht standen drei Schildwachen unter seinem Fenster, ein Gendarme, ein Nationalgardist zu Pferd und ein Grenadier von der alten Garde, oder vielmehr ein Leibgardist, den man in diese Uniform gesteckt hatte, weil man den Truppen der alten Armee nicht traute. Alle Abende holte man den Marschall im Wagen ab, um ihn nach Luxemburg zu führen und den folgenden Morgen brachte man ihn in die Conciergerte zurück. Am 7. December kehrte er nicht zurück. Ich fragte den Kerkermeister, und dieser gab mir endlich auf meine dringenden Fragen die Antwort, der Marschall sey so eben hingerichtet worden. — „Auf dem Schaffot?“ fragte ich. — „Nein,“ antwortete er, „erschossen.“ — In einer Bewegung von Freude rief ich aus: „Er ist glücklich!“ Der arme Mann, der mich nicht verstand, glaubte, ich habe den Verstand verloren.

Indeß verstrich die Zeit. Einer meiner Advokaten schlug mir vor, ich solle das Urtheil des Cassationshofs nicht abwarten und mich ganz an die Gnade des Königs wenden. Ein solcher Schritt war mir zuwider. Auch war sein Colleague nicht dieser Meinung. „Will der König begnadigen,“ sagte er, „so wird er das Urtheil des Gerichtshofs abwarten, will er

dies nicht, so wird er ebenfalls warten, es ist daher besser, alles seinen natürlichen Gang gehen zu lassen.“

Endlich am 20. December wurde das Urtheil dem obersten Gerichtshof vorgelegt und — bestätigt. Herr Baudus, einer meiner Freunde, brachte mir die traurige Nachricht. Jetzt hatte ich nur noch drei Tage. In dieser kurzen Zeit mußte man es versuchen, zum Könige zu gelangen. Der Herzog von Nagusa übernahm dies. Der General Joy holte Madame Lavalette ab und führte sie auf Umwegen an den Eingang der Gallerie der Diana, wo sie den Marschall traf, der sie am Arm nahm und ihr die Schrift vorlas, die sie dem Könige überreichen sollte. Es war gerade Messe. Der ganze Hof war in der Kapelle und der König mußte durch diese Gallerie zurück, um sich in seine Gemächer zu begeben. Zum Unglück erkannte einer der Thürsteher meine Gemahlin, und da sich Niemand ohne bestimmten Befehl in der Gallerie aufhalten durfte, hielt er es für seine Pflicht, den Marschall zu bitten, Frau von Lavalette fortzuführen. „Madame bleibt,“ sagte der Marschall, „ich nehme alles auf mich.“ Indessen kam der Hof. Frau von Lavalette fiel dem Könige zu Füßen und überreichte ihm ihre Bittschrift. Der Fürst nahm sie und sagte: „Madame, ich kann nichts thun, als meine Pflicht.“ Hierauf entfernte er sich. Meine Gemahlin hatte noch eine zweite Bittschrift für die Herzogin von Angoulême. Als

der Herzog sie ungeschlüssig sah, trieb er sie an, der Fürstin nachzugehen und sie ihr zuzustellen. Aber der Herr von Angoult hielt sie mit ausgestreckten Armen und Händen zurück \*).

Das Wort des Königs benahm mir alle Hoffnung. Meine Gemahlin wollte noch einen letzten Versuch bei der Herzogin von Angoulême machen. Allein die Dienerschaft der Herzogin erkannte sie und erhielt auf ihre Meldung Befehl, Niemanden vorzulassen. Erschöpft setzte sie sich auf die steinerne Treppe und wartete hier eine ganze Stunde, in der Hoffnung, noch vorgelassen zu werden. Niemand wagte es, ihr ein Zeichen des Mitleids zu geben. Endlich entschloß sie sich, in meinen Kerker zurückzukehren, wo sie erschöpft und mit gebrochenem Herzen ankam.

Jetzt, da keine Hoffnung mehr zur Rettung sich zeigte, machte mir meine Gemahlin den Vorschlag, verkleidet zu entfliehen. Nach manchen Einwürfen, die sie aber alle entweder widerlegte oder ihren Plan darnach veränderte, ging ich um ihretwillen darauf ein. Ich sollte, wenn sie mich zum letztenmale besuchte, ihre Kleider anziehen und so aus dem Gefängnisse entkommen. Dann setzte ich mich in ihre

---

\*) Der Herzog von Ragusa fiel wegen dieser Verwendung für mich lange Zeit in Ungnade. Man hat mich versichert, daß ein Prinz, der nicht mehr lebt, sich in seinem Zorne so sehr vergaß, daß er sagte: „Er verdiente, auf die Galceren geschickt zu werden.“

Traghaise und ließ mich in die Strafe Saint-Peres tragen, wo mein Freund Baudus mit einem Cabriolet auf mich wartete, um mich in Sicherheit zu bringen, bis ich Frankreich ohne Gefahr verlassen konnte.

Meine Gemahlin erschien um 5 Uhr, begleitet von meiner Tochter. Sie trug ein Merinokleid, das reich mit Pelz verbrämt war. In ihrer Tasche hatte sie einen Weiberrock von schwarzem Taffet. Wir setzten uns jetzt zu Tische. Es sollte die letzte Mahlzeit in meinem Leben seyn. Die Bissen blieben mir im Munde hängen, wir sprachen kein Wort. So verging über eine Stunde. Endlich schlug die Glocke 6  $\frac{3}{4}$ . Sie schellte dem Kammerdiener, sagte ihm einige Worte ins Ohr und setzte dann laut bet: „Sorge, daß die Träger bereit sind, ich will gehen.“ Dann bat sie mich, schnell mich anzukleiden. Wir thaten dies hinter einer spanischen Wand, in weniger als drei Minuten waren wir fertig. Meine Gemahlin gab mir noch einige Lehren, welchen Gang ich anzunehmen hätte, wie ich Kopf und Arme tragen sollte, damit die Täuschung vollkommen sey. Jetzt ließ sich der Kerkermeister hören. Meine Gemahlin eilte hinter die spanische Wand. Die Thüre öffnete sich. Ich ging voraus, hinter mir meine Tochter. So kamen wir glücklich durch alle Wachen. Draußen traf ich die Traghaise, die mich auf den Quai der Goldschulde brachte. Hier erwartete mich mein Freund Baudus mit einem Cabriolet und führte mich in das Hotel des Ministers der auswärtigen

Angelegenheiten. Ich hatte unterwegs meinen weiblichen Anzug abgeworfen und eine Bedientenjackett angezogen. So galt ich für den Bedienten des Herrn Vaudus und gelangte wohlbehalten in einer Kammer im dritten Stock an, wo ich alle Bequemlichkeiten fand und Muse hatte, über meine Lage nachzudenken.

---

Meine Flucht aus Frankreich in Begleitung des Generals Wilson. — Ich gehe nach Baiern. — Meine weiteren Schicksale bis zu meiner Rückkehr nach Frankreich.

Ich war schon achtzehn Tage an diesem Ort, als mein Freund Vaudus mir endlich Nachricht brachte, daß sich Gelegenheit fände, Frankreich ohne Gefahr zu verlassen. Die Fürstin von Laudemont, die sich sehr für mich interessirte, bat den jungen Bruce und den General Wilson, für meine Rettung zu sorgen, was diese mit Freuden übernahmen. Sie verschafften mir die Kleidung eines englischen Gardeofficiers und so gelangte ich in Begleitung des Generals Wilson wohlbehalten über die Gränze auf das belgische Gebiet nach Mons. Hier trennten wir uns. Er kehrte nach Paris zurück, ich schlug den Weg nach Baiern ein.

Ich reiste unter dem Namen eines Obristen Lofsaak, der vom Herzog von Wellington Aufträge nach München und Wien habe. Ich hatte zu Mons ein schlechtes Cabriolet gekauft, aber bei meiner angegriffenen Gesundheit konnte ich des Tags nicht über

20 französische Melten machen. Ich langte indessen wohlbehalten in Worms an, wo ich durch die Zeitungen erfuhr, daß man meine Gemahlin in der Concergerie zurückbehalten und den General Wilson mit seinen Gefährten verhaftet habe. Ich war in Verzweiflung und entschloß mich, nach Rußland zu gehen und den Kaiser Alexander um Gnade für meine Gemahlin und meine Freunde zu bitten. Ich eilte deshalb nach Mannheim, um mir von der Großherzogin von Baden, die mit meiner Gemahlin Geschwisterkind war, einen Brief mitgeben zu lassen. Sie war nicht anwesend und die Nachrichten meines Wirths überzeugten mich von der Nothwendigkeit, das strengste Incognito zu beobachten. Der Großherzog hatte verboten, keinen französischen Flüchtling passiren zu lassen, weniger aus Nebelwollen, als aus Furcht, die französische Neglerung vor den Kopf zu stoßen. Ehe ich jedoch von Mannheim abreiste, schrieb ich noch an die Großherzogin und setzte dann meinen Weg fort: gerade durch Würtemberg, was sehr gewagt war, da mich der damalige König zweifelsohne hätte verhaften lassen. In Baiern angelangt, war ich endlich in Sicherheit.

Als der König von Baiern meine Entweichung aus der Concergerie erfuhr, hatte er zu dem Fürsten Eugen gesagt: „Er kann zu mir kommen, ich werde für ihn sorgen.“

Ich ging also nach München, wo ich sogleich dem Baron von Arnay, den Secretär des Fürsten, von

meiner Ankunft benachrichtigte und ihn bat, mich zu besuchen. Er sandte mein Billet dem Fürsten, der gerade an diesem Tage beim König speisete und kam dann. Nach dem Essen theilte man dem König die Nachricht meiner Ankunft mit. Man hatte mich schon in Amerika geglaubt. Der König nahm mich unter seinen besondern Schutz und überhäufte mich mit Wohlwollen. Ich lebte anfangs in Freisingen, hierauf zu Starnberg und in der Nähe, zuletzt unter einem falschen Namen in München. Dies hatte man jedoch bald in Paris erfahren und verlangte förmlich, mich nicht länger zu dulden. Ich entschloß mich, mich zu Eugen nach Eichstadt zu flüchten, von wo ich mich nach einigen Jahren nach Augsburg zu seiner Schwester, der Herzogin von St. Leu, begab, wo ich das letzte Jahr meiner Verbannung zubrachte.

Endlich nach sechsjähriger Abwesenheit von meinem Vaterlande durfte ich wieder zurückkehren. Ich kehrte nach Paris zurück, wo ich ganz in der Zurückgezogenheit lebe, vergessen von den meisten meiner alten Freunde, aber auch von der Polizei, die mir viel Verdruf hätte machen können.

Meiner Gemahlin hatte ihr Aufenthalt in der Concergerie und die etwas harte Behandlung eine Krankheit zugezogen, deren Folgen ihr noch jetzt fühlbar waren. Auch nachdem sie sich wieder erholt, war eine tiefe Melancholie zurückgeblieben. Doch war sie noch immer sanft und lebenswürdig. Meine Tochter hatte sich inzwischen an einen jungen, sehr

achtungswerthen Landeigenthümer in Auvergne, Herrn von Forget, verheirathet, wo sie glücklich und geachtet lebt.

Wir leben des Sommers auf dem Lande, wo es meiner Gemahlin sehr gefällt. Ich habe das erste Gut, meine Unabhängigkeit, bewahrt, ich beziehe nach einer langen, meinem Lande gewidmeten, Laufbahn keinen Gehalt, keine Pension, keine Entschädigung. Der Freiheit sind meine Wünsche, die vielleicht nie erhört werden, dem Andenken einer großen Zeit und eines großen Mannes meine Erinnerung geweiht.

Auszüge aus den Memoiren des Herrn  
Theodor Anne über Carls X. Hof und  
Regierung.

Am Hofe wird Alles mit einer steten Gleichförmigkeit betrieben; was heute geschah, geschieht morgen wieder, und wie eine Gottheit wird derjenige verehrt, der vollkommen in das Hofleben eingeweiht ist. So sehr hat dort Alles seine Zeit, daß sogar die Wachen auch bei außerordentlichen Gelegenheiten nicht vor der bestimmten Stunde in's Gewehr treten würden.

Einige Minuten vor zehn Uhr des Morgens kam täglich ein Huissier in seinem rothen, goldgestickten, in einen Schwalbenschwanz auslaufenden Rocke, im Arme einen Federnhut, wie ihn die Generale tragen, in den königlichen Saal, um von dem Dienst habenden Brigadier einen Gardisten zu verlangen. Dieser mußte mit angezogenem Gewehre hinter ihm in die Küche marschiren, wo sie das Frühstück für den König in einem verschlossenen Korbe fanden, und von wo aus in folgender Ordnung der Rückweg angetreten wurde: Zuerst kam der Huissier, dann zwei Hofbedienten mit dem Korbe und zuletzt der Gardist,

immer das Gewehr in der Hand. Sobald sie an dem Saale angekommen waren, öffnete der daselbst befindliche Thürsteher die beiden Flügelthüren desselben, und der Huissier rief mit lauter Stimme: „Meine Herren, das Frühstück des Königs!“ worauf sich Alles erhob und so lange stehen blieb, bis der Zug vorüber war. Bei der Galerie de Diane angekommen, verabschiedete der Huissier den Gardisten, dessen außerordentlicher Dienst sich hier endigte, mit einem tiefen Complimente.

Fünf Minuten vor eilf Uhr trat man vor dem Dauphin, dessen Gemahlin und dem Capitaine des Gardes in's Gewehr, welche den König zur Messe abholten. Der Marschall Generalmajor war in der Regel nur des Sonntags bei dieser Parthie. Um halb zwölf Uhr kehrten die hohen Personen in ihre Gemächer zurück.

Um halb 6 Uhr kam der Huissier wieder und sagte zu dem Brigadier: „Einen von den Herren, wenn ich bitten darf“, worauf dieser Einen von der Garde kommandirte, welcher jenem zu folgen hatte, um das Essen des Königs zu holen, was nun mit demselben Ceremoniel, wie am Morgen, geschah. Einige Augenblicke später holte der Huissier schon wieder „drei von den Herren“, die mit ihm in die Küche gingen und von da mit angezogenem Gewehre in dieser Reihenfolge den Marsch antraten: voraus der Huissier, dann ein Gardist, diesem folgten zwölf Bedienten, alle hinter einander, von denen jeder eine bedeckte

Platte trug, die beiden andern Gardisten schlossen den Zug. Es erfolgte die gleiche Begrüßung, wie des Morgens, vor dem königlichen Mittagessen, und eben so die nämliche Verabschiedung durch den Huissier an die Gardisten, die nun ihre Gewehre wieder umhingen.

Dieser Akt der Etikette schrieb sich noch von Ludwig XIV. her; bei der Restauration hatte man ihn wieder in Wirkung treten lassen, und obwohl man später das Lächerliche dieses Gebrauchs einsah und davon die Rede war, ihn abzuschaffen, so blieb es doch immer dabei. Die Herren Huissiers bestanden nämlich auf dessen Beibehaltung, als dem einzigen und edelsten Vorrechte ihrer Dienstverrichtungen, und so ließ sie der erste Haushofmeister gewähren.

Fünf Minuten vor 6 Uhr trat man vor der Dauphine und der Herzogin von Berry, welche sich zum Mittagessen begaben, unter Gewehr. Eben so bei deren Rückkehr um 8 Uhr.

Um halb 9 Uhr gingen der Capitaine des Gardes und der Marschall Generalmajor vom Dienste zum Könige, um die Parole zu holen, die alsdann um 9 Uhr ausgegeben wurde. Damit war das Tagewerk vollendet man machte die Bettstellen zurecht, wickelte sich in seinen Mantel und überließ sich der Ruhe.

Im Marschalls-Saale wurde die Wache nicht weniger inkommodirt. Um 8 Uhr gingen der Herzog

von Bordeaux und Mademoiselle zum König, um 9 Uhr kamen sie wieder zurück. In den Wochentagen um 11 Uhr, und am Sonntage um 12 Uhr, besuchte der König die Messe, von welcher er nach einer halben Stunde zurückkehrte. Um halb 6 Uhr besuchten die Kinder von Frankreich den König noch einmal und blieben bis zum Mittagessen bei ihm. Um 9 Uhr wurde die Parole ausgegeben; war aber Abendunterhaltung bei Madame, wo der König durch den Marschalls-Saal ging, so mußte man aufbleiben, bis derselbe zurückgekehrt war.

---

Der ruhigste Posten war der im Pavillon Marsau, wo man nur einmal des Morgens vor Mademoiselle und einmal Abends bei der Parole in's Gewehr trat.

---

Bei der Dauphine hingen Beunruhigungen dieser Art von den mehr oder minder häufigen Besuchen Seiner Königlichen Hoheit ab.

Alle Morgen schickte sie durch den Huissier vom Dienste ein Journal, nämlich die Quotidienne, auf die Wache. Dieses Blatt wurde sogar während des Ministeriums Billéle, wo es zur Opposition gehörte, durch kein anders ersetzt.

---

Bei dem Dauphin trat man des Morgens um 11 Uhr und des Abends um 6 und 8 Uhr vor seiner Person, und dann um 9 Uhr zur Parole unter Gewehr.

Das Tagblatt, welches der Prinz alle Morgen zuerst las, war der Courier françois.

Die Woche über war zu der Zeit, wo der König den Marschalls-Saal passirte, um sich in die Capelle zu begeben, fast Niemand in demselben, während sich des Sonntags Alles daselbst drängte. In der Zeit zwischen elf und ein Uhr wurde das Auge wahrhaft müde von dem Anblicke der prachtvollen Uniformen und Höfcostüme, die sich hier unter einander mengten und in verschiedenen Richtungen kreuzten, theils um sich zu dem Könige zu begeben, theils um die Gemächer von Madame aufzusuchen.

### Der Marschalls-Saal an einem Sonntag-Morgen.

Der Marschalls-Saal ist jenes große Gesellschaftszimmer, welches über dem Bogen liegt, der den Hof der Tullerien von dem Garten trennt und die Aussicht auf den Glockenthurm gibt. Seinen Namen hat er von den Portraits der noch lebenden Marschälle, die in demselben aufgehängt sind.

Hier ist eine Abtheilung der Garde-du-Corps aufgestellt, von welcher zwei Schildwachen, mit ängstlicher Ungeduld die Viertelstunden zählend, den Saal auf- und abschreiten, während die Uebrigen, um zwei ungeheure Defen gelagert, lustig über Tagesneut-

keiten plaudern. Diese Eintönigkeit wird nur zu gewissen Stunden unterbrochen, einmal durch die Kinder von Frankreich, wenn sie dem König ihre Aufwartung machen, und dann durch Seine Majestät selbst, wenn sie sich in die Messe begibt.

Indessen rückt die Zeit vor, und der Saal fängt an, sich mit Neugierigen zu füllen. Es ist übrigens nicht der ausgewählte Theil der Gesellschaft, welcher an Sonntagen die Ballustraden des Marschalls-Saales umwogt, denn dieser begibt sich gleichfalls in die Capelle, und sucht wo möglich ein gnädiges Lächeln des Monarchen oder das Kopfnicken einer Prinzessin zu erhaschen, später drängt er sich dann in den Saal des Staatsraths oder schleicht auf der Glasgalerie herum, und überläßt dem Bürger, Provinzialisten oder dem Militär der Garnison den Marschalls-Saal.

Die Schildwachen haben inzwischen, das Gewehr im Arm, ihre Plätze eingenommen, plötzlich hört man sie mit ihren Absätzen die drei Stöße geben, eine Ehrenbezeugung, die nur Personen vom höchsten Range zukommt. Doch wer sind diese Herren? Betrachten wir sie näher! An jener wichtigen Miene, dem leichten Gange, diesen häufigen Bücklingen und einem ihm besonders eigenen englischen Anstrich erkennen wir den Herrn von Pöllignac. Ihm zur Seite, jedoch etwas entfernt, in dem langen Rocke sehen wir jenen Liebling der Congregation, den Verschmäher der constitutionellen Aemter, Herrn

Courvoisier. Der Herr mit den gemeinen Manieren und diesem flachen schmutzigen Haare ist Herr von Montbel. Mitten durch sie schlüpft mit Schnelligkeit, als fürchte er, erkannt zu werden, Herr von Bourmont. Aber wer ist jene in die Cravatte halb versenkte Excellenz? Das abgeschabte Kleid, dessen Stickerei gegen die glänzenden goldbedeckten Uniformen seiner Collegen gewaltig absticht, läßt einen sehr ökonomischen Mann erkennen, der, schon einmal Minister, in der Gewisheit es wieder zu werden, dasselbe bis dahin aufsparte, mit einem Worte, es ist Herr von Chabrol. Hinter diesem kommt den Kopf hoch tragend, mit selbstzufriedener Miene und der Eleganz eines von den jungen Herzoginnen der nobeln Vorstadt Begünstigten, jener Minister, in dessen Hände das Schicksal der Marine gelegt ist, und der von den Schiffsbefehlshabern „geheime und vertrauliche Berichte“ verlangte, nämlich Herr von Hauffez, welchen wir Bordeaux, wie früher Toulouse den Herrn von Montbel, zu verdanken haben, nur damit das Ministerium seit 1815 nicht ohne Gascogner bliebe.

Ein heimliches Lächeln begleitet die Schritte eines mageren ausgetrockneten Menschen, der in der Kleidung eines Deputirten vorübergeht. „Il ne le fera plus“ \*) höre ich Jemand ganz leise sagen, und er-

\*) Faira statt fera. Eine Abänderung, welche Herr Strieys de Mayrinhae vorschlug und in der Aussprache auch stets befolgte.

kenne nun den Herrn Sirieys de Mayrinhac. Jetzt werden wir einen Mann gewahr in der Uniform eines Staatsministers mit zwei großen Ordensbändern, dem der Ehrenlegion und dem spanischen von Carl III.; man beeilt sich, ihn zu begrüßen, wobei aber eine Art von Unruhe nicht zu verkennen ist, gleichsam als seye damit eine Gefahr verbunden, der man sich aber doch nicht ungerne aussetze. Sein feiner Anstand und sein freundliches Lächeln, das eine Art von Ironie nicht verbergen kann, beweisen hinlänglich, daß er die Hofintriguen nicht zu fürchten habe, und scheinen zu sagen: Ihr begrüßt in mir den Minister des künftigen Monats. Schnell ist er verschwunden, doch wer ist er? höre ich fragen; es ist ein Mann von Ehre, Geist und Talent, der Verfasser der „franchises electorales“, der Mann, an welchem das Vorhaben Herrn von Polignac's, die Censur einzuführen, scheiterte, und den die Hofleute als den wahrscheinlichen Nachfolger des gegenwärtigen Ministers bezeichnen, es ist — Herr von Martignac.

Je mehr nun die Mittagszeit heranrückt, desto mehr nimmt der Schwarm der Höflinge zu, man drängt, drückt und stößt sich, bis zuletzt ein Gewühl, ein völliges Durcheinander entsteht. Mitten darinnen erblickt man jene gold- und silbergestickten Uniformen, jene hohen Staatsämter, welche den reichen Schatz der Stellen und Gehalte in Verwahrung haben.

Seht hier diese großen Männer in ihren rothen gestickten Kleidern, mit den weißen Federhüten, dem

Zeichen ihrer hohen Würde; das sind die Kammerherrn und die Haushofmeister. Wie sie sich spreizen! In welchem Tone sie sprechen! Warum sollten sie aber auch nicht stolz auf eine solche Charge seyn! Ist es doch so ehrenvoll, Haushofmeister zu seyn, und so angenehm, ein rothes gesticktes Kleid zu tragen!

Jene himmelblauen Kleider von gleicher Verbrämung bezeichnen das Kammerpersonale. Von dem Herzoge von Namont bis zum Garderobjungen tragen alle dieses Tuch, und nur die Stickerei unterscheidet die verschiedenen Grade dieser reichen Kivree.

Die Ceremonialbeamten haben violette, die der Jagd grüne, und die des Stallwesens blaue Uniformen. Während dieser Zeit ist die Garde unter Gewehr gerufen worden und hat ein Spalier gebildet. Mitten durch gehen, diese Gelegenheit benützend, als gebühre ihnen diese Ehre, zwei mit dem blauen Bande geschmückte Prälaten, die, obwohl sie als Nebenbuhler sich zuverlässig nicht leiden mögen, ganz vertraulich Arm in Arm gehen — bei Hofe eine nicht seltene Erscheinung! Der kleinere von ihnen, mit dem watschelnden Gange und dem kalten stolzen Aussehen, ist Herr Frayssinous, jener Abbé, welchen die Congregation innerhalb drei Monaten zum Bischoffe, Patr, Grafen, Minister und zum akademischen Mitgliede gemacht hat, er ist es, der auf der Rednerbühne die Existenz von Jesuiten geläugnet, für welche er doch noch an demselben Abende Andachtsbildchen

(agnus dei) im Billard gewann. Man erzählt von ihm, daß, da er als Führer der Pfründenliste den würdigsten Prälaten zum Nachfolger des Cardinals de la Fare zu bezeichnen gehabt habe, er in aller Demuth und Bescheidenheit seine eigene Person der Wahl des Königs empfohlen habe, und so erwartet er nun den römischen Purpur, den Gegenstand seiner heißesten Wünsche, mit Ungeduld, was auch sehr verzeihlich ist, wenn man bedenkt, wie wenig die Bischöffe bei Hofe gelten, wo sie ganz von den Cardinälen verdrängt und nur etwa wie ein General oder Präfect im Range angesehen werden.

Der andere von den Beiden ist der Großalmosener von Frankreich, Cardinal Fürst von Croi, dessen erlauchtes Aeußere den Ausdruck von Zufriedenheit nicht verkennen läßt, die er über seine hohe Geburt empfindet, welche ihm, in Ermanglung eines geistigen Uebergewichtes, den Vorrang vor dem Aelbeyer Frayssinous sichern soll.

Mit dem Schläge 12 Uhr öffnen sich die beiden Flügelthüren des blauen Saales, und die helle wiederertönende Stimme des Schweizers verkündigt die Ankunft des Königs.

Zuerst kommen nun eine Menge Lakayen, Huiffiers, Kammerjunker des Dauphins, dann ein Page, und endlich der Prinz in Begleitung der Herzoge von Guiche und von Damas-Crux. Ihnen folgen wieder Huiffiers, Stallmeister, Edelleute, Adjutanten, Marschälle, Großofficiere und zuletzt — der König.

Doch wer sind jene beiden Figuren, die sich jetzt noch zeigen? Das sind Homer und Achill, oder mit andern Worten: Guernon-Ranville und der Herzog von Aumont. Mein Gott! Wie doch Alles altert auf dieser Welt! Das ist nicht mehr jener glänzende Cavalier, der im Jahre 1815 träumte, er habe die Normandie mit Herrn von Guernon erobert, und sich darüber, daß er keinen Widerstand gefunden, wieder tröstete, als er die Verse jenes theuern Adjutanten mit so vielem Enthusiasmus singen hörte, und den Räuber Bonaparte beklagte, daß er nicht unter ihm habe dienen wollen. Er ist jetzt ein kleiner, äußerst magerer und krüppelhafter Greis geworden, der seinen von der Sicht gelähmten Fuß nachziehend, sich mühsam unter seiner Perücke einerschleppt.

Die Dauphine und die Herzogin von Berry mit ihrem Gefolge schließen diesen Zug, der sich in die Glasgalerie verliert. Man kommt in der Capelle an, deren Stühle von den vornehmsten oder elegantesten Damen von Paris besetzt sind. Der Geistliche beginnt, nachdem er zuvor den Altar und dann den König begrüßt hat, die Messe, und die Künstler der Hofcapelle, so wie fast alle Mitglieder der königlichen Theater, stimmen die heiligen Gesänge an; gute Leute, denen man bei Lebzeiten das Lob Gottes zu singen erlaubt, vor denen sich aber nach ihrem Tode die Kirchthüren verschließen.

Nach Verfluß von einer halben Stunde beginnt

der Zug wieder, und zwar in derselben Ordnung, nach dem Marschalls-Saale, von wo aus sich alsdann der Schwarm, den Anhänglichkeit oder Neugierde herbeigeführt, verläuft, indem Jeder dem Andern seine gemachten Beobachtungen über dieses glänzende Schauspiel mittheilt.

---

Die Glasgallerie dient zur Verbindung mit der Capelle, und wurde im Jahr 1815 erbaut, um Ludwig XVIII. den Weg dahin zu erleichtern, der vorher mit der Beschwerlichkeit des Auf- und Absteigens vieler Treppen verbunden war. Die Gebrechlichkeit des Königs hatte diese Arbeit eben so nöthig als dringlich gemacht.

In der Woche stand hier kein Posten, aber des Sonntags wurde daselbst eine Reihe, aus Garde-du-Corps und Garde zu Fuß zusammengesetzt, aufgestellt, und zwar so, daß sie von der einen Seite mit dem im Marschalls-Saale, und von der andern mit dem in der Capelle aufgestellten Posten in Verbindung war.

Am Ende der Glasgallerie und an der Thüre zu dem königlichen Stande stand außerhalb ein Gardist zu Fuß. Innerhalb des Standes, auch wenn er geschlossen war, stand an derselben Thüre ein Wachtmeister der Garde-du-Corps Wache. Zwei Garde-du-Corps standen immer innerhalb Wache, der eine vor der Thüre, welche in den Staatsstatts-Saal

führte, der andere vor der, welche an die Stühle links sitzt. Ferner war an jedem Stuhl ein Gardist aufgestellt, dessen Instruction dahin lautete: Niemand denselben betreten zu lassen, außer diejenigen Damen, welche von dem Capitän des Dienstes unterzeichnete Billets vorzuweisen hätten, und nicht zu dulden, daß der König oder die Prinzen von ihnen sorgnettirt würden. Der Generalstab wachte über die Vollziehung dieses letztern Theils der Instruction besonders genau, und die Nichtbefolgung wurde manchmal mit Arrest bestraft.

Unten in der Kirche standen zu beiden Seiten des Hochaltars zwei Gardisten, und zwei am Eingange zum Chor. Ein Brigadier kommandirte diesen kleinen Posten.

Bei der Ankunft des Königs trat man unter Gewehr und blieb so lange stehen, bis der Priester in den Altar trat, wo man alsdann das Gewehr zu Fuß sich niederließ; einen Augenblick vor der Aufhebung wurde das Gewehr wieder erhoben und mit gebeugtem Kniee so lange präsentirt, bis die Wandlung vorüber war. Nachdem man wieder geruht hatte, wurde das Gewehr zum drittenmal bei dem Domine salvum fac regem erhoben und bis zu dem Augenblicke behalten, wo Seine Majestät die Capelle verließ.

---

Das Ceremoniel des Clerus war folgendermaßen angeordnet: Sobald der König seinen Platz in der

Kirche eingenommen hatte, kamen der Priester und die Messdiener in Procession aus der Sacristei hervor und begaben sich zu dem Altare, vor dem sie sich verbeugten, dann wandten sie sich gegen den König und grüßten ihn ebenfalls mit einer tiefen Verbeugung, worauf die Messe begann. War diese zu Ende, so entfernten sie sich unter dem gleichen Ceremontiel.

---

Der Dauphin kam zuerst in die Capelle, dann der König mit den Prinzessinnen. Seine Majestät verbeugte sich vor dem Altare, und übergab dem Großalmosenier ihren Hut, welchen dieser dem gewöhnlichen Almosenier überließ und von diesem dagegen das Messbuch des Königs empfing, welches er sofort Seiner Majestät überreichte.

---

In dem königlichen Stande fanden nur die Großofficiere der Krone, die bei den Prinzen angestellten Officiere, der Capitän vom Dienste, der Major des Gardes und einige Hofleute Platz; die Uebrigen warteten in der Seitengallerie des Staatsraths das Ende des Gottesdienstes ab, und so nahe diese Herren auch dem Orte waren, wo die hohen Herrschaften ihr Gebet verrichteten, so beschäftigten sie sich doch größtentheils mit andern Dingen, als mit der Religion.

---

Dagegen war der Anblick des übrigen Theils der Höflinge, welche sich auf der Emporkirche unter den

Augen ihres Herrn befanden, um so erbaulicher. Man hätte geschworen, die größte Reinheit der Sitten und die gewissenhafteste Frömmigkeit herrsche bei diesen vergoldeten Automaten, wenn man sah, wie sie sich auf die Brust schlugen und mit welcher tiefer Zerknirschung sie dem Priester antworteten, denn die Messe wußten diese Herren auswendig. — Es ist wahr, die Welt hat ihre Ausschweifungen erfahren, man kannte ihre Lebensart, ihre Maitressen, man sah die würdigen Nachkommen jener Wüstlinge zur Zeit der Regentschaft öffentlich in unsern Theatern in Gesellschaft jener Opernmädchen (wie sie sie selbst nannten); allein diese weltlichen Gedanken hatten darum keinen Einfluß auf ihr Benehmen am Morgen. Vielleicht baten sie im Voraus Gott für die Fehler um Verzeihung, welche sie später zu begehen im Sinne hatten, in jedem Falle war es ihnen nicht allein darum zu thun, sich, wie die Höflinge Ludwigs XIV., durch das Beten bei dem Könige beliebt zu machen, sie waren auch aus Ueberzeugung fromm. So hielten sie z. B. bis an ihr Ende fest an dem Gebot: „Du sollst kein Blut vergießen.“ Darum vergaßen sie auch im Juli 1830, nachdem sie die Nothwendigkeit jenes Staatsstreiches gepredigt und die Schrecken des Bürgerkrieges über Frankreich hereinbeschworen hatten, sich um den zu stellen, welchen sie ihren Herrn nannten, aus Furcht, ihn vertheidigen zu müssen.

---

Nach der Messe begab sich zuerst der Dauphin mit seinem Gefolge aus der Kirche, nachdem er zuvor den Altar und dann den König begrüßt hatte; ebenso beugte sich Seine Majestät vor dem Altare und grüßte dann im Weggehen die Prinzessinnen, welche mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung für diese Ehre dankten und dann ebenfalls die Capelle verließen.

Waren Damen in den Stühlen, so grüßte sie der König beim Kommen und ebenso beim Gehen.

---

Alle Sonntage wurde die Messe mit Musik begleitet, welche die ersten Künstler der großen lyrischen Theater ausführten. Ihr Gehalt belief sich, wie ich glaube, auf 1500 Franken jährlich; ebensoviel hatten diejenigen Mitglieder der Capelle, welche zugleich bei der Kammer angestellt waren. Außerdem erhielten sie noch jedes Jahr Geschenke von dem Könige.

---

An den höchsten Festtagen, wie z. B. an Weihnachten, Ostern, Pfingsten u. s. w., war immer Hochamt in dem Schlosse. An dem letztern dieser Tage war noch zugleich das Fest des heiligen Geistes, wo die Ritter des königlichen Ordens mit dem blauen Bande, welche der König gewöhnlich an diesem Tage ernannte, bei Hofe erschienen und den in den Statuten vorgeschriebenen Eid ablegten.

Am Pfingsttage 1830 (den 30. Mai) dauerte die

Messe  $2\frac{1}{4}$  Stunden. Die Aufnahme war besonders groß. Man zählte damals unter den neuen Ordensrittern den Herzog von Nemours, welcher sein 15tes Jahr erreicht und demnach als Prinz von Geblüte Anspruch auf diese Würde zu machen hatte, ferner den Erzbischoff von Paris, den Grafen von Cossé u. s. w.

---

Alle Sonntage wurde außerdem Vesper in dem Schlosse gehalten; dieselbe fing um halb 6 Uhr an und hörte jedesmal einige Minuten vor 6 Uhr auf. Die Geislichkeit war in diesem Punkte ausnehmend präcis; man wußte nämlich, daß der König um 6 Uhr speiste, und ich habe nie gesehen, daß durch diesen Gottesdienst die Rechte des Magens im mindesten gefährdet worden wären, eine Aufmerksamkeit, die man damals bei allen Ständen antraf.

---

In der Fastenzeit wurden in der Woche drei Predigten gehalten, nämlich am Sonntage, Dienstag und Donnerstage. Der König nahm alsdann unten in der Capelle der Kanzel gegenüber seinen Platz. Unter der Kanzel standen zwei Schildwachen von der Garde-du-Corps mit Gewehr bei Fuß. Die Predigt dauerte ohngefähr eine Stunde. Während meiner ganzen Dienstzeit hatte ich nicht ein einzigesmal das Glück, einen guten Redner zu hören. Die Seiten eines Massillon, Bourdaloue und Fléchier liegen

weit hinter uns. Freilich war die Ehre, vor dem Könige predigen zu dürfen, nur sehr schwer zu erlangen, und überall, wo die Cabale freies Spiel hat, wird sie das bescheidene Verdienst ferne halten.

Massillon sprach die Wahrheit unverhohlen gegen Ludwig XIV. und seinen Hof aus, anders hielt es die Geistlichkeit der Tuilerieen, die, zu sanft und zu nachsichtig gegen die Laster des Hofes, sich damit begnügte, gegen Rousseau, Voltaire, und besonders gegen alle liberale Ideen loszudonnern, was ihren gewöhnlichen Text ausmachte.

Wenn man bemerkte, welches achtungsvolle Stillschweigen die Geistlichen über das Benehmen jener vergoldeten, mit den prunkvollsten Titeln gezierten Gliedermänner beobachteten, so hätte man eher glauben sollen, dieselben hätten sich zu jener Höhe der Frömmigkeit emporgeschwungen, mit welcher ihnen ihr Oberhaupt vorgelentet, als daß sie mit ihrer Gleichnerei Handel trieben und ein Gewerbe daraus machten.

Nie hörte man aus dem Munde eines Priesters ein Wort über jenen unersättlichen Durst nach Ehrenstellen und Reichthum, der Frankreich so viel kostete, bis endlich jene unerhörte Verschwendung durch kraftvolle parlamentarische Einsprache gebrandmarkt wurde.

---

Von der Kirche kann ich füglich zum Hoftheater übergehen, um so mehr, da beide Lokale an einander fließen. Es wurden nur selten Vorstellungen daselbst

gegeben, nämlich blos bei besondern Feierlichkeiten; an den Fleischtagen spielten die königlichen Theater.

Zuweilen wurde bei Madame gespielt, aber dann richtete man blos ein kleines Theater im Speisesaal Ihrer Königlichen Hoheit dazu ein.

---

Die Logen des Parterre's und der zweiten Gallerie des Hoftheaters waren für die bei Hofe nicht präsentirten Personen, die erste Gallerie hingegen, welche zu beiden Seiten sich amphitheatralisch erhob, für die Damen bestimmt, welche bei Hofe Zutritt hatten. In der Mitte war die königliche Loge, links von ihr der Platz für das diplomatische Corps. Das Parterre war für Militärs und anständig gekleidete Leute bestimmt; hier wimmelte Alles untereinander, Patr's, Marschälle, Deputirte, Generale und andere Officiere. Dies gewährte einen etwas republikanischen Anblick, worauf sich aber auch Alles beschränkte.

Das Beifallklatschen war ausdrücklich verboten, wenn nicht der König selbst das Zeichen hiezu gab. So erinnere ich mich noch, daß im Jahr 1817, als bei der Aufführung eines Stückes zur Vermählungsfeyer des Herzogs von Berry ein Einzelner eine Strophe von Désaugiers beklatschte, diese Verletzung der Etikette eine ungeheure Bewegung in der Versammlung hervorbrachte. Durch lautes Zischen legte man ihm Stillstschweigen auf, und Aller Blicke richteten sich nach

der königlichen Loge, um zu sehen, wie Seine Majestät diesen Vorfall aufzunehmen geruhe. Als man aber sah, daß Ludwig XVIII. darüber lächelte, so theilte sich dieses Gefühl der ganzen Gesellschaft mit und versetzte dieselbe in die beste Laune. Der arme Provinzialist, die Ursache dieser Unterbrechung, wurde von seinen Nachbarn gelinde zurechtgewiesen, die ihn sicherlich zur Thüre hinausgeworfen hätten, wenn der König nur die Stirne gerunzelt hätte.

Das erste Kind, welches dem Herzoge von Berry geboren wurde, war bekanntlich nicht lebensfähig (unter 7 Monate alt) und starb nach wenigen Tagen. Später wurde die Herzogin von einer Prinzessin entbunden.

Da nun in Frankreich nach dem fallischen Gesetze das weibliche Geschlecht von der Thronfolge ausgeschlossen ist, so erlaubte sich einmal ein Höfling die Bemerkung gegen Ludwig XVIII.: „Aber Sire, wenn der Herzog von Berry ohne männliche Nachfolger bleiben sollte, so wird, da seit Philipp V. die spanische Linie auf die Erbfolge verzichtet hat, der Herzog von Orleans einst als legitimer Thronerbe König von Frankreich werden.“

„Man lasse diesen Gegenstand künftighin unberührt,“ antwortete der König barsch, und der unberufene Trager, der über diese königliche Aufwallung

ganz erstaunt war, ließ sich nie mehr einfallen, des Königs Ansicht hierüber zu erforschen.

Der König ging fast alle Abende von 9 bis halb elf Uhr zur Dauphine, wo sich die Cavaliere vom Dienste und einige besonders dazu eingeladene Personen zu einem Whist oder écarté versammelten.

Um an diesen Abendunterhaltungen Theil nehmen zu können, mußte man wenigstens Oberst seyn, so waren z. B. die Unterlieutenants der Garde, welche nur Oberstlieutenants-Rang hatten, davon ausgeschlossen.

Zweimal in der Woche waren dieselben bei Madame, wo sich alsdann der König, der Dauphin und seine Gemahlin dahin begaben.

Madame erschien selten bei den Abendgesellschaften, welche bei der Dauphine statt fanden, sie besuchte an den Tagen, wo sie den König nicht bei sich sah, das Theater.

---

Schon früher wurde des Herzogs von Maille und des Oppositionsgeistes erwähnt, welchen man ihm untersob. Während des Ministeriums Polignac erkrankte er einige Zeit den Herzog von Aumont, den ein Anfall von Gicht zu Hause zurückhielt. Man verbreitete damals das Gerücht, der Herzog habe einmal in dem Cabinette des Königs einen starken

Anfall von Husten bekommen. „Was fehlt Dir denn?“ fragte ihn Carl X. — „Sire, ich habe einen starken Katarrh.“ — „Um so besser,“ erwiderte lebhaft der König, „so kannst Du doch nicht mehr so bellern.“

Gegen das Ende des Jahres 1822 griff Martainville im Drapeau blanc die Pairskammer an, und wurde auf die von dem Grafen von Noé erhobene Klage vor Gericht gefordert und zu einem Monate Gefängniß verurtheilt. „Das ist ganz in der Ordnung,“ sagte er im Fortgehen, „wenn man die Urache angreift, so ist es an Noé, dieselbe zu vertheidigen.“

Die Capitaines des Gardes waren Generallieutenants und Ritter vom Orden des Königs; man glaube aber ja nicht, daß sie Verdienste gehabt hätten, denn nur die Geburt, nicht das Talent, erhob sie zu diesen Ehrenstellen.

Sich nach dem Reglement zu richten, hielten sie unter ihrer Würde. Sie commandirten Escadronen, welche aus Officieren bestanden, und erreichten nicht allein, sondern übersprangen sogar die Chefs unserer alten Armee, während sie nicht im Stande waren, einen Mann nach der Vorschrift das Pferd besteigen zu lehren. Hatten wir Revue vor dem Könige auf dem Marsfelde, so commandirte uns einer von diesen Herren, und schrie sich gewöhnlich dabei so ab,

daß er das Lachen der hinter uns aufgestellten Bataillone erregte, und dennoch war diese Kenntniß der Commando's, die er hier so komisch entwickelte, erst nicht einmal sein eigenes Werk, denn er wiederholte bloß das, was der hinter ihm aufgestellte Major ihm vorsagte. Die guten Leute schämten sich nicht der Epaulettes, die sie trugen, und ließen sich nicht einfallen, daß ihre Unwissenheit zum öffentlichen Spotte und sogar zum Gelächter ihrer Untergebenen diene, welche als Unterofficiere mehr Proben abgelegt hatten, als diese Parade- und Boudoirs-Generale!

Im Jahr 1822 wurde ich durch den Herzog von Damas-Cruz dem Herzoge von Luxemburg vorgestellt und von demselben zu klein gefunden, um in seine Compagnie eintreten zu können, und so mußte ich, trotz der besondern Empfehlung, welche ich genoß, für dieses Jahr auf die Hoffnung, Officier zu werden, verzichten. Ein Bekannter, dem ich den Empfang erzählte, der mir bei dem Herzoge von Luxemburg zu Theil geworden, fragte mich gleich, wie ich denselben angerebet habe, und als ich ihm sagte, daß ich ihm den Titel General gegeben habe, erwiderte er mir: „Ja, nun wundre ich mich nicht mehr, hätten Sie ihn Herr Herzog genannt, wäre Ihnen gewiß sogleich willfahrt worden.“

In der That war auch die Abneigung der Herren Capitains gegen einen Titel, den sie gar nicht verdienten, so groß, daß man sie nur General nennen durfte, um sich ihre Feindschaft zuzuziehen. Dieser Titel (nach ihrer Meinung ein subalterner) paßte bloß für den commandirenden General, war hingegen von einem Compagniechef die Rede, hieß es stets: „der Herr Herzog.“ Wirklich paßte auch dieser Titel, der immer an den Adel und die Lehenbarkeit erinnerte, viel besser für Leute, welche durchaus nichts Militärisches an sich hatten und nur durch Gunst zu diesen Stellen gelangt waren.

Sehr treffend hat General Gourgaud dieselben bezeichnet, wenn er sie ein Paar Epaulettes mit Sternen nennt, die auf einen Hoftitel aufgeklebt sind.

Die Capitaines des Gardes hatten einen sehr angenehmen Dienst. Er dauerte 3 Monate für das ganze Jahr (von 16 Monaten 4). Des Morgens begleiteten sie den König in die Messe, führten ihn wieder in seine Gemächer zurück, wohnten dem Empfange bei, wenn einer statt fand, folgten Seiner Majestät, wenn sie ausging, und holten Abends die Parole. Für diesen Dienst waren sie jährlich mit 40,000 Franken bezahlt. Außerdem bezogen sie den Gehalt eines activen Generallieutenants, und während ihres Dienstes hatten sie Wohnung, Holz, Licht

und Tisch frei! ... und welchen Tisch! (sagt Arual in seinem Humoristen).

---

Im Innern des Palastes hatten die Capitaines des Gardes sogar den Vorrang vor einem Marschall von Frankreich, weil sie für die Person des Königs verantwortlich waren. Fuhr derselbe aus, so saßen sie neben ihm, dem Könige gegenüber der Marschall, Generalmajor vom Dienste, und neben diesem der erste Hofsavaller oder der erste Kammerherr.

Bei der Errichtung der königlichen Garde beschränkten sich die Ehrenbezeugungen derselben darauf, daß man vor dem König, und zwar bloß im Innern des von ihm bewohnten Palastes, Marsch schlug und präsentirte, und vor den Prinzen und dem Generalmajor des Dienstes ins Gewehr trat und Rappel schlug. Die Capitaines des Gardes, eifersüchtig auf dieses Vorrecht, schlugen dem Marschall, Generalmajor des Dienstes vor, sich im Innern der Säle dieselben Ehrenbezeugungen machen zu lassen, wie ihnen selbst zuläme, unter der Bedingung, daß alsdann vor den Capitaines, wenn sie mit dem Dienstzeichen über den Hof gingen, die Wache ins Gewehr trete und Rappel geschlagen würde, wie vor dem Marschalle. Dieser Tausch wurde angenommen und die Instructfon dahin abgeändert, und so schlich sich

dieser Mißbrauch auf eine Weise ein, wie die meisten Mißbräuche entstehen, nämlich durch Eigenliebe und Privatinteresse.

---

Man kann sich wohl denken, daß der Stoff zu Anecdoten über unsere Vorgesetzten nicht ausging, und daß, wäre dies der Fall gewesen, man sich aufs Erfinden gelegt hätte, was auch zuweilen geschah. Aus diesem Grunde kann ich die Wahrheit folgender Anecdoten nicht verbürgen, sondern sie blos als Schwänke mittheilen, welche ich nicht selbst mit angehört, sondern blos von Gardes-du-Corps habe erzählen hören.

---

Wenn wir den König begleiteten, hatten wir keine Schabracken aufgelegt, und der Mantel war alsdann, wie bei der Neiteret, gerollt auf dem Rücken des Pferdes angebracht. In großer Galla aber war der Mantel (hinten durch den Mantelsack ersetzt), wie es bei allen Regimentern der Fall ist, länglich gewickelt, und bedeckte das Pistolenhalfter, die Schabracke war alsdann über den Sattel und den Mantel geworfen.

Ein Capitaine des Gardes, der von alle dem nichts wußte, kam eines Tages in die Garnison und ließ seine Escadron ausrücken. So oft er hinter einem Gllede hinunterritt, bemerkte man immer, daß er etwas suche; man besinnt sich hin und her und

kann es nicht errathen, bis der commandirende General es endlich für gut findet, geradezu zu fragen, was er wünsche. „Ich suche die Mäntel dieser Herren,“ antwortete der Capitain, „doch ich sehe, sie sind in ihren Mantelsäcken . . . eine recht gute Idee!“ setzte er hinzu.

---

Es ist eine bekannte Sache, daß, wenn man anstatt mit Zweien mit Vieren marschiren will, die hinteren Rotten ein stärkeres Tempo annehmen müssen, um mit den vorderen eine Linie zu formiren. So einfach dieses Manoeuvr nun auch ist, so schien es doch ein Oberst nicht zu begreifen, denn er schickte folgende Erklärung voraus: „Meine Herren, ich habe die Bemerkung gemacht, daß, so oft man doublirte (aufdoppelte), der linke Flügel immer zu galoppiren genöthigt war. Das will ich nun nicht haben, daher soll die Lete auf mein Commando stärker anslangen und der linke Flügel dagegen kürzer treten. Sie werden sehen, daß es besser geht.“

Man kann sich leicht vorstellen, was die Folge davon war, daß nämlich die Vorderen schnell auf die Hinteren ausgerückt waren, welche immer im Schritt ritten und geduldig abwarteten, bis der Commandirende seinen Irrthum einsehen würde.

---

Oft war es der Fall, daß die Pelotons-Commandanten bei den Manoeuvren nicht wußten, was sie zu

commandiren hatten und von ihren eigenen Abtheilungen, die sie hätten führen sollen, hiezu angewiesen werden mußten und denen sie also zu gehorchen sich genöthigt sahen.

Diese vielen Beweise von Unwissenheit dürfen indessen nicht zu der Meinung verleiten, als habe es bei der Garde-du-corps lauter unfähige höhere Officiere gegeben; viele derselben kamen aus der Linie dahin und diese waren sehr unterrichtete Leute, diejenigen hingegen, welche im Jahre 1814 unter das Officiercorps der Garde einrangirt wurden, schienen, anstatt sich dieser Gunst durch ihren Fleiß werth zu machen, vor den Dienstvorschriften einen Abscheu zu haben und es unter ihrer Würde zu halten, sich an dieselben zu binden. Sie überließen dieses Geschäft dem Soldaten.

Ueber Handel und Manthen in Süd-  
Deutschland.

Ein Beitrag zur Würdigung der Handelsverhältnisse  
süddeutscher Staaten. Von Franz Stromeyer.

(Aus der Zeitschrift Rheinbayern.)

Wenn der Gegenstand dieses Aufsatzes von kennt-  
nisreicheren Männern schon mehrfach bearbeitet wor-  
den ist, so konnte diese Rücksicht den Verfasser um  
deswillen doch nicht abhalten, auch seine Gedanken  
hierüber dem Drucke zu übergeben, weil die Ereignis-  
nisse der neuesten Zeit auch neuen Stoff zur Bear-  
beitung bieten und weil die Verhandlungen über den  
Beitritt Badens zum Zollvereine seine Theilnahme  
auf das Lebendigste rege gemacht haben.

Ganz anders als früher bieten sich jetzt die Gegen-  
stände dar, und wer vor einigen Monaten seine  
Beobachtungen angestellt hat, sieht jetzt mit Staunen  
die veränderte Lage der Dinge. Die merkwürdigsten  
Ereignisse haben die Verhältnisse der Staaten anders  
gestaltet und die Ansichten ihrer Bewohner verändert;  
was noch vor Kurzem im Bereich der Wünsche lag,  
ist jetzt ins Leben getreten.

Wie aber auch Zufall und Begebenheiten in die Gestaltung der Gegenstände eindringen mag: fest, beharrlich und unveränderlich, dauernd im Wechsel, stehen die Grundgesetze der Natur und die Principien des Rechtes! —

Sie dienen dem hellsehenden Staatsmann zum ewigen Fundamente; auf sie errichtet er sein Gebäude des Volkswohls, welches dem stürmbewegten Meere der Ereignisse trozet.

Es ist die Absicht des Verfassers, für die Errichtung dieses Gebäudes das Seinige beizutragen und seine Wünsche werden erfüllt seyn, wenn seiner Leistung einige Aufmerksamkeit zu Theil wird.

Wenn Volkswohl als der Hauptzweck des Staatsverbandes erkannt ist, so muß die Absicht der Regierung ohne Zweifel auch dahin gerichtet seyn, durch Beseitigung aller Hindernisse den Handel in einen Zustand zu versetzen, in welchem er als eine Quelle des Wohlstandes am reichhaltigsten und ergiebigsten ist. Dieser Zustand richtet sich allenthalben nach der natürlichen Beschaffenheit des Landes, nach klimatischen Verhältnissen und nach dem Grade der Bildung und der Industrie der Staatsbewohner — besonders aber auch nach den inneren Einrichtungen und Verfassungen der Staaten. — Diese sind allenthalben verschieden und je nach ihrer Verschiedenheit wird auch der Zustand des Handels, wenn er überall für die besondern Verhältnisse der erspriesslichste seyn soll, sich gestalten müssen. — Was für Schweden

vortheilhaft und heilbringend ist, könnte für die Bewohner des südlichen Deutschlands schädlich und verderblich seyn; — was zum Gedeihen eines absolut monarchisch regierten Staates für erforderlich und nothwendig gilt, möchte in einem constitutionellen Staate für ungeeignet und verwerflich geachtet werden. Die Verfassungen der Staaten erheischen nach ihrer Verschiedenheit auch einen verschiedenen Zustand des Handels zum Gedeihen und Bestehen des Staatsverbandes. Der Staat gleicht nach einem oft gebrauchten Bilde dem menschlichen Körper; es ist der constitutionelle Staat ähnlich dem Mann in schreitender Stellung; — alle Theile in ebenmäßiger Bildung von gleichem Lebenssaft durchdrungen, in gleich gesundem, kräftigem Zustande. Freimüthig erhebt sich das Haupt (die Regierung) und bietet furchtlos die Stirn dem Feinde von Außen; — liebevoll blickt das Auge (der Fürst) auf den blühenden Zustand der Glieder und erfreut sich des Ebenmaßes der Formen. — Alle Einrichtungen in einem solchen Staate, mithin auch die Einrichtungen für den Handel, müssen dahin gerichtet seyn, für die Glieder aller Stände ein gleiches Maß der durch den Staatsverband erzielten Beglückung zu bereiten. —

Der absolut monarchische Staat gleicht mehr dem ruhenden Körper. Die unverhältnißmäßige Größe des Hauptes ruht auf den breiten, mächtigen Schultern der Aristokratie; aber immer ungestalteter wird

der Bau der Glieder nach unten: — die kraftlosen Stützen vermögen es nicht, die Last des Hauptes zu tragen! — So lange nicht die mächtige Zauberin Zeit — diesen nun unförmlichen Leib mit ihrem Stabe berührend — ein Gleichmaß der Glieder ihm schenket, — so lange ein Staat dem absolut monarchischen Princip huldigt, so lange wird auch seine Regierungsverwalt. die Beglückung des Volkes nicht als Ziel ihres Strebens, sondern nur als ein Mittel zur Erreichung ihrer abgesonderten Zwecke betrachten; — sie wird den Wohlstand der Bürger nur darum zu befördern streben, weil sie stets parate Geldsummen nöthig hat; sie wird dem Schwamm nur deshalb Gelegenheit schaffen, nahrhafte Flüssigkeit an sich zu saugen, um — ihn gelegentlich auszupressen.

Der Einzelne findet dann sich im behaglichsten Zustande, wann er seinen Bedarf an Erzeugnissen Anderer auf die leichteste Weise beziehen und die Produkte seiner eigenen Thätigkeit ohne Hinderniß verwerthen kann. — Dasselbe gilt auch von Staaten. Wenn die Produkte des Inlandes den ausgedehntesten Absatz finden, wenn der Bedarf an Produkten des Auslandes ohne Hinderniß und ohne Schwierigkeit erlangt werden kann, dann ist der Zustand des Handels förderlich für den National-Wohlstand.

Vollkommene Handelsfreiheit und Leichtigkeit des Transports sind die zwei Bedingungen dieses Zustandes; — beide würden, wenn die Regierungen sich

aller Einwirkung auf den Handel enthielten, vorhanden seyn, und vom Standpunkte der Theorie läßt sich behaupten, daß in dem bekannten „laissez nous faire“ die Summe aller Regeln für die Regierungen in Bezug auf den Handel enthalten ist.

Da es aber den Regierungen mancher Staaten gefallen hat, diesen obersten Grundsatz nicht zu beachten und durch Beschränkung des Verkehrs das natürliche Verhältniß des Handels zu stören, so müssen auch die Verhältnisse der Staaten in ihrem wirklichen Zustande aus einem andern Gesichtspunkt gewürdigt werden. Es hat sich die Wirkung jener Maßregeln wie an einer elektrischen Kette durch alle Staaten verbreitet und alle Regierungen sehen sich in die Nothwendigkeit versetzt, Vorkehrungen zu treffen, welche die Nachtheile der einmal gestörten natürlichen Ordnung so viel thunlich von ihren Staaten abzuwenden vermögen; — vernunftgemäß muß ihnen aber immer jener oberste Grundsatz der Handelsfreiheit als Ziel alles Strebens vorleuchten.

Wenn die Fabrikation und Handelsthätigkeit Englands, welches keineswegs diesem Grundsatz huldigt, dessenungeachtet eine erstaunliche Höhe erreicht hat, so finde man darin keine Wiederlegung unseres allgemeinen Satzes; auf der einen Seite ist Englands Handel durch seine geographische und politische Lage vor allen andern Staaten begünstigt, und auf der andern Seite läßt es sich in Wahrheit behaupten, daß die glänzende Höhe der englischen Industrie zwar

für die großen Fabrikhaber, nicht aber für die Mehrzahl seiner Bewohner von erfreulicher Wirkung ist. Die unausgesetzten lauten Klagen des größten Theils der Bevölkerung liefern stets erneute Beweise unserer Behauptung, welche der große Canning bestätigte, indem er aussprach: „Nur dann, wenn sich die Regierung aller Einwirkung auf die Industrie enthält und allmählig wieder zu dem System des unbeschränkten Verkehrs zurückkehrt, wird Wohlstand Englands Bewohnern zu Theil werden.“

Auch in Frankreich hat die Erkenntniß der Wahrheit Eingang gefunden; der französische Handelscommissär, St. Ericq, früher ein eifriger Anhänger des Prohibitivsystems, hat schon im Jahre 1828 die gewichtigen Worte ausgesprochen: „Laßt uns zu dem Grundsatz der Handelsfreiheit mit Weisheit zurückkehren.“ —

Aber auch jener Zweig der Handelsthätigkeit, welcher auf die Production und Consumption des Staats keinen unmittelbaren Einfluß hat, darf nicht außer Beachtung bleiben; es ist dies der Expeditionshandel. — Er kann unter günstigen Umständen eine höchst ergiebige Quelle des Wohlstandes seyn; der Ertrag desselben ist ein reiner, unzweifelhafter, ungeschmälerter Gewinn; überdies ist er noch ein Sporn zu mannichfaltiger Gewerbsthätigkeit.

Nach diesen Vorbemerkungen sey es die Aufgabe dieser Abhandlung: „die Lage und die Verhältnisse der süddeutschen Staaten, und insbesondere Badens,

zu beleuchten; — die Schritte, welche bisher die Regierungen dieser Staaten für vorthellhaft erachtet haben, zu würdigen und anzudeuten, welche Maaßregeln in jetziger Zeit zu ergreifen seyn dürften. Die specielle und genaue Erwägung des Verbrauchs und der Ein- und Ausfuhr der süddeutschen Staaten hat bei dieser Abhandlung zum Leitfaden gedient; numerische Darstellungen wurden absichtlich vermieden; Sätze, welche auf Wahrheit gebaut sind und ihre Wirkung so unmittelbar und so allgemein empfindlich äußern, müssen Eingang finden auch ohne Hülfe der Zahlen.

Thatsachen wurden aus Quellen geschöpft, deren Nachweisung zu Gebot steht.

Das Weltmeer ist die große Straße des Welthandels; wenn der Weg dahin verschlossen ist, der mag sich nicht rühmen, daß er Theil habe an dieser Quelle des Wohlstandes. Keiner der süddeutschen Staaten erstreckt sein Gebiet bis an die Ufer des Meeres, und wenn diese Staaten nicht wollen, daß ihr Handel in steter Knechtschaft befangen seyn soll, wenn nicht das stolze „*rule Britannia*“ wie ein Siegeslied über ihre schwachvolle Abhängigkeit ertönen soll, so muß derselben gemeinsames und eifriges Bestreben dahin gerichtet seyn, den Zugang zum Meere frei und offen zu erhalten.

Die süddeutschen Staaten alle sind einzeln genommen zu klein, um gewichtig auftreten zu können zum Vertrag mit größeren Staaten; daher liegt eine

Bereinigung, um gemeinsam aufzutreten, im Interesse aller. — Der Zweck einer solchen Vereinigung könnte aber niemals der des abgeschlossenen Handels unter den Vereinsstaaten seyn, das Streben müßte vielmehr im Einklang mit dem obersten Grundsatz der Freiheit dahin gerichtet seyn, den Verkehr mit den übrigen Staaten auf jede Weise zu erleichtern. — Es gibt aber noch einen dritten Gesichtspunkt, aus welchem betrachtet die Vereinigung der süddeutschen Staaten in jeder möglichen Beziehung, also auch in Beziehung auf den Handel, als ein wesentliches Erforderniß zu Erhaltung ihrer Sicherheit und Unabhängigkeit erscheint; es ist dies der Gesichtspunkt der Politik.

Es ist bekannt, und man scheue sich nicht, es auszusprechen, wie die Verwirklichung des constitutionellen Lebens im südlichen Deutschland eine höchst unerfreuliche Erscheinung ist in den Augen so mancher Cabinette; — wie man bemüht ist, die Ketten zu schmieden, welche bestimmt sind, den entfesselten Prometheus wieder an seinen Felsen zu bannen. Dieses Streben wird zwar niemals gelingen; wenn aber die süddeutschen constitutionellen Regierungen ihre auf dem Vertrauen der Völker beruhenden Throne befestigen wollen; wenn sie nicht erwecken wollen, daß die Völker, von der Geißel des Absolutismus bedroht, in die Arme des stolzen, aber freien westlichen Nachbarn sich flüchten, dann müssen sie darauf bedacht seyn: „durch eigene Erstarfung

im Vereine hinlängliche Kraft gegen jede Einwirkung von Außen zu gewinnen."

Schon im Jahr 1820 hat ein Mitglied des Ministercongresses zu Wien, in einer dem Congreß übergebenen Note unter andern behauptet:

„Staaten, die sich zu einer gemeinschaftlichen  
„Verteidigung vereinigen, dürfen nicht in Han-  
„delsangelegenheiten zu gemeinsamem Nachtheil  
„durch Prohibitivmaafregeln ihre wechselseitigen  
„Hülfsquellen vermindern, sich einander in die-  
„ser Beziehung feindselig gegenüberstehen ic."

Diese Behauptung gilt im Jahr 1831 ganz beson-  
ders von den süddeutschen Staaten.

Baden, dieser von der Natur mit einer seltenen Ergiebigkeit des Bodens gesegnete Landstrich, welcher zugleich mit einer auf vortrefliche Institutionen gegründeten innern Einrichtung beglückt ist, dessen Regierung hinsichtlich des Handels den maafgebenden Grundsatz längst erkannte und nach Möglichkeit zur Ausführung brachte, ist dennoch durch die bestehenden Handelsverhältnisse theilweise gedrückt.

Baden ist seiner Natur nach ein Agrikulturstaat; seine Viehzucht, die Production seines Bodens an Früchten, Wein und Holz, obwohl noch größerer Ausdehnung fähig, überschreiten doch schon bei weitem den Bedarf seiner Bewohner. — Neben der Beförderung der Urproduction, der Hauptquelle seines Reichthums, mag auch die Begünstigung inländischer Fabrikation ein würdiges Streben seyn; in-

bessen wird nach jetzt bestehenden Verhältnissen der badische Handel nur dann sich im möglich besten Zustand befinden, wenn Badens Bewohner ihren Ueberfluß an landwirthschaftlichen Erzeugnissen auf die leichteste Weise absetzen, — wenn sie ihren Bedarf an Colonialwaaren und an Fabrikaten des Auslandes auf die wohlfeilste Weise beziehen können, und auch der Thätigkeit des Expeditionshandels kein Hinderniß im Wege steht.

Es entsteht hier zunächst die Frage: „Wer sind die Käufer des Ueberflusses an Producten des badischen Bodens, und woher können Badens Bewohner ihren Bedarf an Urproducten oder Fabrikaten des Auslandes beziehen?“

Baden zieht sich an den Ufern des Rheins von Basel bis Mannheim, breitet sich oben bis an den Bodensee aus — unten bis zu dem vergessenen Wiesengelände der Tauber und bis an die Ufer des Main. Der ganze Flächenraum dieses gedehnten Landstriches beträgt nur 272 Quadratmeilen.

An seiner südlichen Gränze sind Badens Nachbarn, die Schweizer, willige Käufer seines Ueberflusses an Früchten. Unter andern ist der Ueberlinger Fruchtmarkt, von welchem aus jährlich um mehr als 700,000 Gulden Getraide ins Ausland verführt wird, ein erfreulicher Beleg zu dieser Behauptung. — Ueberhaupt sind die Schweizer die natürlichen Handelsfreunde der Badner.

Der Floßholzhandel des badischen Schwarzwaldes

findet seinen Markt mittelst der Wasserstraße des Rheins in den entfernten Niederlanden; unter allen Bedingungen wird dieser Markt für Baden offen bleiben, da die Waare ein unerläßliches Bedürfnis der Käufer ist. —

Der bedeutendste Theil des Großherzogthums von Basel bis in die Nähe der Hauptstadt grüßt als seine Nachbarn die Bewohner des französischen Reichs. — Der Verkehr mit Frankreich ist in jeder Beziehung das belebende Princip seines Productenhandels; ohne diesen Verkehr würde die Viehzucht von Baden keinen Absatz finden; jede Erschwerung desselben müßte auf die gesammte Industrie höchst nachtheilig wirken.

Die Pfalz, beglückt durch die reichhaltigste Ergiebigkeit ihres Bodens und durch die regsame Thätigkeit ihrer Bewohner, außerdem noch zur Gewerbsthätigkeit ermuntert durch die bedeutende Consumtion von zwei bevölkerten Städten, wovon die eine ein natürlicher Sammelpunkt des süddeutschen Handels ist, würde gewiß ein noch erfreulicheres Schauspiel der Handelsthätigkeit darbieten, wenn nicht der Verkehr mit Rheinländern durch drückende Maafregeln unterbrochen wäre.

Die Bewohner der nördlichen Gränze des Großherzogthums, an den Ufern des Maines und der Tauber, befinden sich in einer traurigen Abgeschiedenheit. — Zwischen ihnen und ihren Nachbarn in dem bairischen und württembergischen Antheil von Franken liegt die eiserne Scheidewand der Mauth und von

Ihren Landesgenossen trennt sie der Bergrücken des Odenwaldes.

Daß sich — unter andern Verhältnissen — die Viehzucht in dem wiesenreichen Tauberthale zu einer bedeutenden Höhe erheben, daß der Weinbau auf jenen anmuthigen Hügeln zu einer größern Vollkommenheit gedeihen könnte, ist nicht zu bezweifeln; — eine glückliche Aenderung seiner merkantilschen Lage ist diesem Landestheil sehr zu wünschen.

Der Bedarf Badens an Gütern des Auslandes, bestehend in mancherlei Manufakturwaaren, — Stoffen zur Bekleidung, in Colonialwaaren, fremden Weinen u. dgl. — wird meistens durch Frankreich und durch die Niederlande bezogen.

Besonders gilt für Baden, was oben über den Expeditionshandel bemerkt ist. Durch seine merkantilsche Lage ist es zu diesem Zweige der Handelsthätigkeit vorzugsweise geeignet; es bildet gleichsam die natürliche Lagerungsstätte für den Handel von ganz Deutschland mit Frankreich, mit der Schweiz und mit Italien. — Wer nur einigermaßen mit dem badischen Handel bekannt ist, wer den Umfang der Lagerhäuser des Großherzogthums, besonders jener von Mannheim kennt, in welchen jährlich an 300,000 Centr. Güter aller Art gelagert werden, der weiß es, wie wichtig auf Badens Wohlstand dessen Expeditionshandel einwirkt; der wird außer Zweifel seyn, wie es Badens nächstes und erbedlichstes Handelsinteresse erheische, diesen Handelszweig auf jede

Weise zu befördern, der wird überzeugt seyn, daß eine Maafregel, welche Badens Expeditionshandel gefährdet oder schmälert, sich durch keine Rücksichten würde rechtfertigen lassen.

Hinsichtlich seines Aktivhandels geht hiernach das Streben Badens nach unge störtem Verkehr mit der Schweiz, mit Frankreich, mit Baiern und mit Württemberg. Zur Erleichterung seines Passivhandels, um diesen Ausdruck zu gebrauchen, ist ihm der unge störte Verkehr mit Frankreich und mit den Uferstaaten des Rheins bis zu dessen Mündung erspriichlich.

Württemberg ist hinsichtlich der Quellen seines Nationalreichtums in ganz ähnlicher Lage. — Die Urproduction nimmt, vermöge der Fruchtbarkeit des Bodens, auch hier die Thätigkeit der Mehrzahl der Bewohner in Anspruch. Auch dieser Staat producirt an Getraide, Holz und Rindvieh weit mehr, als zu seinem Bedarf erforderlich ist; auch er bedarf der Zufuhr von Manufacturproducten und von Colonialwaaren.

Die Abnehmer seines Ueberflusses an Getraide sind, wenn keine Störungen den natürlichen Markt verlegen, die Schweizer, an welche Württemberg — vor dem Zollverein mit Baiern — jährlich um mehr als 2 Millionen Gulden Früchte abgesetzt hat. — Württemberg verführt sein Holz nach Holland, und würde — bei ungehindertem Verkehr — seinen Ueberfluß an Vieh nach Frankreich verkaufen. Seine Weine

finden ihren natürlichen Absatz im oberschwäbischen Antheil von Baiern und in dem badischen Oberrheinthal.

Seine Bedürfnisse bezieht Württemberg durch Frankreich, durch die Niederlande und durch Sachsen. Im Ganzen ist also das Handelsinteresse von Württemberg seiner Natur nach dem von Baden gleich; es müßte daher auch der gleichen Mittel zu dessen Wahrung sich bedienen.

Das bei weitem mehr ausgedehnte Baiern hat mancherlei Quellen des Reichthums, welche in Baden und in Württemberg nicht in so großer Ausdehnung anzutreffen sind. Seine bedeutenden Handelsstädte gründen in seinem Schooße eine lebhafte Gewerkschäftigkeit; sein Rheinkreis nöthiget Baiern zu mancherlei Rücksichten; sein Umfang gibt dem Handel im Innern höhere Bedeutsamkeit. Es steht mit Böhmen und mit Schlessien durch Getraide- und durch Viehhandel in Verührung; es concurrirt mit Böhmen im Anbau des Hopfens, welcher nach allen Theilen von Deutschland verführt wird. Seine Manufakturanstalten fordern die Einfuhr roher Stoffe vom Ausland.

Baiern muß nach ungestörtem Verkehre mit dem benachbarten Oesterreich ebenso eifrig streben, als nach jenem mit den übrigen deutschen Staaten. Ein gleiches politisches Interesse drängt diesen Staat zur Verbindung mit Württemberg und Baden, und sein eigentliches Handels-Interesse wird dann am

besten gewahrt seyn, wann es, mit diesem ein Ganzes bildend, seiner Gewerbsthätigkeit gesicherten Absatz verschafft.

Es ist nicht erforderlich, hier auch die Verhältnisse der übrigen, mit dem Zollverein in näherer oder in entfernterer Berührung stehenden Staaten zu erörtern; deren Interesse steht im Einklang mit dem ihrer größeren Nachbarstaaten, und wenn es Baiern, Württemberg und Baden gefallen wollte, sich zum gemeinschaftlichen Wirken für das Wohl des süddeutschen Handels zu vereinigen, so würden ihrem vereinten Streben die übrigen süddeutschen Staaten gewiß nicht widerstehen.

Die bayerische Regierung — geleitet durch die Grundsätze des Merkantilismus, und mit einseitiger Berücksichtigung der Fabrikation — hat schon seit einer Reihe von Jahren versucht, durch Zollgesetze und Mauthanstalten die freie Bewegung des Handels innerhalb der Gränzen Baierns festzuhalten. — Wir wollen nicht mit den Waffen der Theorie gegen das System des Merkantilismus zu Felde ziehen, wenn es gleich keine schwere Aufgabe seyn würde, von dem theoretischen Standpunkt das Verwerfliche dieses Systems überhaupt, und insbesondere die verderblichen Wirkungen der Mauth zu beweisen. — Man weiß, daß durch die Umstände zuweilen Maaßregeln gerechtfertiget erscheinen, welche sich theoretisch nicht vertheidigen lassen. —

Sollte die Einführung des Mauthsystems in Baiern

durch solche Umstände bedingt seyn? — oder — würde diese verwerfliche Anstalt nicht vielmehr ohne Noth zum größten Nachtheil der Industrie herbeigeführt? —

Wir wollen die Folgen des vernachlässigten Grundsatzes der Handelsfreiheit in diesem Staate etwas näher beleuchten.

Bevor noch die bayerischen Manufacturanstalten den Bedarf des Inlandes, besonders an feinen Fabrikaten, z. B. für Kleidung, befriedigen konnten, wurde die Einfuhr von Außen erschwert; der Erfolg war einestheils: „Verklümmung des Verbrauches“, und auf der andern Seite: „erste Veranlassung zu dem unseligen Schmuggelwesen.“

Auch der bayerische Expeditionshandel, welchen man doch, seine hohe Wichtigkeit erkennend, wie die niedrigen Transitzölle beweisen, begünstigen wollte, konnte bei der Hemmung des innern Verkehrs nicht zur Blüthe kommen.

Es ist den Bemühungen Baierns gelungen, auch Württemberg in das System des Mauthzwanges zu ziehen; hierdurch hat Baiern wenig gewonnen. Die Luft in einem Kerker bleibt ungesund, wenn auch seine Mauern etwas erweitert werden. —

Der bayerisch-württembergische Handelsverein — nebst den ihm anhängenden Staaten — hat in neuerer Zeit einen Zollvertrag mit Preußen abgeschlossen! —

Leicht könnte man, hier ins Einzelne gehend, durch unbestreitbare Thatsachen erweisen, welche schädliche

Folgen für die Handels- und Gewerbsindustrie jener vereinten Staaten durch diesen Vertrag erwachsen sind — wie selbst die Vertragspunkte durch preussische Kunstgriffe umgangen werden. Man denke nur an die vertragswidrige Zollauslage, welche unter dem Titel Weinconsumtionssteuer beim Eingang an der preussischen Gränze erhoben wird, — wie es preussischer Gewandtheit bis ins kleinste Detail gelungen ist, alles nur zu Preußens Vortheil zu wenden. Der Centner Baumwollenwaaren z. B. zahlt von Baiern nach Preußen einen Zoll von 50 fl.; der Einfuhrzoll von Preußen nach Baiern beträgt nach Umständen nur 10 fl. bis höchstens 30 fl. — So wußte die preussische Feinheit den an und für sich schon höchst unzuverlässigen Grundsatz der Ursprungserzeugnisse, auf welchen doch der ganze Vertrag beruhet, nur zu Gunsten Preußens zu leiten. Das System hoher Zollsätze und der Vertrag mit Preußen haben Baierns Gewerbsthätigkeit den empfindlichsten Streich versetzt, sie haben den Wohlstand seiner seit Jahrhunderten in der schönsten Blüthe prangenden Handelsstädte vernichtet. — Die uralten Stämme des blühenden Handels in Augsburg und Nürnberg, deren Aeste sich über die Gränzmarken eines Welttheils verbreiteten, deren Handelsruhm bis jenseits des atlantischen Meeres gedungen ist, beugen ihr stolzes Haupt, niedergedrückt von der Last des Mauthzwanges; an ihrer Wurzel nagt der Wurm des gesunkenen Credits, und die üppig emporschießende

Wucherpflanze des Schleichhandels raubt dem edlen Stamme den Nahrungsfaß und droht ihn zu ersticken.

Es ist unmöglich, daß eine Colonialwaarenhandlung, welche zu stolz ist, sich des unwürdigen Schleichhandels zu bedienen, die Concurrnz mit den organisirten Banden der Schleichhändler aushalten kann. Der Expeditionshandel von Augsburg und Nürnberg war vor Zeiten wohl der bedeutendste in Europa. Diese Städte enthielten die Niederlage des nördlichen und südlichen Handels. — Nun ist der Expeditionshandel zu Grabe getragen. Die Stadt Nürnberg hat sich in ihrer Denkschrift an die Kammer hierüber so wahr als eindringlich ausgesprochen.

Preußen, ein absolut monarchischer Merkantilstaat, ist im Verfolg seiner Vortheile dem politischen und dem volkswirtschaftlichen Leben der Vereinsstaaten höchst gefährlich. — Baierns Städte haben dies wohl eingesehen; die gewerbsthätige Stadt Nürnberg fand sich bewogen, der bayerischen Deputirtenkammer die Bitte um Aufhebung des Zollvertrags mit Preußen dringend ans Herz zu legen! — Ihre Gründe werden hoffentlich Eingang finden, und Baiern wird, belehrt durch die Erfahrung, sich den feinen Schlingen der klugen norddeutschen Handelsfreunde zu entziehen und künftig einer ähnlichen Lösung zu entgehen wissen \*).

\*) Leider nein! die Regierung hat neue Verträge mit Preußen abgeschlossen, wie versichert und nicht widersprochen wird.  
M. d. H.

In Erwägung der bisher geäußerten Wahrheiten muß es „der Staat Bayern, als Vertreter des Zollvereins, seinem merkantilischen und politischen Vortheil angemessen finden, vor Allem den Handelsvertrag mit Preußen aufzuheben, sodann die Mauth zu entfernen, ein System niederer Zollsätze einzuführen, und sich so mit den nicht im Verein befangenen Staaten zu befreunden.“ Dies wäre der erste Schritt zu einer allgemeinen Handelsfreiheit in Deutschland zu Erfüllung des §. 19. der Bundesacte.

Dieses Ziel liegt gewiß nicht so fern, als es den Anschein hat; der empfundene Nachtheil und die Stimme der Noth aus dem Munde bayerischer Gewerbetreibender wird mächtig genug in die Ohren der Regierung ertönen, um ihre ganze Kraft zu dessen Erreichung in Anspruch zu nehmen.

Die Zeit bringt Rosen, sagt ein altes Sprichwort: sie reißt auch die Blüthe der Wahrheit, wenn sie nur einmal lebendig erkannt ist, zur gedeihlichen Frucht. In einem constitutionellen Staate können die ausgesprochenen gerechten Wünsche der Bürger nicht lange unerfüllt bleiben; daß aber die Erfüllung der ausgesprochenen Forderungen den Wünschen der bayerischen Staatsbürger entsprechen würde — darüber kann Niemand im Zweifel seyn, der nur einigermaßen mit der Stimmung und mit den Bedürfnissen des Volkes bekannt ist! — Was aber die bayerische Regierung ganz besonders bewegen dürfte, das sind die Verhältnisse von Rheinbayern. — Wenn diese

Perle in der Krone Baierns, welche das lüsterne Verlangen des Nachbars so lebhaft in Anspruch nimmt, deren Fierde noch ferner bleiben soll, so mühten Rheinbairerns materielle Interessen nicht so schonungslos vernachlässiget werden. Dieser gesegnete Landstrich ist eine Wohnung der Dürftigkeit, und, was noch ärger ist, eine zweite Insel Man, ein offenkundiger Sitz des Schleichhandels geworden.

Rheinbairern hat seine Wünsche oft und deutlich ausgesprochen; — wir wiederholen den Ruf: „Man höre oder man fühle!“

Württemberg hatte vor dem Zollverein klar erkannt, was seinem Handels- und Gewerbsinteresse förderlich ist. — Dort blühte damals inländische Industrie, und niedere Zollsätze sicherten diesem Staat freundliche Handelsverhältnisse mit seinen Nachbarstaaten \*).

\*) Das Merkantilsystem, von der Theorie verdammt, ist bekanntlich noch in den meisten Staaten die Grundlage der staatswirthschaftlichen Praxis, wenn auch nicht überall mit einer so eisernen Consequenz durchgeführt, wie in der preussischen Monarchie. Im Geiste dieses Systems sind die Zwingmauern des Zollvereins errichtet.

Die merkantillische Lage der Staaten erwägend, muß man allerdings von dem Vorhandenseyn dieses Systems und von seinen Wirkungen Kenntniß nehmen. — Wenn die nachfolgenden Deductionen den Anschein gewinnen möchten, als seyen sie im Geiste des Merkantilismus geschrieben, so möge hier die feierliche Erklärung stehen, daß der Ver-

Zu einer unglücklichen Stunde faßte Württemberg, wahrscheinlich geleitet von dem Wunsche, die deutsch-patriotische Idee der Handelsfreiheit in Deutschland, das ist einer deutschen Handelseinigung, zu verwirklichen, den Entschluß, dem bayerischen Mauthsystem beizutreten. Dieser traurige Schritt brachte dem schwäbischen Königreich unzählige Nachtheile. Die Bunden, welche der württembergischen Industrie und besonders der Gewerbsthätigkeit, so wie dem ganzen Verkehr im Innern, geschlagen wurden, bluten noch und sind augenfällig für Jedermann. — Die Viehzucht und besonders der Handel mit Vieh, eine der vorzüglichsten Nahrungsquellen Württembergs, erliegt durch die Ueberschwemmung mit den Erzeugnissen der bayerischen Viehzucht; der Werth des jährlich von Baiern nach Württemberg eingehenden Viehes beträgt an 1,800,000 fl. — Aehnlich verhält es sich mit dem Getraidehandel.

Wäre der Grundsatz der Handelsfreiheit ins Leben getreten, so würde diese Concurrrenz von Baiern für die württembergische Industrie ohne nachtheilige Folgen seyn; da aber der natürliche Kreislauf der Erzeugnisse des Fleisches mittelst des Handels gehemmt

fasser von der Unstatthaftigkeit merkantilistischer Grundsätze vor dem Richterstuhle vernunftgemäßer Staatswirthschaft aus lebhafteste überzeugt ist, daß er aber, da sie etumal angenommen sind, deren Wirksamkeit für den vorgesehten Zweck auch weder ableugnen kann noch mag.

ist, da durch die eingeführte Handelsperre der Markt verlegt, der Absatz erschwert und gehindert wird; so sieht sich Württemberg in die traurige Lage versetzt, „die Nachtheile des Merkantilismus erleiden zu müssen, ohne zugleich seiner Vortheile theilhaftig werden zu können.“ — In Bezug auf Baiern ist der württembergische Handel durchaus passiv: — Baiern bedarf nichts von württembergischen Erzeugnissen; die eigenthümlichen Verhältnisse aber haben — „was bei ungehinderter Concurrnz schwerlich der Fall seyn würde“ — eine bedeutende Consumtion bayerischer Erzeugnisse in Württemberg veranlaßt. — Der arme Bewohner Württembergs muß den Gewinn, welchen ihm seine Viehzucht und sein Ackerbau bringen könnte, geschmälert sehen, weil durch die Einfuhr aus Baiern die Preise seiner Erzeugnisse herabgedrückt werden. Die Einfuhr an Wein von Baiern nach Württemberg ist zwar nicht von Bedeutung; dagegen findet eine bedeutende Einfuhr bayerischen Bieres statt, wodurch die Weinconsumtion in Württemberg geschmälert und der Weinpreis zum Nachtheil des Produzenten herabgedrückt wird. Der unmittelbare Nachtheil, welchen Württemberg durch die Einfuhr des bayerischen Biers erleidet, ist von noch größerem Belang. Die Bierbereitung, diese ansehnliche Quelle des Wohlstandes, kann unter günstigen Verhältnissen eine Menge von Händen nützlich beschäftigen, was bei dem überbevölkerten Württemberg allerdings zu berücksichtigen ist; allein bei den bestehenden Ver-

hältulffen können die württembergischen Bierbrauereien nicht in Aufnahme kommen und der Hopfenbau, für welchen dieses Land in manchen Gegenden ganz besonders geeignet wäre, kann nicht zur Blüthe gedeihen. Aus all diesem folgt, daß der Mauthverein mit Baiern für Württembergs Hauptnahrungsquelle, für die Uerproducten in allen ihren Zweigen nur nachtheilig wirkt.

Eben so nachtheilig wirkt dieser Verein auf den Handelsverkehr nach Außen.

Es läßt sich zwar nicht leugnen, daß die Fabrication in Württemberg für Wollen- und Baumwollwaaren durch den erweiterten Markt bedeutend gewonnen hat; dies ist aber ein geringer Ersatz für die Beeinträchtigung der Production landwirthschaftlicher Erzeugnisse und für deren geschmälereten Absatz. Letzterer hat hauptsächlich im Verkehr mit Frankreich und mit der Schweiz Statt gefunden. Die Ausfuhr an württembergischem Vieh nach Frankreich war früher höchst bedeutend; sie konnte zwar durch den Zollverein mit Baiern nicht ganz unterliegen, da die Confurction des französischen Gebietes die Einfuhr dieser Waare als unerläßliches Bedürfniß erheischt. Aber abgesehen auch davon, daß die Einfuhr des Viehes von Baiern nach Württemberg den Vortheil auf der einen Seite raubt, welcher auf der andern Seite durch die Ausfuhr nach Frankreich erzielt wird, so ist es auch schon an und für sich wahrscheinlich, daß Frankreich, dem Verkehr mit dem mauth-

ungarnten Württemberg entfremdet, seinen Bedarf an Vieh nur so lange von dort her beziehen wird, bis es demselben in befreundeten Staaten genügen kann. — Ganz dasselbe gilt von dem Streidehandel mit der Schweiz, wohin Württemberg seinen Ueberflus absetzen muß. Dieser Absatz ist gehemmt und das Land schwebt in Gefahr, seinen Verkehr mit der Schweiz ganz zu verlieren, während auf der andern Seite dem getreiderreichen Württemberg um mehr als 60,000 Gulden Früchte aus Baiern jährlich zugeführt werden!!!

Einem bedeutenden Theil seines Weins, jenen nämlich, welcher an der Kocher und an dem Igelsfuß erzeugt wird, führte Württemberg vordem in den badischen Odenwald. — Dieser Markt hat in Folge des Zollvereins gänzlich aufgehört, da Baden die Einfuhr nicht mehr gestattet. Hierdurch hat jener württembergische Landestheil einen sehr empfindlichen, bis jetzt noch nicht vergüteten Nachtheil erlitten.

Der von Seiten des bairisch-württembergischen Zollvereins mit Preußen abgeschlossene Handelsvertrag hatte auf die Handelsverhältnisse von Württemberg weniger unmittelbaren Einfluß; jedenfalls aber wirkt der in Preußen mehr als irgendwo erstarkte Geist des Merkantilismus leise, aber sicher fort, und sein Einfluß ist besonders dem landbaureisenden Schwaben fühlbar geworden.

Noch verderblicher aber wirkt der Einfluß preussischer Staatskunst auf das konstitutionelle Württemberg.

Preußens feiner Politik ist es gelungen, unter dem Vorwande der Wahrung gemeinschaftlich deutscher Interessen das Nationalgefühl der Deutschen in Anspruch nehmend, die nichtsahnenden Staaten Baiern und Württemberg in seinen Netzen zu fangen.

Es ist freilich zu verwundern, und es bedarf hiezu einer preussischen Aristokratenstirne, wenn die preussische Regierung sich an deutsches Nationalgefühl wendet, nachdem sie den Nationalstimm der Deutschen mit Füßen getreten, nachdem sie mit den gerechtesten Nationalforderungen den schändlichsten Spott getrieben hat und immer noch fortfährt, durch ihren Bundesgesandten zu Frankfurt, zum Hohne der kleineren Staaten, nur österreichisch-preussisches Interesse zu begünstigen! — Und doch — es ist kaum zu glauben — hat Baiern — hat Württemberg — durch preussische Declamationen geblendet, übersehen, daß Preussen, wenn es von deutscher Nationalität spricht, nur deutsche Beutel im Auge hat. —

Man sage nicht, daß hier, wo nur von Handelsverhältnissen die Sprache ist, die Politik nicht in Betracht komme. — Preußens aristokratische Regierung, zu Anfang hauptsächlich durch finanzielle Rücksichten geleitet, benützt begierig den Verein mit dem constitutionellen Baiern und Württemberg, um das constitutionelle Princip dieser Staaten an der Wurzel anzugreifen.

Niemals wird es zwar den Anhängern des absolut-monarchischen Princips, am allerwenigsten aber

dem Zwittergeschlechte preussischer Feudalaristokratien gelingen, die einmal lebendig und kräftig gewordene Idee der Freiheit und der Volkssouveränität zu bewältigen! — Allein es ist schon traurig genug, wenn die Völker in ihrer herrlichen Laufbahn zum Ziele durch Kunstgriffe preussischer Politik sich aufgehalten sehen; und — ist nicht auch zu fürchten, es möchte der preussischen Arglist gelingen, die Regierung eines constitutionellen Landes zu Staatsstreichen zu verleiten und so unabsehbares Elend über das Land zu bringen?? — \*)

Dann könnte sogar auch die Einung Deutschlands — eine schöne Idee — zur traurigen Wirklichkeit werden. Es liegt diese Einung den Absichten der großen deutschen Monarchen nicht so fern, als es den Anschein hat; — wenn alle deutschen Provinzen unter den Schwingen der Adler sind, dann ist die Idee — aber nicht zur Freude der Völker verwirklicht. — Zur Erreichung solchen Zweckes wird durch Verletzung der materiellen Interessen Zwietracht gestreut zwischen den Völkern und ihren Regierungen, damit der Widerstand weniger kräftig sey, wenn der Adler zur Erfassung seiner Beute die Krallen hebt. — Um ihrer eigenen Sicherheit willen müßten die Regierungen

---

\*) Bereits spricht das neue halbamtliche Blatt: „die alte und neue Zeit“ von Staatsstreichen gegen die Presse und Volkskammer. A. d. H.

fremdem Einfluß auf ihre inneren Angelegenheiten den Zugang verweigern. —

Württemberg wird, den Vortheil seines Handels und seiner Staatsverwaltung erkennend, zuerst seinen Handelsverbündeten, Baiern, mit aller Kraft zur Aufhebung des mit Preußen geschlossenen Vertrages auffordern; es wird, wenn die preussischen Schlingen zerrissen sind, vereint mit Baiern, die Einführung eines Zollsystems erstreben, welches, auf die Grundsätze der Natur und der Wahrheit errichtet, den Wohlstand seines Handels und die dauernde Beglückung seiner Bürger herbeiführen muß.

Sollten aber Würtembergs Bemühungen in Hinsicht auf Baiern von keinem Erfolge gekrönt werden; — sollte Baiern — verharrend bei den Grundsätzen der Handelsperre, nicht geneigt seyn, die Gefängnißthore der Mauth zu öffnen, die ungehinderte Bewegung des Handels zu dulden; — sollte die bairische Regierung — vielleicht selbst der preussischen Politik nicht so fremd, als die Verfassung des bairischen Staates — sich nicht entschließen wollen, den mit Preußen geschlossenen Vertrag aufzuheben: — dann möge Württemberg, selbstständig und frei, zu jenen Grundsätzen ungeschont sich bekennen, welches seines Staates Sicherheit, seiner Bürger Wohlstand allein zu begründen im Stande sind. —

Es sage sich los von dem Zollvereine mit Baiern — es verbinde sich wieder durch niedere Zollsätze mit seinen ältern Handelsfreunden: — dann wird sein

Handel mit Frankreich und mit der Schweiz in neuer Blüthe prangen und eine reichliche, sichere und erfreuliche Quelle des Wohlstandes für seine Bewohner werden. —

Sein Nachbarstaat Baden — durch gleiches Interesse in jeder Beziehung zu seinem natürlichsten Genossen geeignet, wird mit ihm auf das innigste verbunden zum gemeinsamen Besten streben. Beide Staaten werden, — Hand in Hand schreitend, zum Ziele der Beglückung ihrer Völker durch Wohlstand und Freiheit, — dieses Ziel unfehlbar erreichen! —

Möchte Württemberg der Stimme, die ihm ruft, Gehör geben, möchte es, seinen wahren Vortheil erkennend, die Wahrung seiner materiellen Interessen nirgend anders suchen, als dort, wo ihm die Frucht der Freiheit und der Selbstständigkeit entgegen reiset! —

Auch Badens Handelsrätigkeit wurde in früheren Jahren nach den Grundsätzen des Merkantilismus geleitet; das Eigenthümliche seiner geographischen Lage ließ das Unnatürliche und Lästige der Einrichtungen nach diesem System doppelt empfinden: bald gelangte man zur Erkenntniß von dessen Verwerflichkeit. Man beehrte sich, die hohen Zollsätze zu mindern, die gehässige Kontrolle zu erleichtern und man emancipirte den Handel, welcher sich nun, seiner Fesseln entlastet, in ungehinderter Thätigkeit bewegen kann. Durch die Annahme des jetzt geltenden badischen Zolltarifs wurden alle Hindernisse des freieren

Verkehrs in so weit entfernt, als solches von Baden abhängig gewesen ist; der Zollausschlag auf die Einfuhr und Ausfuhr der Waaren ist so unbedeutend, daß die Preise derselben dadurch nicht sehr merklich erhöht werden. \*)

Der badische Zolltarif entspricht vollkommen den Grundsätzen, welche bei dessen Aufstellung zur Norm dienten und welche in folgenden Worten — des Finanzministers v. Böck — gesprochen in der badischen Ständeversammlung vom Jahr 1828, aufs klarste dargestellt sind:

„Bei Feststellung des Einkommenszolls waren die Interessen des Staatsschatzes, oder mit andern Worten, die Interessen der Steuerpflichtigen, welche den Zollausschlag auf andere Weise ersetzen müßten, die Interessen der Landwirthschaft, des Gewerbetreibers, des Handels und der Consumenten zu berücksichtigen. Die Regierung glaubte, daß sich alle diese Interessen nur in mäßigen Zöllen vereinigen, die keine Production fördern, keine auf Kosten anderer künstlich in die Höhe treiben; die die Consumption nicht vermindern, den Handel nicht beeinträchtigen, die sich

---

\*) Salz und Weine machen hier eine Ausnahme. Die Einfuhr des Salzes ist ganz verboten und auf der Weineinfuhr liegt ein bedeutender Zoll. Die staatswirthschaftlichen Gründe, wenigstens hinsichtlich der Weineinfuhr, sind bei gegenwärtigen Verhältnissen so evident, daß sie keiner weitern Rechtfertigung bedürfen.

ohne drückende Maafregeln, ohne ein Heer von Zollbeamten und Aufsehern erheben lassen, die keinen Neiz zum Einschwärzen darbieten, der nicht durch mäßige Geldstrafen in Schrecken gehalten werden könnte.“

Es ist in der That dieser Tarif nicht nur für den Verkehr und für die inländische Industrie von hohem Vortheil; er ist zugleich eine ergiebige Finanzquelle. — Während hohe Zölle theils durch Schleichhandel umgangen, theils durch Minderung der Einfuhr vermieden werden, findet es bei niedern Zollsätzen Niemand gerathen, den gefährlichen Schleichhandel zu wagen und die Menge der eingeführten Waaren ersetzt der Staatskasse reichlich den verminderten Zollsatz. Die Ausführung der badischen Handelsgrundsätze wirkt fast überall wohlthätig auf den örtlichen Verkehr; dankbar erkennt dies der Bewohner Badens vom Bodensee bis an den Neckar. Nur in der Pfalz lassen sich Stimmen des Mißvergnügens — mitunter wohl auch gegründete Klagen wegen der gestörten Handelsverhältnisse mit Rheinhaltern vernehmen, wohl aus dem Grunde, weil die Bewohner jener Gegend die leider lezt noch unvermeidlichen Nachtheile mit den Vortheilen des badischen Zollsystems nicht in billige Vergleichung ziehen.

Mögen sie erwägen, wie seit einigen Jahren die Gewerbsthätigkeit in Mannheim zur Blüthe kommt — zu welchen erfreulichen Resultaten der Mannheimer Expeditiionshandel geführt hat! —

Es ist auch selbst der durch Baierns Mauth vorgerufene Schleichhandel eine Quelle des Wohlstandes für Mannheim geworden, ohne daß seine Handelsleute notwendig haben, persönlichen Antheil an diesem gefährlichen Gewerbe zu nehmen, dessen Vortheile sie nur genießen. Jene aber, welche den Beitritt Badens zum Mauthverbande wünschen, mögen zur Berichtigung ihrer Ansicht nur die Stimmen aus Baiern vernehmen. —

Jetzt noch einige Worte über den durch den Oberrhein von den übrigen Landestheilen abgetheilten Taubergrund. — Wer die Ergiebigkeit seines Bodens, seine herrlichen Wiesenründe und die Ertragsfähigkeit seiner Rebhügel kennet, wer dabei mit dem mäßigen und einfaches Sinn seiner Bewohner vertraut ist, der muß ihre Verarmung, eine Folge der politischen Lage jener Gegend, mit innigem Bedauern betrachten. Ob dem Taubergrunde durch den Beitritt zum Zollverein geholfen würde, steht sehr im Zweifel; nur dann — wann unsere auf die Grundsätze der Handelsfreiheit gebauten Wünsche und Hoffnungen hinsichtlich einer Handelsvereinigung in Erfüllung gehen — dann wird auch dort wieder Wohlstand erblühen. —

Die öffentliche Meinung in allen übrigen Theilen des Landes spricht sich laut aus in dem Wunsche, daß Baden sein liberales Zollsystem, welches ihm die beiden Hauptsäulen seines Wohlstandes — den lebhaftesten Verkehr mit der Schweiz und mit Frankreich

— sichert, stets beibehalten und daß es den gefährlichen Lockungen kräftig widerstehen möchte, welche es von dem Pfade der erkannten Wahrheit abzulenken bemüht sind.

Es ist nicht unbekannt geblieben, wie man von Seiten der Vereinsstaaten, und besonders von Seiten Preussens, jedes Motiv in Anregung brachte, um die badische Regierung von der Verfolgung der Grundsätze einer rationellen Staatswirthschaft, der Grundlage ihrer heilbringenden Zollgesetzgebung, abzulenken; aber es scheiterten alle Kunstgriffe preussischer Staatsklugheit an dem klaren Sinn und an der unerschütterlichen Redlichkeit eines Mannes. — Ein mißlungener Versuch konnte indessen die sieggewohnte Berliner Gewandtheit nicht von Erneuerung ihres Angriffes abhalten; da die Verhandlungen, durch welche staatswirthschaftliche und finanzielle Vortheile erwogen wurden, keinen Erfolg hatten, da glanzvolle Declamationen der einfachen — durch evidente Darstellung materiellen Gewinns und Verlustes unterstützten Mehrheit unterliegen mußten, so wurde ein anderer Weg eingeschlagen.

Es ist in jedem Kampfe von Vortheil, sich des Terrains zu versichern, und wo hätte wohl die preussische Beweglichkeit festeren Boden gewinnen können, als auf dem Felde der Diplomatie? —

In jenen nebelumhüllten Regionen, wo die Schreckbilder künftiger Möglichkeiten so bedeutendes Gewicht haben, vermag Zungenfertigkeit viel, und die

unwidersprechliche Darstellung des augenscheinlichen Verlustes wird entwaffnet von der tief sinnig wichtigen Miene diplomatischer Bedenklichkeiten; sollten wohl die Bemühungen Preussens auf diesem Wege den Sieg erringen? —

Mit Recht ist dieß zu bezweifeln; die öffentliche Meinung hat die Scheidemauer des Handels verdammt — Ihre Stimme wird in dem freien Baden nicht ungehört verhallen. Die Regierung Badens ist mit den Vertretern des Volks einig geworden. — Zudem, noch sind Badens Bewohner zu dem festen Glauben berechtigt, daß die individuelle Ueberzeugung des erleuchteten Mannes, dessen Händen die Verwaltung der staatswirthschaftlichen Angelegenheiten anvertraut ist, übereinstimmt mit den Wünschen und Bedürfnissen des Landes, mit den Ansichten seiner Vertreter. — Die erkannte Wahrheit wird über die ohnmächtigen Rücksichten diplomatischer Angstlichkeit den Sieg davon tragen; es wird die Regierung Badens sich durch keine Vorspiegelungen verleiten lassen, durch Errichtung der Zwingmauern der Handelsperre an Badens Gränzen den mächtigen Nachbar im Westen und den bewährten Handelsfreund im Süden zu Vergeltungsmaßregeln zu reizen und Badens Erzeugnissen den Markt zu entziehen.

Ferne sey es dagegen von Badens humaner Bevölkerung, daß sie nur einseitig ihren Vortheil beachtend, auf die Entfernung der Zwischenschranken, auf die Einung Deutschlands keine Rücksicht nehmen

solte! — Wenn durch Aufopferung eines Theils seiner materiellen Interessen die Erreichung dieses großen Zweckes bedingt wäre, so müßte auch Baden zu solchem Opfer bereit seyn; es gilt aber — wenn auch nicht in der bürgerlichen Gesellschaft, doch unstreitig in der Gesellschaft der Staaten ein praktischer Satz: „Jeder wahre, so gut er kann, seinen eigenen Vorthell, und der Vorthell des Ganzen wird am Ende erlangt seyn.“ Wenn alle einzelnen Staaten Deutschlands — gemeinsame Vorthelle gemeinsam verretend — ihre innern Angelegenheiten ganz so gestalten, wie sie für ihr Einzelwohl am förderlichsten sind; dann wird das gleiche Bedürfniß und der gleiche Grad constitutioneller Bildung sie enger verbinden, als dies ein erzwungenes Band jemals bewirken könnte; — — — das Verlangen nach Handelsfreiheit und die Würdigung der Gründe zu Deutschlands Handelseinung wird eine Entfernung der Schranken unter vortheilhaften Bedingungen für alle herbeiführen, als der Beitritt Badens zum Zollverein, welcher uns einer solchen Handelseinung durchaus nicht nähern würde. —

Noch immer würde der sächsisch-hessische Verein, gebaut auf eine weit freiere Basis, der Handelseinung Deutschlands im Wege stehen; mit Recht auch würde sich jener Verein des Tausches der Freiheit mit der Handelsperre — der Vernunft mit der Unvernunft weigern; eben so mit Recht weigert sich Baden eines solchen Tausches.

Baden wird festhalten an den Grundsätzen der Natur und der Freiheit; Badens Regierung wird die Rücksichten kleinlicher Furcht nicht für würdig halten, sie wird, gestützt auf ihre Kammern, die Wahrung ihrer Sicherheit und ihre Unverletzlichkeit in der Liebe des Volkes suchen. Das badische Volk, zwar klein, aber treu und fest, hängt begeistert an der Verfassung seines geliebten Vaterlandes; es wird stark genug seyn zum Widerstand gegen jede äußere Einwirkung, stark genug durch die zahllose Menge jener, die in allen Ländern Europas ihm durch gleiche Ueberzeugung verbündet sind. Baden wird erhebend beweisen, wie ein kleiner Staat, mächtig durch seine moralische Kraft, erfolgreichen Einfluß auf seinen größern Nachbar üben kann. Baiern und Württemberg, gedrängt durch die laut gewordene Noth ihrer Bürger, welche Badens Zustand als glücklich und beneidenswerth preisen, werden den Entschluß fassen, sich der Zollgesetzgebung Badens anzuschließen; auch Sachsen und Churheffen, deren Handelseinrichtungen schon jetzt auf der Basis der Freiheit ruhen, werden dann gern bereit seyn, einem solchen Verein beizutreten, und die Schranken werden niederfallen, welche dem Verkehr der süddeutschen Bundesvölker schmähllich im Wege stehen.

Süddeutschland wird erstarken, und — ein mächtiger Stamm seine Nester verbreitend — wird es dem stolzen Nachbar kühn ins Auge sehen! —

## Das linke Rheinufer.

(Aus der Zeitschrift Rheinbaiern.)

Um den im In- und Auslande mehrfach besprochenen politischen Zustand des linken Rheinufers richtig zu beurtheilen und die öffentliche Meinung daselbst nicht zu verkennen, ist es nothwendig, einen Rückblick auf die früheren Verhältnisse dieses Landes vor der im Jahr 1798 erfolgten französischen Occupation zu werfen.

Die größern Staaten, aus welchen damals die vier neuen rheinischen Departemente gebildet wurden, waren die drei Erzbisthümer Mainz, Trier und Köln, und das Kurfürstenthum Pfalz. Auch hatten viele kleinere Fürsten, Grafen, Reichsbarone, Stifter und Klöster Besitzungen auf dem linken Rheinufer. Diese verschiedenen Staaten waren in zahlreiche Gebiete abgetheilt, die zerstreut durcheinander lagen. Viele Dörfer wurden gemeinschaftlich besessen, einige von nicht weniger als sieben Souveränen. Das Landvolk mußte noch den Zehnten und mancherlei Leibeigenschaftsgefälle entrichten, Frohnden thun und die Lasten des Feudalismus tragen. Der Handel hatte keine Thätigkeit, weil der Handelsstand keine Achtung genoß, weil es dem Lande an Communicationsmitteln fehlte, und die

unberechenbaren Vorthelle, welche die freie Benützung der Rheinschiffahrt darbietet, engherzigen Fiskalinteressen aufgeopfert wurden. In den Städten war die Gewerbsthätigkeit durch das Junstwesen gelähmt, und überall der öffentliche Geist durch den überwiegenden Einfluß des Adels und der Geistlichkeit erdrückt. In der Pfalz waren die Stellen im Staatsdienste verkäuflich, und es wurde nur selten einem Protestanten ein Amt übertragen, ungeachtet dieses Land wenigstens  $\frac{2}{3}$  Protestanten und nur  $\frac{1}{3}$  Katholiken zählte. Der Unterschied in Rang und Stand hatte in jeder Beziehung eine höchst verderbliche Wirkung. — Unter diesen nachtheiligen Verhältnissen konnte weder eine zweckmäßige Verwaltung und eine gute Justizpflege Platz greifen, noch sich ein Gemeingeist bilden und das Volk Anhänglichkeit an die Regierung gewinnen. Daher denn die Trennung des linken Rheinufers von Deutschland und seine Vereinigung mit Frankreich die Bewohner ohne Theilnahme ließ, und selbst von Vielen, bei welchen die französische Revolution neue, unbefriedigt gebliebene Bedürfnisse hervorgerufen hatte, als ein glückliches Ereigniß betrachtet wurde. — Die Lage, in der sich das linke Rheinufer zur Zeit der französischen Occupation befand, machte es der Regierung Frankreichs sehr leicht, sich um jenes Land große Verdienste zu erwerben. Der Zustand der Bewohner, sowohl in Bezug auf die politischen wie die bürgerlichen Verhältnisse, konnte um so

schneller und vollständiger verbessert werden, als die Furcht vor Rechtsverletzungen die französischen Revolutionsmänner nicht abhiet, die von ihnen beabsichtigten Reformen durchzusetzen. Auch machte sich bald die französische Verwaltung durch Einrichtungen bemerkbar, die dem Wohlstand des Landes sehr förderlich waren. Die Zehnten und übrigen Lasten des Feudalismus wurden ohne Entschädigung aufgehoben, das Eigenthum der Klöster und Entgranen zu den Staatsgütern geschlagen, und ein großer Theil dieser letztern unter sehr billigen Bedingungen veräußert. Auf diese Weise bildete sich aus armen Pächtern der herrschaftlichen und Klostergüter der Stand von freien, unabhängigen und vermögenden Gutsbesitzern. Durch Anlegung von Landstraßen und Befreiung der Rheinschiffahrt von vielen auf ihr lastenden Beschränkungen wurde der allgemeine Verkehr belebt, und durch Aufhebung der Zünfte die städtische Gewerbsthätigkeit ungemein befördert. Im Finanzwesen führte Napoleon eine feste geregelte Ordnung und in der Besteuerung die größte Gleichheit ein. Seine Regierung sicherte dem Lande, das früher der Willkür kleiner Beamten- despoten Preis gegeben war, Einheit der Grundsätze und Ordnung, ohne welche keine Bervollkommnung denkbar ist. Die Rechtspflege wurde von der Verwaltung streng geschieden, und letztere der verständigen Leitung thätiger und dem Lande freundlich zugehauer Präfecten anvertraut, die sich zum Theil

um dasselbe große Verdienste erwarben. Es wurde ferner ein umfassendes und klares Gesetzbuch ertheilt, und in Folge desselben die öffentliche Gerichtsbarkeit eingeführt, die richterliche Gewalt von der freiwilligen und vollziehenden Justiz getrennt und das Institut der Geschwornen ins Leben gerufen. Unter dem wohlthätigen Einfluß der neuen Gesetzgebung und Verwaltung machte der Wohlstand bedeutende Fortschritte. — Man würde indessen irren, wenn man den Bewohnern des linken Rheinufers eine blinde Anhänglichkeit an die französische Gesetzgebung zuschreiben wollte, die ohne Zweifel sehr mangelhafte Theile hat, wohin namentlich das Hypothekarwesen, die Vormundschaftseinrichtungen, manche unnöthige Formalitäten des gerichtlichen Verfahrens, die zu strengen Strafbestimmungen des peinlichen Gesetzbuches und die zu hohen Gerichtskosten in Civilsachen zu rechnen sind. Aber im Allgemeinen sind die französische Gesetzgebung und Verwaltung, hauptsächlich in Bezug auf die materiellen Interessen der Bewohner, den Bedürfnissen derselben angemessen. Auch fanden sie bald auf dem linken Rheinufer einen ungetheilten Beifall, der um so größer seyn mußte, als das bewilligte Zugeständniß nicht das Ergebnis langjähriger angestrebter Bemühungen von Seiten des Volks, sondern ein freiwilliges Geschenk der Regierung war. Die neue behagliche Lage, in die sich das linke Rheinufer versetzt sah, lag dem alten unbehaglichen Zustand zu nahe, und der Unterschied

zwischen beiden war zu groß, als daß letzterer selbst dem kurzichtigsten Auge hätte entgehen können; auch hatte die französische Regierung sich bald der ganzen Dankbarkeit der Bewohner zu erfreuen. — Was ihr indessen mehr als alles Andere die öffentliche Meinung gewann, war die Gleichheit der Stände in allen politischen, und die Annäherung derselben in allen gesellschaftlichen Verhältnissen, welche die französische Gesetzgebung und Verwaltung, der Geist der Revolution und die ganze Tendenz der Regierung erzeugten. — Es mag wohl viele Individuen und selbst ganze Nationen geben, bei welchen das Bedürfniß dieser Gleichheit noch nicht erwacht ist, und die es daher für eine Chimäre halten oder ihm ein sehr untergeordnetes Interesse beilegen. Allein diejenigen, welche diese Ansicht haben, berücksichtigen nicht, daß die intellectuellen und materiellen Bedürfnisse nur auf die Menschen, denen sie bekannt geworden sind, ihre Macht ausüben, dagegen alle übrigen gleichgültig lassen. — Eine andere Einwendung könnte man aus dem Beispiel Napoleons entnehmen, der den Geburtsadel herstellte und dennoch die Anhänglichkeit des Volkes besaß. Darauf erwiedere ich, daß diese Maßregel viel dazu beitrug, jene Anhänglichkeit zu vermindern, und daß, wenn sie nicht noch nachtheiliger wirkte, es dem Umstande beizumessen ist, daß der von Napoleon wieder hergestellte Geburtsadel aus dem Bürgerstande hervorging und jene so verhasste Distinction der Feu-

da Aristokratie nothwendig ausschließen mußte. Diese beleidigende Distinction unter Menschen von gleicher Bildung verschwand auch allmählig aus unsern Sitten, ungeachtet der Wiederherstellung des Napoleonischen Adels; denn in allen Dingen wird stets die Wirkung der Ursache entsprechen. — So viel ist übrigens gewiß, daß in der Gleichheit der Stände der Talisman liegt, womit Napoleon, der größte Gegner der politischen Freiheit, die Völker an seinen Triumphwagen fesselte. — Es trugen ferner die Kriegszüge dieses Eroberers, die an den Rhein einen großen Theil der finanziellen Kräfte Europas zogen, wirksam zur Belebung des Verkehrs und zur Vermehrung des öffentlichen Wohlstandes bei. Man genoß auf dem linken Rheinufer die Vortheile des Sieges, und im Bewußtseyn der Sicherheit erndete man zugleich die Früchte des Friedens. Die Kriegsgefahr schien zu entfernt, um merklich den Credit und das öffentliche Vertrauen zu schwächen. Auch ist nicht zu verkennen, daß die Triumphe Napoleons und die Eröffnung einer Laufbahn, in welcher der Niedrigste im Volke zu den höchsten Würden gelangen konnte, unter der ruhmfüchtigen Jugend viel Enthusiasmus erweckten.

Als aber bald die Eroberungssucht das einzige Mobil der Handlungen Napoleons wurde, und sein Ehrgeiz unabsehbare Kriege hervorrief, als Infolge derselben die indirecten Abgaben von einem Jahre zum andern erhöht, zu diesem Behuf die

verhaßten *droits réunis* eingeführt, das Asyl der Wohnungen verlegt, die Mauth und Tabaksregle mit stets verschärfter Strenge vollzogen werden mußten; als die räuberische Wegnahme der Gemeindegüter erfolgte und die heiligsten Rechte ohne Schutz blieben, während die Volksrepräsentanten zum fernsten Werkzeug der Napoleonischen Willkühr herabsanken und die Pressfreiheit gänzlich unterdrückt wurde; als ferner der Ehrgeiz und das willkührliche Verfahren der Regierung den Rechtsinn untergruben und die Immoralität die Masse des Volks zu inficiren drohte, als endlich die Bewohner dem Augenblick entgegen sahen, wo ihnen der Krieg ihr letztes Kind rauben und sie selbst die Beute eines erbitterten Feindes werden dürften, da erwachte bei ihnen der Wunsch, sich von dem Joch Napoleons befreit zu sehen. Die im Jahre 1814 erschienenen Deutschen wurden auf dem linken Rheinufer als Befreier begrüßt. Ein Theil der Bewohner hatte ohnehin nie aufgehört, die Hoffnung der Wiedervereinigung mit Deutschland zu nähren; denn der gebildeten Classe gab das französische Regierungs- und Verwaltungssystem, das hauptsächlich nur das materielle Wohl beförderte, dagegen im Interesse des Despotismus die intellektuelle Kultur in Fesseln legte, durchaus keine Befriedigung. Sie sah selbst nicht ohne große Besorgnisse die Fortschritte eines Systems, das vor Allem auf die materielle Vervollkommnung der menschlichen Gesellschaft berechnet ist und die moralische

Verbesserung und Beredlung des Menschen wenig berücksichtigt. Seit der Revolution haben alle französischen Regierungen, mit Ausnahme der bourbonischen, die sich dem Pietismus und der Frömmelheit in die Arme warf, die in Frankreich unter den höhern Ständen allgemein verbreiteten Lehren des Materialismus befolgt, der die Tugend zur Geschicklichkeit herabwürdigt und kein anderes Recht, als das des Stärkeren kennt; daher denn während der französischen Herrschaft die Unterweisung in den moralischen und philosophischen Wissenschaften, so wie die Religion und Kirche auf dem linken Rheinufer vernachlässigt wurden. — Später bewies Napoleon durch die gänzliche Unterdrückung der Pressfreiheit und die Einführung der schmähllichsten Censur, die sich nicht allein über die Zeitungen und periodischen Schriften, sondern über die Werke der Philosophie und des höhern Wissens erstreckte, daß er die Menschen zum blinden Werkzeug seiner Herrschersucht herabzuwürdigen gedachte. Unter diesen Verhältnissen konnte es nicht fehlen, daß die Wiedervereinigung des linken Rheinufers mit Deutschland, an das es durch Sprache, Sitten und Charakter gefesselt ist, alle wahren Freunde der Civilisation mit den frohesten Hoffnungen erfüllte.

Leider gingen aber die gehegten Erwartungen unter den provisorischen, von den allirten Mächten eingesetzten Regierungen nicht in Erfüllung, und der Zustand des Landes verschlimmerte sich im Gegentheil

in jeder Hinsicht sehr bedeutend. Auf die großen Lasten des Krieges folgten nach hergestelltem Frieden drückende Einquartierungen und erhöhte, kaum zu erschwingende Abgaben, die fast alles Geld aus dem Lande zogen und viele Bewohner in Schulden und Armuth versetzten. Die höhern Stellen in der Verwaltung wurden Fremden übertragen, die, mit dem Geiste der Rheinländer und den Bedürfnissen des Landes unbekannt, weder den intellectuellen noch den moralischen Bedürfnissen der Bewohner Genüge zu leisten wußten. Weder der öffentliche Unterricht noch die Kirche fanden die gehoffte Unterstützung von Seite der provisorischen Regierungen, die im Gegentheil selbst mitten im Frieden das linke Rheinufer gleich einer eroberten Provinz behandelten und es mit außerordentlichen Abgaben erdrückten. — Durch die nachherige Vertheilung des linken Rheinufers unter fünf Staaten wurden ferner, ohne irgend eine Garantie für die Erhaltung der dem Lande theuer gewordenen Einrichtungen, alle frühern Handels- und Gewerbsverhältnisse unterbrochen und dadurch dem allgemeinen Wohlstand ein empfindlicher Verlust zugefügt. Zwar wurde durch die erleichterte Communication mit dem rechten Rheinufer, das dem Rhein zahlreiche Flüsse zusendet und sehr wesentlich zur Belebung unsers Handels beiträgt, dieser Verlust vielfach ersetzt, allein die neuen Mauthen hatten nichtsdessenweniger einen sehr nachtheiligen Einfluß und riefen überall gegründete Beschwerden hervor. —

Man sah in der unnatürlichen Vertheilung des zu Einem Strom- und Handelsgebiet gehörenden Landes in verschiedene scharf von einander getrennte Staaten eine Maaßregel der Conuenienz, bei welcher die Rücksichten auf das öffentliche Wohl und die Sicherheit des von Frankreich bedrohten Landes gänzlich außer Acht gelassen wurden. Nur da aber, wo die allgemeinen Interessen gesichert und die intellectuellen und materiellen Bedürfnisse befriedigt sind, kann der Gemeingeist und die Liebe zum Vaterlande erwachen. Hätten die deutschen Regierungen insbesondere die intellectuellen Bedürfnisse gehörig zu würdigen gewußt, so hätten sie mit ängstlicher Sorgfalt verhindern müssen, daß nicht der Gleichheitsinn, der in Folge der französischen Herrschaft in alle politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse auf dem linken Rheinufer eingedrungen war, verlost würde. Allein, indem sie bemüht waren, die diesseitige Verwaltung mehr oder weniger in den jenseitigen Hauptstädten, in Berlin, München, Darmstadt u. d. m., zu concentriren und nach den dort herrschenden Grundsätzen zu leiten; indem sie aus Altproußen, weniger aus Bayern und Hessen, viele Beamte auf das linke Rheinufer versetzten, deren fremdartige Ansichten mit den diesseitigen in feindliche Collision geriethen; indem ferner die dem Zeitalter erstorbenen aristokratischen Distinctionen, verbunden mit lächerlicher Titelsucht, ins Leben traten, wurde die öffentliche Meinung in ihren verwundbarsten Stellen angegriffen. — Mehrere An-

griffe auf die französische Gesetzgebung und die daraus hervorgegangenen Institute ließen stets noch Aergeres befürchten. So mußte die Begründung von Virilstimmen zu Gunsten des Adels in den preussischen Provinzialständen, die Cassirung des Fouk'schen Criminalprocesses mittelst einer Cabinetsordre, das Eingehen des Provinzial- (früher Departemental-) Rathes in der Provinz Rheinhessen, und die daselbst in den Conscriptionsgesetzen und verschiedenen Verwaltungszweigen getroffenen Abänderungen, sowie die gänzliche Unterdrückung der anfangs zugestandenen Pressfreiheit, die nachtheilige Stimmung vermehren und das Volk den neuen Regierungen stets mehr entfremden. Man wünscht in einem Worte auf dem linken Rheinufer eine selbstständige, den Bedürfnissen des Landes und dem Character seiner Bewohner angemessene Verwaltung zu besitzen, deren Realisirung jedoch neben der gegenwärtig bestehenden Centralisation nicht möglich ist. — Im Interesse der Gerechtigkeit darf ich jedoch hier nicht übergehen, daß mehrere der in den oberen Verwaltungsstellen angestellten Beamten, bald mit dem Wesen und Geiste der diesseitigen Gesetzgebung in unbefangener Weise sich vertraut machend, die wärmsten Vertheidiger derselben wurden, und sich auch deshalb der Achtung und Anhänglichkeit ihrer Mitbürger versichert halten dürfen. Es ist hierüber nur Eine Stimme, wie viel die Rheinlande diesen grade deshalb von ihrem Mutterlande oft verkannten Männern zu verdanken haben.

Indessen gibt es kein Land, wo man geneigter als auf dem linken Rheinufer ist, das Gute, von welcher Seite es auch kommen mag, anzuerkennen und den Regierungen, denen man es verdankt, volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. So herrscht daselbst nur Eine Stimme, um den im öffentlichen Unterricht und Schulwesen, sowie in den kirchlichen Angelegenheiten seit dem J. 1815 eingeführten Verbesserungen das gebührende Lob zu ertheilen. Die Vermehrung und sorgfältige Unterhaltung der Landstraßen und die Errichtung anderer das öffentliche Wohl befördernder Anstalten, wie z. B. der Gesundheitspolizei, die auch dem Aermsten die ärztliche Hülfe sichert, die Ordnung im Gemeindehaushalt und die Rechtlichkeit in der Verwaltung finden gleichfalls bei den Bewohnern eine dankbare Anerkennung. — Daß der Handel und die Gewerbsthätigkeit unter dem Schutze friedliebender und väterlich gesinnter Regierungen in neuerer Zeit große Fortschritte gemacht und der Wohlstand sich außerordentlich vermehrt habe, wird von Niemanden in Abrede gestellt, sowie man denn die große Wohlthat der Maathvereinigung Hessens mit Preußen vollkommen zu würdigen weiß. Eben so geneigt ist man im Allgemeinen, der deutschen Verwaltung, wiewohl sie keinen so raschen Gang als die französische hat, einen entschiedenen Vorzug vor letzterer einzuräumen. Das collegialische Verwaltungssystem gewährt eine weit größere Garantie gegen die Eineseltigkeit, sowie gegen die Bestechlichkeit, als die

Bürokratie sie gibt. Auch daß die deutschen Regierungen nicht wie die französische hauptsächlich nur von rein materiellen Motiven geleitet sind, sondern ein höheres Ziel ihrer Bestrebungen, und dieses als die Veredlung des Menschen, sich vorsetzen, sieht der einsichtsvollere Theil der Bewohner ein.

Leider bleibt aber für die weniger gebildeten und die große Mehrheit der Einwohner diese in ihren Resultaten so wichtige Wahrheit verschlossen. Woher sollte auch dem Volke die Belehrung kommen, wenn die Mittel dazu, nämlich die freie Mittheilung der Gedanken und die Pressfreiheit, vorenthalten sind? Nichts hat den deutschen Regierungen wohl mehr in der öffentlichen Meinung geschadet, wenn auch auf indirecte Weise, als die Unterdrückung der Pressfreiheit im eigenen Lande, während die Sophismen der französischen Journale überall freien Eingang finden. Die Quellen des Irrthums stehen offen und die der Wahrheit sind verschlossen. Der Presszwang machte alle Stimmen verstummen, die die Bewohner über ihr wahres Interesse hätten aufklären und ihnen Liebe und Anhänglichkeit für ihre Regierungen und das deutsche Vaterland einflößen können. Gegenwärtig wird in den Rheingegenden die öffentliche Meinung, die ich daselbst mit einem Schiff ohne Steuer und Compas vergleichen möchte, von allen Windstößen beherrscht, die uns die Stürme Frankreichs zujagen. Die öffentliche Meinung auf dem linken Rheinufer folgt in vielen Stücken, und insbesondere was die

höhern politischen Fragen anbelangt, dem Kreisumlauf der Trugschlüsse und Wahrheiten, die uns das Ausland verkündigt, und hat in Folge dieses untergeordneten Zustandes alle Selbstständigkeit verloren. Nur durch eine freie, innerhalb der Gränzen der Mäßigung geführte Discussion kann auf dem linken Rheinufer der National Sinn und die Anhänglichkeit für Deutschland, die nicht verschwunden, sondern paralysirt sind, wieder erweckt werden. Es reicht nicht hin, die Vorzüge der deutschen Regierungen herzuzählen, um diesen Vorzügen bei den Bewohnern Anerkennung zu verschaffen; die Stimmen, durch welche sie verkündet werden, müssen auch die Wünsche und Beschwerden des Volkes vortragen dürfen, wenn sie bei diesem Vertrauen einflößen und Glauben finden sollen; — denn unverkennbar ist in dem Herzen des Rheinländers die Liebe zu seinem Vaterlande eben so stark, als bei dem Bewohner der rechten Rheinseite, und seine nationale Eigenthümlichkeit ist ihm eben so heilig.

Fragt man nun, was geschehen müsse, um auf dem linken Rheinufer, das die Vorhut von Deutschland gegen das kriegslustige Frankreich bilden sollte, die öffentliche Meinung der Regierungen zu gewinnen, den Bewohnern National Sinn einzufößen und auf diese Weise die Unabhängigkeit Deutschlands zu begründen und dessen Wohlfahrt zu sichern: so liegt die Antwort in dem Zugeständniß folgender Bewilligungen, die überhaupt sämmtlichen Staaten Deutsch-

lands nicht länger vorenthalten werden können, wenn nicht die innere Ruhe und seine Unabhängigkeit compromittirt und selbst die Regierungen in ihrer Existenz gefährdet werden sollen. Das dringendste Erforderniß, was ganz Deutschland einmüthig in Anspruch nimmt, ist die Aufhebung der inneren Mauthlinien und deren Verlegung an die äußere Gränze, sowie die Herstellung eines vollkommen freien Verkehrs im Innern. Zweitens muß namentlich auf dem linken Rheinufer durch Errichtung von selbstständigen Provinzialverwaltungen und Erweiterung ihrer Befugnisse dem nachtheiligen Einfluß der Centralisation vorgebeugt, dadurch die öffentliche Meinung vor Verletzungen geschützt und insbesondere die in den Sitten und Gewohnheiten des linken Rheinufers liegende Gleichheit der Stände vor Beeinträchtigungen gewahrt werden. In Folge der Errichtung von Provinzialverwaltungen erhalten die Regierungen eine genaue Kenntniß von den wahren Bedürfnissen der einzelnen Landestheile, nützliche Einrichtungen werden nicht länger vorenthalten, der schleppende Gang der Landstände wird abgekürzt und die Kraft der Verwaltung zum Wohl des Volkes verstärkt. Man gebe doch endlich die lächerliche Furcht vor dem Provinzialgeist auf! Wohl dem Lande, in dem Familien-, Gemeinde- und Provinzialgeist recht lebendig ist. Er ist die Grundlage des Nationalsinns und das festeste Band für den Staat, der diesen Geist zu beschützen und zu begünstigen weiß; denn erst aus den Localinteres-

sen vermag das allgemeine Interesse für den Staat sich zu bilden. Drittens endlich muß der Presse, wenigstens in den inneren Angelegenheiten, mehr Freiheit zugestanden und dadurch die Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, die den Nationalsin hervorruft, geweckt werden. Ohne diese Bewilligungen kann die Cultur der Deutschen sich nicht frei entwickeln, und Deutschland wird nie zu Kraft und Selbstständigkeit gelangen, sondern stets der Spielball fremder Politik bleiben. — Zum Schluß glaube ich nicht unbemerkt lassen zu dürfen, daß in der günstigen Stimmung, die auf dem linken Rheinufer für die Revolution des Monats Julius erwacht ist, sich seit den in Frankreich und Belgien begangenen Excessen und Gräueltathen und der hauptsächlich in letzterem Lande überhand nehmenden Anarchie eine große Veränderung zugetragen hat. Man sieht die Franzosen außer Stand, sich selbst zu helfen, dagegen ihre Angelegenheiten in stets größere Verwirrung gerathen. Wie sollte man da nicht an der Wahrheit der Theorien und den redlichen Absichten der herrschenden Partei zweifeln, deren Traumgebilde eins nach dem anderen von der Wirklichkeit, — gleich den Kindern des Saturnus von ihrem leiblichen Vater \*), — ver-

---

\*) Ich bin anderer Meinung: Diejenigen, welche die Bourbonen und ihr Pfaffen-system umgestürzt, sind nicht am Ruder, sondern die alten Doctrinäre und Freunde der Restauration. D. H.

schlungen werden, oder, wo dies nicht der Fall ist, die abschreckendsten Gestalten annehmen. Es bietet sich gegenwärtig den deutschen Regierungen ein sehr günstiger Augenblick dar, um durch zeitgemäße Bewilligungen sich die Liebe und Anhänglichkeit der Bewohner des linken Rheinufers zu erwerben und letztere für immer dem französischen Interesse zu entziehen. Möchte diese günstige Gelegenheit nicht unbenutzt gelassen und durch Befriedigung der öffentlichen Meinung die Pläne Frankreichs vereitelt werden! Dann werden die Rheinländer dem deutschen Vaterlande eine starke Vormauer gegen die Angriffe eines Eroberungssüchtigen Nachbarn seyn.

Republik von der Rheinlande  
den in Frankreich und Belgien  
und Venedig und der Republik  
Länge überhand nehmen eine große  
änderung zugelassen hat. Wenn hier die  
nicht stand, sich nicht zu helfen, dagegen die  
Kaiserlichen in sich größere Bestimmung  
dies sollte man da nicht die Hauptstadt der  
den und den republikanischen der  
Partei zu stellen, keine Revolution eine  
anderer von der Republik — gleich der  
der Ordnung von Rheinleiden Vater —

die im andrer Meinung, welchen  
die Revolution und die  
haben auswärts, sondern die  
und Ordnung der

Bruchstücke aus Polens neuester Geschichte.

(Fortsetzung.)

Folgen der bisherigen Schlachten. — Skrzynecki. — Stimmung.  
— Ereignisse bis zum Ausbruch der Polen aus Praga.

Am 26. früh Morgens nach dem mörderischen Kampfe stand der russische Anführer vor den rauchenden Trümmern der Vorstadt, die vor den Wällen von Praga liegt, und feste Bollwerke mit schwerem Geschütz besetzt und von einer Masse entschlossener Männer vertheidigt, boten ihm die eiserne Stirn; das Krachen der Eisblöcke und das Rauschen des Stromes verkündeten ihm, daß die Wechsel völlig in der Nacht aufgegangen war, und drüben stand im sichern warmen Schuß vor den Stürmen des nahenden Thauwetters und den nassen Frösten die polnische Armee, gepflegt von Freunden, Brüdern, belohnt für ihre Heldenthaten von dem feurigen Dank eines begeisterten Volkes, ermutigt zu neuer Ausdauer durch den Dankruf der Edelsten ihres Volkes, in der Hoffnung neuer Verstärkung ihrer Reihen durch die in raschem Fortschritt begriffene Organisation der neuen Regimente. — Diebitsch aber sah nicht nur den Kampf bisher ganz vergeblich geführt, sein Versprechen nicht gehalten, seinen ganzen Plan zerstört, da sowohl der rechte Flügel unter Geismar und Kreuß

fast zersprengt war, und, statt daß Russen auf dem linken Weichselufer bereits agiren sollten, die Polen unter dem kühnen Dwernicki auf das rechte überzusetzen im Begriff — da der linke Flügel unter Schachoffskoi, statt unterhalb Warschau in der Wojewodschaft Plozk die Bewaffnung zu hindern, zu ihm hatte herangezogen werden müssen — seine ganze Armee auf einen Knäuel zusammengeballt, einer monatlichen Unthätigkeit Preis gegeben; — sondern außer diesem Allen noch hinter sich eine ausgezehrte Einöde, neben und um sich aufstauende Moräste, auf denen Tausende von Verwundeten ohne Pflege, Obdach und Lazarethe lagen; die Verstärkungen weit hinter sich erst auf dem Marsch — vom Himmel Schnee und Regen auf seine Regimenter herabströmen. „Wer,“ sagt Willisen, „wer da weiß, was ein nasser Februar und März in Polen sagen will, dessen menschliches Herz krümmt sich vor Jammer über das Weh, das über Tausende gekommen seyn muß.“ — Dann, wie stand es mit dem Ruhme des mächtigen Rußland, das die Rebellen mit einem einzigen Schlage zu vernichten im Stande gewesen seyn sollte, — wie mit dem Ruhme des Türkenüberwinders und Balkanüberschreiters, sobald die in diesem ersten Augenblick über Europa hinlühende Tamatrompete von der Eroberung Praga's verstummt war, und nun die Sonne die polnische Memnonssäule auf den marathonischen Feldern von Grochow und Biatolenka beschien, und ihr den lauten Ruhmesklang für die kleine Heldenschaar der

Polen entlockte? Jetzt erst lag, statt einer schnellen Unterdrückung eines Rebellenhaufens, ein langwieriger Krieg mit einem begeisterten Volke vor seinem klaren Bewußtseyn. So viel Fehler Radziwill begangen, Diebitsch hatte gefühlt, daß die polnische Armee Oberste zählte, die an Feldherrntalent mit ihm, dem gefeierten Feldmarschall, sich messen konnten, daß er außer einem ganz geregelten und kunstgemäßen Krieg mit Truppen, die an Mannszucht seinen gleich, an Gewandtheit ihnen überlegen, durch Begeisterung nur bei vierfacher Uebermacht zu überwinden und zu erdrücken waren, noch einen Volkskrieg mit Massenaufständen zu führen haben werde, die, wie Napoleon ahnend 1808 schon von Spanien sagte, „den Krieg verewigen.“ —

Über einen noch furchtbarern Feind hatte das Mißlingen der Unternehmung für Rußland an der öffentlichen Meinung und Stimmung in ganz Europa geweckt, und Rußland hatte beim Türkenkriege gefühlt, was diese für eine Mitsreiterin ist; sie hatte dem eifersüchtigen England, dem besorgten Oesterreich das Schwert in der Scheide gehalten. Diebitsch konnte wohl wissen, daß das Urtheil der Masse der Völker immer nach dem Ausgange sich bestimmt. Hätte der Zufall die Spitze seiner Kürassiercolonne nach Praga gedrängt, wäre die polnische Armee abgeschnitten worden, mit einem Wort, hätte er wirklich einen entscheidenden Sieg erfochten — die Polen wären Thoren und Unsinnige, wo nicht gar Frevler, die Erzählungen

von der geheimen Polizei, von den Verletzungen der Verfassung nicht wahr, die Unnationalität des Aufstandes und die französische Aufhebung erwiesen gewesen; Niemand hätte ein Gewicht darauf gelegt, daß der polnische Feldherr mitten in der Schlacht im entscheidenden Kampfe verwundet, die Einheit ihrer Bewegungen gefehlt, kurz, daß ein Zufall hier entschieden. Den Leuten ist der Ausgang noch im 19. Jahrhundert ein Gottesurtheil, wie Italiens Beispiel soeben erwies, und nur als die Unentschiedenheit des mörderischen Kampfes gegen das große russische Heer, sowie, daß die Polen wirklich in einer mehrtägigen Hauptschlacht den großen russischen Massen die Spitze geboten, sich gezeigt, seit dem Augenblicke schlug jedes Herz für die polnische Sache, das nicht elendem Interesse und dem noch elenderen Egoismus des Verräthers, ein falscher Prophet gewesen zu seyn, unterlag \*). Wenn freilich auch jetzt noch wenige daran zweifelten, Diebitsch werde, wenn er über die Weichsel gegangen, die Sache bald beenden, da die Leute meist nach dem von den Heeren innegehaltenen Terrain den Erfolg eines Krieges berechnen, und die Correspondenzen in der preuß. Staatszeitung von

\*) So ging es namentlich mit manchem früher als liberal berühmten Professor. Noch jetzt werden von solchen Leuten ungünstig scheinende Nachrichten mit heuchlerischem Bedauern aber durchblickender Zufriedenheit, Nicht gehabt zu haben, aufgenommen!

„den Trümmern der polnischen Armee“ sprachen, die keine Hauptschlacht mehr auszuhalten im Stande seyen, — so wußte doch Diebitsch am Besten, was an der Sache, und daß, da die längere Dauer vor auszusehen, die Steigerung der Theilnahme und folglich deren endliches Wirken vor der Erdrückung der Polen gewiß vorauszu sehen war. Sebastiani hatte Ende Januar gesagt: „nous manquerions,“ d. h., ehe wir hinkämen, wäre es aus. Der englische Courier hatte noch am 28. Februar das Ende der polnischen Sache in diesem Augenblick für gewiß angesehen; — die Sprache dieser Cabinette mußte sich nach dieser Ueberzeugung modificirt haben. Mochte sich Sebastiani auch schämen, wie der deutsche Professor, das Interesse und die Stimmung Frankreichs gebot ihm nun eine andere Sprache. Casimir Perier, so sehr er und das juste milieu auf alle Weise den Frieden zu erhalten sich bestrebten, sie mußten doch schon da erkennen, eine gänzliche Vernachlässigung Polens werde zu größeren Unruhen und Uebeln endlich in Frankreich führen, als im Nothfall ein Krieg verursachte. Die Illumination von Paris auf die falsche Nachricht eines Sieges, die Trauerfahnen und die zerbrochenen Fenster Scheiben im Hotel des Grafen Pozzo di Borgo, eines sonst sehr verständigen und nicht unbeliebten Diplomaten, auf die eben so falsche Nachricht einer Niederlage, waren Anzeichen, die, man mochte sich stellen wie man wollte, nicht zu übersehen.

Sehen wir nach Warschau hinein, so finden wir

allerdings an den ersten und den folgenden Tagen eine ernste Stimmung, sehr mit der Unruhe und dem Jauchzen und der Regsamkeit, die unaufhörlich seit dem 29. November hier geherrscht, in Contrast. Die Kleder und Gesänge auf den Straßen, in den öffentlichen Orten waren verstummt, — wer nicht Geschäfte hatte, ging nicht aus — wer sich begegnete, sprach wenig Worte, nicht von den Ereignissen. Offenbar war Niedergeschlagenheit vorhanden, die sogar so ansteckte, daß einige Polen selbst die wahre Stimmung und ihren Grund verkennend, sie für Muthlosigkeit, für Hoffnungslosigkeit, für den Wunsch des Endes eines angeblich hoffnungslosen Kampfes haltend, sich zu Stimmführern aufwarfen, daß einige Bürger von der Nationalgarde dem Wunsch des Reichstags entgegen zu kommen glaubten, wenn sie eine Bittschrift um Eröffnung von Unterhandlungen einreichten! Wie sehr täuschten sie sich! Wie sehr hatten sie den vorläufigen Schritt zu bereuen! Ihre Namen wurden bekannt gemacht; sie mußten durch schleunige Abreise der allgemeinen Beschämung zu entgehen suchen! —

Die Gründe jener Niedergeschlagenheit waren natürlich ganz andere. Von Verzweiflung war um so weniger die Rede, als im Gegentheil Willisen selbst bemerkt: „Mit diesen beiden ersten Operationsepochen scheint die große Tragödie aber erst ihre Exposition zu Stande gebracht zu haben. Die Kraft des Aufstandes ist nichts weniger als gebrochen. Der Erfolg des Widerstandes reicht sicher weit

über das hinaus, was der kältere Theil der Nation erwartet. Wenn sich jetzt auch dieser Theil der Sache noch anschließt, entweder weil die Hestigen das Mittel haben, ihn zu zwingen, oder weil er selbst anfängt, Hoffnung zu schöpfen, so stehen dem grausamen Kampfe für seine nächsten Momente noch mehr Mittel zu Gebote als bisher; denn auch die Russen werden die geschwächten Kräfte sich ersetzen und mehren.“ — Jene schweigsame Stimmung lag in den getäuschten Erwartungen, mit denen die ritterlich-abentheuerliche lebendige Phantasie dieses Volkes den Ereignissen und Möglichkeiten vorausgeeilt war. Ohne alle Widerrede hatten sie nicht nur auf einen entscheidenden Sieg, sondern auf eine völlige Niederlage der Russen vor Warschau gerechnet; sie bedachten nicht, daß bei der furchtbaren Uebermacht an Truppen und Artillerie, die ihnen gegenüberstand, den Feind in die Flucht zu schlagen, eine reine Unmöglichkeit war, daß man wohl sie zurückdrängen konnte, und daß die Unentschiedenheit eines Sieges und Paralisirung der Russen schon für sie einem großen Siege an die Seite zu setzen war. Ja noch jetzt behaupten die meisten Polen, daß wäre Chlopicki nicht verwundet und dadurch Verwirrung erregt worden, die Schlacht bei Grochow sich mit einer vollständigen Niederlage geendigt haben würde. Und dennoch erzählen sie zugleich, wie es bei ihrer geringen Anzahl unmöglich gewesen sey, die russischen Infanteriecolonnen zur Flucht zu bringen, da sie mit

dem Bajonet sich erstechen, mit der Kolbe sich erschlagen ließen — aber stehen blieben; daß die polnischen Grenadiere namentlich von diesem fruchtlosen Erschlagen hatten abstecken müssen, weil ihnen die Arme vor Müdigkeit herunter gesunken wären. Daß eben darin die Furchtbarkeit der russischen Heere bestünde, weil — von der Infanterie sprechen wir, die Keiterei ist im ganzen Feldzuge von der polnischen zersprengt worden — wenn der Feldherr sie nicht selbst zurückrufe, sie nicht wichen. Darum auch die Masse von Gefangenen in allen Gefechten. — Zweitens war es demüthigend für die Polen, daß man von Warschau aus die Russen so nah gesehen, da man gehofft, nie andere als Gefangene der Einwohnerschaft zu zeigen. Endlich war es jener, den Polen so eigenthümliche heilige Ernst bet und nach großen Ereignissen, der sie zu religiösem Schweigen vermochte.

Die Armee selbst war muthig, der gemeine Soldat guter Dinge. Warum auch nicht? Denn die Schlacht bei Grochow erschien jedem Kriegerkundigen in der polnischen Sache ein so entscheidender Wendepunkt in militärischer Hinsicht, wie der 25. Januar die Entsetzung des Kaisers, als die natürlichen Führer des Volks wieder an die Spitze traten, in jener andern. Daß sie geschlagen worden war, und so, und an diesem Orte, war von unberechenbaren Folgen. Hier ist der Ort, die Verfahrungsweise des General Diebitsch in militärischer Hinsicht zu beur-

theilen, und auf ein früher geäußertes Wort von dem Vortheil der Fehler Chlopietis und der Dictatur, wie jener andern strategischen Unterlassungsünden, näher zu bestimmen. Müssen wir als Christen eine göttliche Führung der menschlichen Dinge annehmen, so zeigt sie sich hier ganz besonders.

Hätte nämlich Diebitsch, was ihn betrifft, noch einige Monate gewartet, die günstigere Jahreszeit eintreten, die Weichsel in ihr gewöhnliches Bett, die Wege in ihren gangbaren Zustand zurücktreten lassen, so hätte er, abgesehen von jenen obenerwähnten Vortheilen der schläfrig bis dahin fortgeführten Dictatur oder des Ausbruchs neuer Stürme in Warschau, ein gar leichtes Spiel gehabt. Die etwaigen Verstärkungen der Polen durch neu organisirte Truppen bis zum Mai hätten immer die, unterdeß herangerückten, aus Petersburg bereits ausmarschirten Garden, die bessern, unter der Zeit getroffenen Verpflegungsanstalten, die Niederhaltung jedes Versuches von Empörung in den mit seinen Massen besetzten altpolnischen Provinzen überwogen. In einem solchen Falle wäre eine Schlacht, wie die bei Grochow, über den ganzen Aufstand entscheidend gewesen; alle ihre Vortheile waren auf das Schnellste von ihm zu bezurzen. Nie hätte er in eine Lage, wie am 26. Februar vor Praga, gerathen können.

Und auf der andern Seite, wenn die Polen strategisch richtig gehandelt, und auf Strzynecki's Rath die Schlacht hinter dem Lhwec auf vorthellhaftem

Terrain angenommen, wenn, wie es da wahrscheinlich war, sie die Russen zurückgedrängt hätten; ganz dasselbe, fast noch mehr, als im ersten Falle wäre eingetreten. Diebitsch hätte an diesem ersten Hof erkannt, wie seine bisherigen Mittel nicht zureichten. Dicht noch an der Gränze von Polen konnte er ohne Schande sogleich wieder mit der Erklärung zurückweichen in seine Positionen in Litthauen und Volhynien, daß, da der Widerstand größer zu seyn scheine als vorauszusehen, er den Angriff überhaupt verschoben wolle. Bis vor Praga vorgerückt, war der Rückzug dorthin so mißlich, als der Ehre Rußlands und des Feldherrn zuwider, und geradezu ein Eingeständniß einer verlorenen Hauptschlacht. Oder, wäre er auch nicht ganz zurückgewichen, und hätte er in kleinen Gefechten die kleine Schaar der Polen, die damals, nach Litthauen ihm gegenüber vorzudringen, noch weniger Hoffnung haben konnte, als jetzt, einige Monate aus seinen sichern Stellungen heraus beschäftigt, immer war der günstige Zeitpunkt abgewartet, nicht hätte er Monate lang tief in einem feindlichen Lande bivouaciren und seine Armee weit auseinander legen, seine Kräfte nach dem Mißlingen eines, in Vereinigung aller unternommenen, stürmischen Angriffs vertheilen müssen.

So war nothwendig der moralische Eindruck auf die polnische Nation und Europa von dem Mißlingen eines dicht vor den Mauern vor Warschau geführten entscheidenden Hauptschlags auf den Aufstand, in dem

Augenblick, wo wegen des bisherigen Vorbringens die öffentliche Meinung Alles verloren gab, hundertmal größer, als wäre er dicht an der Gränze mislungen; gleich anfängliches Glück hätte man weit eher für einen vor dem vernichtenden Sturme noch täuschend hervordringenden Sonnenblick gehalten. Hätten alsdann die Polen sich muthig gezeigt, Niemanden hätte es weiter für sie sehr gewonnen; — aber ihre Uuerschütterlichkeit nach jener Schlacht warf ein gar tiefes Licht auf den Geist, auf die Kraft der Nation. — Endlich ist es gewiß, daß nichts einem Wolke in solcher Lage Vortheilhafteres geschehen kann, als wenn es mit gewissem Erwarten den vernichtenden Schlag immer unaufhaltsamer auf sich zu kommen, dicht vor seinem Auge den tödtenden Arm aufgehoben erblickt — dann ihn plötzlich gelähmt und zurückgehen sieht, und nun Zeit gewinnt, nachzudenken, daß es noch da sey, noch da stehe in ungeschwächter Kraft, daß die Sturmwolke ohnmächtig vorübergegangen. Sein Leben, seine Kraft ist ihm neu geschenkt, sie ist ihm ein schon verloren gegebener und nun unverhofft geschenkter Lotteriegewinn, den nun gegen Alles daran zu setzen Niemand mehr Bedenken trägt.

Von Diebitch waren somit große Fehler begangen. Er hatte den Krieg in völliger Unkenntniß des Geistes des Volks, oder vielleicht in absichtlichem Verkennen desselben, mit zu großer Geringschätzung des Segners, mit zu großem Vertrauen auf seine nume-

rische und materielle Uebermacht, mit völliger Nichtberechnung elementarischer Möglichkeiten, in zu großem Zutrauen auf einen bestimmten kurzen Zeitraum, in welchem er in Warschau seyn müsse, begonnen, und keine der Folgen eines Mißlingens berechnet. Wie Napoleon ward er, vielleicht zu hart, dafür bestraft. Der Glaube an sein untrügliches Feldherrntalent, der größte Talisman jedes Generals und Heeres, war in den Völkern, vielleicht auch in ihm selbst dahin. Denn seine schwankenden, unentschiedenen Maßregeln nach dieser Periode scheinen dahin zu deuten. In der öffentlichen Meinung kann er schwer seinen alten Ruhm wieder gewinnen, so geschieht er im Einzelnen später wieder mandyrren, ja selbst wenn er später als Sieger in Warschau einzuziehen mag. Der Feldherr, auf den einmal der Muthwille der immer durch den Instinct richtig geleiteten Masse solche Spottbilder gemacht hat, wie auf ihn, dem ist der Lorbeer genommen und die fürchtende Achtung, wie es Napoleon nach 1812 erging. — Die Geschichte wird später freilich manches Entschuldigende vorzubringen wissen, wenn alle Dunkel enthüllt sind. Niemand weiß gewiß, was des Petersburger Cabinettes Zweck im Frühjahr 1831 war und wohin die russischen Heere noch in diesem Sommer marschiren sollten. Immer ist es ein neues seltsames Zeichen, daß die Garde während ihres siebenwöchentlichen Aufenthaltes in Komja versichert haben soll, sie sey beim Ausmarsch aus Petersburg zur

Garnison in Warschau bestimmt gewesen, und daß man deshalb sie so lange zu gebrauchen Anstand nahm.

So kam, nachdem man die getäuschte Hoffnung verschmerzt, die alte Fröhlichkeit, das alte Jauchzen wieder, und wohl hatte Willisen Recht, wenn er prophetisch sagte: „selbst der kältere Theil der Nation werde sich nun anschließen.“ Mit Freuden sah man auf das Heer, das am andern Tage so fröhlich und glänzend ausfah, als sey es auf der Parade in der Schlacht gewesen. Die Reihen desselben ergänzten sich von allen Seiten, und besonders drängte sich Alles zu jenem berühmten vierten Regimente, dessen 4 Bataillone beständig vollzählig blieben, mochten die Reihen noch so sehr gelichtet gewesen seyn. Denn es war die größte Ehre, zu ihm zu gehören, und von allen Regimentern drängten sich die kühnsten Waghälse zu ihm heran. So war es nach russischen Berichten schon mehrmal ganz vernichtet, und stand doch immer da. Man könnte von ihm sagen, wie das alte Wort von den französischen Königen: er stirbt nicht. Die Liebe der Nation sprach sich dem Heere um so feuriger aus, je mehr man es früh Morgens am 26. schweigend nach seinem Uebergang über die Weichsel empfangen hatte, — und in aller Herzen tönten die Worte wieder, mit denen Czartoryski im Namen der Regierung es begrüßte:

„Im Angesicht der Hauptstadt, polnische Krieger, der Volksvertreter und der Nationalregierung habt ihr euch ewige Lorbeeren erworben. Es preisen euch

eure Landsteute und segnen eure Waffen! Der Senat, die Landbotenkammer und die Nationalregierung, gedeckt von eurer Brust, diesem sichern und unbezwinglichen Bollwerk, haben mitten unter dem Kanonendonner ruhige Berathung gepflogen. Ihr habet den Ruhm der Mitterthaten eurer Väter erreicht, deren ehrwürdige Manen von der Stätte der ewigen Glorie wonnevoll auf euch herabschauen. Verherrlicht ist durch euch unser Volk, geschmückt mit neuem Glanz unsere vaterländische Geschichte. Seyd gepriesen, tapfre Ritter, gepriesen sey euer Heldenmuth! Belohnung wird euch vom Vaterlande und unvergänglicher Nachruhm von der Nachwelt bereitet! — Polnische Krieger! die von den Volksvertretern gewählte Regierung wird, treu ihren Pflichten, sich nie von euch trennen, sondern jedes Geschick dieses Krieges mit euch theilen!

Aber der wichtigste, freilich zufällige, Gewinn der Schlacht bei Grochow war die in Folge von Chlopicki's Verwundung geschohene Abdankung des bisherigen Generalissimus Radziwill. Gleich folgenden Tages versammelte sich der Kriegsrath, und darauf der Reichstag zur neuen Wahl. Sie konnte jetzt an sich nicht mehr schwer seyn; denn der dreiwöchentliche Feldzug hatte ein schönes Talent nun schon hoch herausgehoben, den Helden von Dobro und Bernikter der feindlichen Kürassiere bei Grochow. Aber da waren viele Schwierigkeiten. Strzyniecki war noch Brigadegeneral, wenn auch Divisionsführer, und vor

ihm stand der alte Krukowiecki, stand Szembek, stand Paz, selbst Uminski. Freilich war nur Krukowiecki hauptsächlich zu berücksichtigen; ihn, den eifrigen Patrioten, hatte Alles lieb. Am meisten arbeiteten Uminski und Paz selbst an Strzynecki's Wahl, — und als man für Krukowiecki einen tüchtigen Posten gefunden, der ihn nicht gerade unmittelbar unter seinen ehemaligen Obersten stellte, waren jene Hindernisse beseitigt. Der treffliche Mann ergab sich sogleich mit schöner Selbstentsagung. „Unter die großartigen Tüde unsrer Revolution,“ so sprach von ihm selbst die *Nova Polska*, „gehört unstreitig das edle Benehmen des Generals Krukowiecki. Dieser unter den vaterländischen Fahnen ergraute Krieger liefert für junge Militärs in seiner Anhänglichkeit für die Nationalsache, in der völligen Verleugnung seiner selbst, das schönste Beispiel der Aufopferung aller persönlichen Rücksichten zu Gunsten des Vaterlandes. In dem Moment, wo Chlopicki damals zurücktrat, erklärte er zuerst in seinem und seines Corps Namen die völlige und unbedingte Fügsamkeit in den Willen des Volks. Jetzt zeigt er, wenige Stunden nach seinem ruhmvollen Gefecht bei Bialolenka, in der seine längst umkränzte Stirn sich mit neuen Lorbeeren schmückte, sein hochherziges patriotisches Gemüth, indem er bei der Abstimmung zuerst dem General Strzynecki seine Stimme gab.“ —

Szembek dagegen war dieser Selbstverleugnung nicht fähig; er nahm seine Entlassung. Krukowiecki

ward zum Generalgouverneur der schon seit dem 24. Februar in Belagerungszustand erklärten Stadt Warschau ernannt, welche Stelle er unter den bedenklichsten Umständen antrat. Woydzyński hatte schaff die Verwaltung geführt, so daß die Lazarethe in schlechtem Zustande und die Spionerie überall etablirt waren. Alles das gewann unter dem eifrigen, wenn auch heftigen, Krukowiecki eine ganz andere Gestalt, und wie wohlthätig er 6 Monate lang in diesem Posten gewirkt, werden wir nebst manchen komischen Zügen seines Eifers noch zu erwähnen Gelegenheit haben.

Noch an demselben Tage, den 26., ward Skrzynecki zum Generallissimus proclamirt. — Wir wissen von seinem Leben nur so viel, daß er in Gallizien geboren, bei der Insurrection gegen Preußen und Rußland im Jahr 1807 die hohe Schule Lemberg als junger Mann verließ, in polnische Dienste trat, den Feldzug nach Rußland, in Deutschland und in Frankreich unter Napoleon mitmachte; im Jahr 1814 als Oberst bei Brienne das Quartier befehligte, in welchem Napoleon sich befand; und mit demselben trefflich manövrierte. Einer Beförderung war er unter russischer Herrschaft in der polnischen Armee nicht theilhaftig geworden. Aber sein Charakter und die feste fromme Gesinnung, den sichern Tact, das klare Bewußtseyn, das seine Schritte leitet; erkennen wir gleich an den ersten Actenstücken, die seiner Er-

nennung folgten. Das erste war folgender Tagesbefehl an die Armee:

„Es ist gewiß eine Fügung Gottes, daß es euch gefiel, mich zu eurem Oberanführer zu wählen. Soldaten! wir haben vor uns einen Feind, der sich brüftet mit seinem Glücke, seinen großen Streitkräften, seiner in Europa überwiegenden Bedeutung. Doch wenn auch uns einerseits seine ungeheure Macht furchtbar vorkommt, so erscheint er andrerseits durch seine gegen uns verübten Gewaltthaten vor Gott und vor Menschen so strafbar, daß wir uns mit ihm im Vertrauen auf den Allerböchsten und die Heiligkeit unsrer Sache gutes Muthes messen können. Schwören wir nur in unsrem Herzen und Gewissen das uns so oft wiederholte Lösungswort: Sieg oder Tod fürs Vaterland, in seiner ganzen Bedeutung zu erfüllen, und dann werden wir gewiß als musterhafte Vertheidiger der heiligen und ewigen Völkerrechte in den Annalen der Geschichte glänzen, ja selbst wenn wir den mächtigen Feind nicht zu überwinden vermögen. Zu einem solchen Ruhme fordere ich euch auf, und biete euch auf dieser Helden- und Martyrerbahn Lorbeeren an. Wir werden uns aber gewiß die Siegerkrone erringen, sobald ihr mich mit Entschlossenheit, Eintracht und Gehorsam und energischer Wirksamkeit in Ausübung ritterlicher Pflichten treulich unterstützt.“ —

Noch treffender malen den neuen Anführer folgende Tagesbefehle, die einen Helden der Armee zum

Muster, einen Andern derselben als Verräther zum Abscheu vorstellen.

1. Ludwig Mycielski \*), gewesener Unterlieutenant im vierten Linienregiment, Vater von fünf Kindern, verließ auf das Signal des aufstehenden Vaterlandes seine Habe, Familie, und eilte aus der Fremde herbei, um als Freiwilliger in die Schaar seines ehemaligen Regimentes eingereicht zu werden. In den Schlachten vom 19. und 20. Februar gab er solche Beweise von Tapferkeit, daß die Officiere aus freiem Antriebe beschlossen, seine Ernennung zum Bataillonschef nachzusuchen. Nun trat die denkwürdige Schlacht vom 25. ein, in welcher Ludwig Mycielski in Heldenthaten sich selbst übertraf und mit ruhmvollen Wunden bedeckt auf der Wahlstatt für die heilige Sache des Vaterlandes fiel. Gepriesen sey sein Name. Augenzeuge seiner Thaten im Kampfe

---

\*) Graf Ludwig Mycielski, der aus dem Großherzogthum Posen herbeieilte, von dessen beispielloser Hingebung in der Schlacht bei Grochow die Zeitungen fast Abentheuerliches erzählen. Er stürzte zuerst aus der Posener Schwadron auf den Feind; eine Kartätschenkugel reißt ihm drei Finger weg; er verbindet die Wunde und bringt weiter vor; eine Karabinerkugel verwundet ihn am Fuß; er verbindet die Wunde mit seinem Halstuch; schon will er eine Kanone vernageln, als ihm eine Kartätschenkugel das Kinn zerschmettert; man trägt ihn fort, da erreicht ihn noch eine tödtende Kanonenkugel.

halte ich mich für verpflichtet, dem Gebliebenen das gebührende Lob nachzurufen.“ —

2. Während der unerschütterliche Heldenmuth des Nationalheeres den alten Ruhm der polnischen Wafsen mit neuem Glanze umstrahlet, während die unbegränzte Hingebung der Nation die derselben durch ihre unerlöschliche Vaterlandsiebe bei der Welt erworbene Achtung befestigt, ist es schmerzlich, der Armee zu verkünden, daß ein Officier höhern Ranges, ein unwürdiges Glied eines so edeln Volkes, die vaterländischen Fahnen verlassen und die Ehre der Anführung eines Schlachthaufens hochherziger Waffenbrüder mit ewiger Schmach vertauscht hat. Unglücklicher! Es verläugnen dich die brüderlichen Reihen und das Vaterland verstößt dich aus seinem Schooße; die sogar, welche der Verrath für den Augenblick erfreut, werden bald den Verräther verabscheuen! Ein solches Schicksal hat sich der gewesene Obrist-Lieutenant *Zwołński* \*) vom 8. Linien-Infanterieregiment bereitet. — Ich habe befohlen, den der Verachtung der Mit- und Nachwelt überlieferten Namen von der Armeeliste zu streichen.“ —

Erhebender noch erschien uns *Skrzyncki's* Antwort

---

\*) Ging aus Modlin, wo er in Garnison mit seinem Bataillone stand, zu den Russen über, die nicht verfehlten, in ihren Armeeberichten diese That als eine der preiswürdigsten Loyalitäten zu setzen.

auf die Adresse des patriotischen Vereins, der ihm zugerufen:

„Männer, im Dienste ergrisset, Krieger, durch Schlachten berühmt, und selbst fähig, die Tapfern zu befehligen, bewunderten Dein Genie, Deinen Heldennuth. Die Geschichte harret der neuen glänzenden Heldenthaten, mit denen Du Dich, Bürger und Feldherr, auszeichnen wirst. Die Nation gründet auf dieselben ihre Befreiung und der aufgeklärte Welttheil sehnt sich, durch jubelnden Beifall Deinen Namen zu feiern.“ —

Unbestochen durch diese aus dem Herzen kommenden, doch emphatischen Reden, sprach Strzynecki:

„Vom Glauben an die Sache der Freiheit und der Religion, des Jahrhunderts und der Civilisation tief durchdrungen, zweifelte ich nicht, daß ein gleich starker Glaube im Herzen jedes wahren Polen gefunden werden müsse. Wie gerne wollte ich das Glück, die Tugend und den Heldensinn unserer ehrwürdigen Vorfahren auferwecken, um dadurch die Tugend und den Heldensinn der gegenwärtigen Generation noch reger zu machen. Ich will alle moralischen und physischen Kräfte aus dem Schooße des Vaterlandes, aus dem Schooße Polens hervorrufen, um über den stolzen Feind ein Übergewicht zu gewinnen; ich kenne meine Lage und sende meine Seufzer zu Gott, daß er uns wahrhaft große Männer geben wolle, die unser Vaterland auf seine eigenthümlichen Grundfesten stellen könnten. Ich halte mich nicht für groß;

ich bin ein guter Pole, ein Bürger, dem die Mitter- und Volksehre eine heilige Sache ist. Das Vaterland über alles stellen und mich für dasselbe aufopfern, betrachte ich als meine heiligste, meine einzige Pflicht. — Indem ich der patriotischen Gesellschaft wünsche, daß sie dem Vaterland vollkommen nützlich werde und mit ihren Grundsätzen noch diese Wahrheit verbinde, daß Freiheit und Ordnung ein's sind, möchte ich gern ihre Bestrebung wirksam, vom Geiste der Ordnung geleitet und nach dem einzigen Ziele aller biedern Polen, nach dem Emporschwingen und Aufstehen des Vaterlandes gerichtet sehen. Mögen diese heilsamen Wahrheiten im ganzen polnischen Lande allgemein werden. Die Geschichte wird sich dann freuen, wenn zu ihrem Buche einige schöne Blätter zum Trost der Freiheit und der Tugend, zur Schande der Eigenmacht und der slawischen Dienfertigkeit hinzukommen."

Von diesem Augenblicke an kam durch ihn in das ganze Gerüthe ein anderes, freudigeres, lebendiges Wesen. In der Armee wurden sogleich die heilsamsten Veränderungen vorgenommen, und die Sachen waren nun nach dem ersten Feldzuge dahin gediehen, daß jene frühern Rücksichten nicht mehr genommen zu werden brauchten. Vorzüge der Jahre galten nicht mehr; Verdienste, Muth und Auszeichnung im Kampfe gewannen allein den Vorrang. Gleich jetzt zog Skrzyncki eine Menge jüngerer Talente empor und die Namen Rybinski, Dembinski, Czra-

nowski, Prondzynski tauchen empor. Erster, ein besonders verdienstvoller und geistreicher Officier, kam an Krufowicki's, der zweite an Szembek's Stelle; der dritte ward Chef des Generalstabes und der letzte des Quartierstabes der Armee. Auch der Kriegsminister Krassincki, der schläfrig genug die Geschäfte verwaltet, mußte dem Brigadegeneral Morawski Platz machen, der besonders die Einkäufe der Gewehre aus dem Auslande gleich kräftig betrieb. Außerdem erschienen alle Augenblicke Tagesbefehle, durch welche Strzynecki eine direkte Einwirkung auf den Geist der Armee versuchte. So haben wir einen vor uns, in welchem er die Warschauer selbst, wegen ihres Stiefers, um die Ausrüstung der von ihnen gestellten Truppen, lobt, während früher den einzelnen Schwämmen der Nowa Polska wegen Hie und da zu blicken-der Lauheit nichts entgegengesetzt wurde. Der Ton Strzynecki's ist hier wieder sehr verschieden. „Ein lebenslustiges Volk,“ nennt er die Warschauer Truppen, „gute Bekleidung, gehörige Rüstung, treffliche Pferde; alles das verdient die größte Anerkennung. Die Haltung der Soldaten, die Carabiner, Lanzen, alles verspricht, daß die Warschauer Kinder tapfere Krieger seyn und den polnischen Waffenruhm noch erhöhen werden.“ Dagegen rief er ein andermal den Poblachischen Jägern bei einer Musterung zurück, als sie ihm: „Es lebe der Generallissimus“ zugejauchzt: „wenn ihr euch werdet in der ersten Schlacht rüchtlig ausgezeichnet haben, dann werde ich auch rufen; es

leben die Poblachischen Jäger, doch eher nicht!“ — So nöthig sogleich der Befehl an die Redactoren der Warschauer Blätter war, daß sie von nun an keine andern, als officielle Nachrichten von den Bewegungen der Armee geben sollten, da sie sonst immer den Russen vorher alles ausgeschwaßt, und wenn wir deshalb beinahe den ganzen März hindurch in Ungewissheit waren, wo eigentlich die Armee stand und was sie vorhatte — so gab er doch zur Ermuthigung im Allgemeinen manches von der Art zu verstehen, wie der Krieg geführt werden solle. Das ganze System solle jetzt eine, dem Charakter der Nation entsprechende Gestalt annehmen. Ohne Umschweife kühn angreifen, das liege im Charakter des Volkes. Auf solche Weise hätten alle alten polnischen Heerführer den Krieg geführt; so kämpfe jetzt auch Dwernicki. Weber die Anzahl des Heeres, noch der Kanonen trüge den Sieg davon; sondern bloß die moralische Kraft. Wenn man den Feind, wiewohl in geringer Anzahl, kühn angreife, so besiege man ihn durch die der Kühnheit inlegende moralische Kraft; dieselbe wachse mit jedem dreisten Angriffe, indem man aber nur einen Schritt vom Schlachtfelde zurückweiche, so übertrage man diese moralische Kraft in den Feind.

In diesen feinen Bestrebungen ward Skrzynnecki von dem alten Krufowiecki wacker unterstützt. Die im Belagerungsstand verbleibende Hauptstadt erhielt die stärksten Barrikaden auf der linken Seite des Weichselufers, ja Minen wurden angelegt und die

Barrikaden so gestellt, daß die verschiedenen Quartiere abgesondert waren und einzeln immer noch vertheidigt werden konnten, wenn eins oder das andere wirklich erobert war. Dem Alten war es zuzutrauen, daß er sich eher mit der ganzen Welt in die Luft sprengt, als sich ergeben hätte, und deshalb sprach man viel von einem angeblichen Plane, die Russen über die Weichsel zu lassen, sie von da in die Hauptstadt zu werfen und dort sie mit der ganzen Stadt in die Luft zu sprengen; eine Maasregel, die, wenn sie in Anregung gekommen, sicher nur, wenn alles verloren war, ausgeführt werden dürfte! — Die Lazarethe wurden gereinigt, geordnet, die Kranken von den Verwundeten getrennt und verpflegt. Die Hauptthätigkeit ward aber auf Ausrottung der Spioniere gerichtet, die unter den Juden schrecklich überhand genommen. Bald auch wurden sie zu Duzenden eingebracht, von den niedergesetzten Kriegsgerichten schnell verurtheilt und in den ersten Tagen nach der Schlacht bereits eine Menge öffentlich auf dem Markte aufgeknüpft; ein Verfahren, dessen Folgen Diebittsch bald zu fühlen hatte. Der Eifer Kruckewick's war gar oft mit den Entscheidungen der Kriegsgerichte nicht zufrieden, und er setzte einmal das Volk in Erstaunen, als er öffentlich die Rechtsgelehrten Polens aufforderte, zu entscheiden, ob das Kriegsgericht ein Recht gehabt habe, einen preussischen Spion so zugeben, der von dem Polizeidirektor Schwede in Broraberg zur Aufkundschaftung der Bewegungen

der polnischen Armee abgesandt war und dafür 25 Rthlr. erhalten hatte. Allerdings hatte er nach dem Edikt von 1727, in welchem je dem Ausländer die Strafe bestimmt war, Recht, doch die schonende Politik Polens gegen die Nachbarstaaten erlaubte deren Anwendung nicht. Um so mehr fühlen wir uns verpflichtet, durch öffentliche Beschämung solcher Mandate den überall Eingeengten hingegen eine, wenn auch noch so schwache Hilfe zu leisten.

Die Armee wurde, da nunmehr durch die kräftigen Maaßregeln für die Organisation der neu formirten Regimenter gesorgt wurde, stark vermehrt. Reisende begegneten gleich nach der Schlacht auf dem Wege nach Kallsch neuen Infanterieregimentern, zum größten Theil freilich noch mit Sensen bewaffnet, auf ihrem Marsche nach Warschau. Dagegen war die neue Cavallerie nun bald vollständig. Am meisten zeichnete sich die Sandomirische und Lublinsche Cavallerie aus, so wie die Augustoweer; die 3 Kallscher Regimenter waren vollzählig; Masuren und Krakusen hatten schon bei Bialolenka gefochten. Die reitenden Jäger und die Podlachischen Krakusen wurden bereits mit Erfolg gegen die umherkriechenden Kosaken gebraucht.

Auch den übrigen gewerbtreibenden älteren Theil der Nation richteten alle diese Maaßregeln voll Vertrauen sogleich wieder in die Höhe, und die Warschauer Nationalgarde ganz insbesondere beehrte sich, den Mafel, den einige wenige Voreilige auf

Hier ist die Originalschreibung des Textes, wie sie in der Handschrift vorliegt.

sie geworfen, sogleich wieder zu verwischen. Eine energische Adresse an den Reichstag erklärte, daß sie unter allen Umständen Leben und Gut dem Vaterland darbringe und daß sie es ganz den Repräsentanten des Volkes überlasse, wie dieselben über sie zu verfügen für gut befänden.

Ferner unterließen auch die Russen nicht, die Leidenschaft des Jörnes von Neuem zu wecken. Die Nachrichten von der Behandlung der polnischen Gefangenen empörte die Nation auf das Aeußerste. Ein der Gefangenschaft gleich wieder entkommener Officier des 3. Fußjägerregiments erzählte, wie man die Polen längs der Reihen der Russen herabgeführt, die Soldaten ihnen in das Gesicht gespuckt — ein Oberst sogar dem Officier die Ehrenzeichen abgerissen, auch Diebitsch selbst, besonders aber der General Gerstenzweig, sie mit den härtesten Vorwürfen überhäuft.

Uebrigens war der größte Theil des März so sehr den kriegerischen Rüstungen ausschließend gewidmet, daß nur wenig legislative Sitzungen vom Reichstage gehalten wurden und wir sogleich zu kriegerischen Ereignissen übergehen können.

---

Ebenso wie über die bevorstehenden Pläne der Polen war man über die des General Diebitsch in völliger Ungewißheit. Daß die verbreiteten Nachrichten von einem Marsche nach Plozk und dort versuchten Uebergang über die Weichsel Absurditäten waren, be-

wies der preußische Stratege unwiderleglich. Nie kann Diebtsch, und das mögen die Leser für die folgenden Kriegereignisse im Auge behalten, dort oben nach Norden hin selbst das Kriegstheater versehen, da die Polen alsdann in seinem Rücken auf seinen Verbindungen sich feststellen können. Stromaufwärts nach Süden zu mußten seine Augen sich wenden. Dahin aber sich auszudehnen, zwangen ihn außer jenen Rücksichten gleich nach der Schlacht von Grochow andere Ereignisse.

Es war auch hier wieder in dieser neuen Epoche der General Dwernicki, welcher sogleich der Nation wieder voranging. Gleich nach der Schlacht bei Ryzywol war er sätlich herunter dem General Kreuz nachgedrungen, um ihn von der Weichsel abzuschneiden und ihn auf dem linken Ufer zu vernichten oder gefangen zu nehmen. Doch Kreuz, und darum war jenes Gefecht am 29. so wenig blutig und die Kanonenbeute für die Polen so gering, hatte die Schwierigkeit seiner Lage wohl eingesehen, nicht lange Widerstand geleistet, sondern die kostbare Zeit zum schnellsten Rückzuge benutzt. So war es ihm geglückt, über die Weichsel zu entkommen. Er hatte um so mehr eilen müssen, als der berühmte Landbote Roman Soltyf in Sandomir einen großen Haufen Kosyniere mit zwei kleinen Kanonen, dem Eigenthum seiner Familie, von unten heraufführte, die Gewehrfabriken am Flusse Kamenna zu decken und Kreuz von unten herauf dem General Dwernicki in die Hände zu

drängen. Schon hatte er bei Radom einzelne Gefechte mit russischen Truppenabtheilungen gehabt. — Da nun Kreutz jenseits der Weichsel sich auf größere Truppenmassen ziehen konnte, so mußte Dwernick mehrere Tage vom 20. Februar an noch diesseits verweilen, um seine Truppen zu vermehren. Es geschah dies durch die von Soltyk herangeführten Haufen; an Gewehre war bei ihnen nicht zu denken; Sensen und Beile waren ihre Waffen; die Gewehre und Kanonen sollten sie sich erobern. Doch stieß das Freicorps des trefflichen Julian Malachowski, Bruders des Ministers des Auswärtigen, aus einigen hundert wackern Scharfschützen bestehend, zu ihm. — Früh den 25. noch während der Schlacht begann er vorzurücken, und am 26. Februar, als die Kunde vom Ausgang der Schlacht bei Grochow noch nicht zu ihm gedrungen war, setzte Dwernick's Avantgarde unter dem Obersten Lagowski mit Kossynieren, mit 120 Freiwilligen vom Corps Wielhorski's und 100 Jägern Malachowski's, Blostowice gegenüber über die Weichsel, und Lagowski führte sie nach dem von den Russen besetzten Pulawy, dem berühmten schönen Sitze des Fürsten Czartoryski. Dort stand das ganze Dragonerregiment, welches der Herzog Adam von Württemberg commandirte. Der Ort ward Abends 5 Uhr überfallen; die Dragoner vertheidigten sich in den Ställen. 4 Officiere, 250 Dragoner, 90 montirte Pferde wurden gefangen, ein Magazin und Munitionswagen erbeutet, dem Feinde 35 M. getödtet

und 15 verwundet. In derselben Nacht ward auch Kazimierz überrumpelt. Die alte berühmte Fürstin Czartoryski, die Mutter des Präses der Nationalregierung, eine Polin im edelsten Sinne des Wortes, empfing die Befreier mit dem glühendsten Enthusiasmus. Die Einwohner hatten ihren Brüdern natürlich Hülfe geleistet.

Lagowski ging nach dieser Expedition jedoch wieder über die Weichsel zurück, und die Russen drangen wieder ein, besonders die Ueberbleibsel des Dragonerregiments mit einem Kosakenpulk, und ließen nun, über ihre Unfälle erbittert, den unglücklichen Einwohnern ihre Rache fühlen. Unter dem General Kawer, von dem bereits am 26. der Distriktscommissär von Zamosc in der Stadt Jadow begangene Gräuel meldete, plünderte man Pulawy. Die Apotheke wurde vernichtet, den Grundbesitzern alles Vieh und Getreide geraubt, das Stroh verbrannt, Fenster und Thüren eingeschlagen, und die Menschen retteten ihr Leben kaum durch die Flucht. Mehrere Bürger wurden unter dem Vorwande, daß sie zu den Rebellen gehörten, fortgeschleppt. Endlich stürzen die Russen selbst in den Palast der Fürstin und führen das Fräulein der Fürstin, A. Zaborowska, als eine Rebellin gefangen nach Konskawola. Die Meubeln aus den geplünderten Häusern wurden auf den Wachposten verbrannt. Das Branntweinmagazin diente zum Saufgelag, und was man nicht austrinken konnte, ward in die Weichsel geschüttet.

Doch dies war noch nicht genug. Pulawy mußte noch einmal, und dann schrecklicher, für die Siege der Polen büßen. Am 1. März setzte sich Dwernicki selbst mit seinem ganzen Corps in Bewegung. Der General Kreuz ahnete Dwernicki's eigentliche Absicht, jetzt weit südlich herüber nach Zamosc und dann auf kühnere Unternehmungen zu gehen, und zog auf der Straße nach Lublin vom Wleprz her nach Kurow zu, um ihm den Weg zu sperren. Da dies Dwernicki erfuhr, setzte er sogleich ein Detachement nach Pulawy, das eben ganz geplündert werden sollte, über, und ließ die Stadt erstürmen. Die Dragoner wurden wieder vertrieben, suchten aber mit 2 Kanonen die Stadt wieder, doch vergebens, zu nehmen, um Dwernicki's Uebergang zu hindern. Malachowski tödtete ihnen mit seinen Jägern einige Mann, worauf das ganze Corps den gefährlichen Uebergang über das Treibeis der Weichsel bewerkstelligte. „Der Umstand,“ erzählt Dwernicki, „daß der Feind vertrieben wurde, ist auch in der Hinsicht von großer Wichtigkeit, daß der Palast und der Garten, in welchem sich so viele, der Nation theure Denkmäler befinden, gerettet wurden; sie sollten den andern Tag durch die treuen Vollsührer der Befehle des Herzogs von Würtemberg bei ihrem Ausmarsch aus Pulawy vernichtet und zugleich mit der Stadt geplündert werden.“ Dwernicki verfolgte am 3. den Feind. In Kurow setzte derselbe sich mit seinen Kanonen; 4 polnische Schwadronen trieben die Russen heraus, nahmen ihnen die Kano-

nen und verfolgten sie. Hinter der Stadt kam ein neues Cavallerieregiment Russen hinzu; polnische Reiter kamen mit Artillerie zu Hülfe, von Neuem ward die Armee egerade des Kreuz unter Kawer total geschlagen und wieder 2 Kanonen genommen; in größter Verwirrung stürzten die Russen durch Markuszow, durch Lublin; Dwernicki zog in diese Stadt ein; vor ihm offen lag der Weg nach Zamosc, den er am 4. März sogleich antrat.

Der General Kreuz hatte sich indessen seitwärts von Lublin nach Tatarv zurückgezogen, besürchtete Dwernicki's fernere Angriffe und schickte daher sogleich Courtiere an die Reserven in dem nahen Wolhynien, mit dem Befehl, ihn sogleich zu verstärken. Dieselben fielen einem Streifcorps aus der Festung Zamosc in die Hände, und der wackere Commandant Krysiniski beschloß an demselben Tage, als Dwernicki noch in Lublin stand, am 4. März einen Ueberfall nach Uszczug hin, wo ein Theil dieser Reserven standen, um ihren Anmarsch zu verhindern und Dwernicki von dieser Seite für seine etwaigen fernern Pläne freie Hand zu schaffen. Er schickte 4 Compagnien aus verschiedenen Linienregimentern mit 4 Dreißfündern und 35 Krakenen und einigen Abtheilungen Landsturm nach Grubieszow. Diese gingen in der Nacht vom 4. und 5. über den Bug, stürmten die wolhynische Stadt Haus für Haus unter dem Gesang des Jeseze Polska etc., und hoben 360 Gefangene, eine Fahne, 200 Ge-

wehre und einige 100 Pferde auf, die glücklich nach Zamosc gebracht wurden.

Dwerneck dagegen konnte sich mit seiner kleinen Schaar natürlich in Lublin nicht halten; namentlich da Diebitsch sogleich den General Witt von Garwolin und von der Weichsel her mit einem starken Corps detachirte und dieser sich mit dem General Kreuz vereinigte. Das stärker werdende Thauwetter erlaubte keine schnellen Expeditionen; so zog sich Dwerneck mit seinem ganzen Corps erst nach Krasnystaw und von da später unter den Schutz der Kanonen von Zamosc; die Infanterie ward in die Festung gelegt; die Cavallerie blieb vor den Wällen. Der Zweck des einen Theils der Expedition war übrigens vollkommen erreicht: im Rücken der Russen stand ein kühnes und gefürchtetes Corps, das entweder gegen sie im Rücken debouchiren, oder jeden Augenblick nach Wolhynien marschiren und dort einen Aufstand erregen oder unterstützen konnte. Somit mußte Diebitsch einen großen Theil seiner Kräfte von Praga wegziehen und sich auf einer großen Fläche ausbreiten. Die Wichtigkeit von Zamosc lag hier nun am Tage. Ohne sie wäre die ganze Expedition und dieser große Vortheil nicht möglich gewesen.

Unterdessen drang der Herzog von Württemberg auf das unglückliche Pulawy von Neuem los, wo die Einwohner bei der Ankunft des größern Corps unter Dwerneck allerdings lauter als das erstemal ihren Jubel zu erkennen gegeben haben mochten. Doch, was

die Russen selbst in ihren Berichten an den Kaiser, in welchen sie auch seltsam genug von einem abscheulichen verrätherischen Ueberfall durch Lagowski sprachen, als Grund ihrer Grausamkeiten angaben, daß die Einwohner auf sie aus den Fenstern geschossen, davon finden wir kein Wort in den polnischen Zeitungen, die doch sonst jede energische Aeußerung des Patriotismus in der Nation so gar gern zur Kunde brachten. Die Russen wurden überhaupt in ihren Erzählungen, je mehr einzelne Unfälle sie erlitten und je länger sich der Krieg hinauszog, immer frecher, und die Leser werden bald einen erstannenswerthen Beweis davon erhalten. Schon als Dwernicki eingezogen, hatten sie beim Abmarsch mit Kanonen nach den Fenstern des Schlosses geschossen; alle Mädchen in Pulawy hatten sich damals auf den Tod vorbereitet, ihre Feierkleider angezogen und in schrecklicher Angst den Ausgang des Gefechtes erwartet, als das Erscheinen des hoch erhobenen Kreuzes der Dwernicki's Schaaren immer voranschreitenden Priester sie freudig durchschauerte. — Aber jetzt nach dessen Abmarsch war alle Aussicht auf Hülfe verschwunden. Als die Russen nun einrückten, schoßen sie von Mittag bis Abends auf den Palast und die Häuser der Stadt. Am 10. wurden 7 Bürger fortgeschleppt, gemartert und ärger als Thiere behandelt. Andern 2 Bürgern wurden die Augen ausgestochen und sie dann zu Tode gefoltert. — Ueber den Herzog von Würtemberg höre man aber die polnischen Zeitungen

selbst. „Er führte eine Abtheilung nach Pulawy, wo seine Mutter und seine Großmutter, die würdige, von allen Polen hochgeschätzte Fürstin Czartoryska, wohnte. Rücksichtslos erlaubte sich dort der Kosakenanführer Würtemberg die größten Gräuelt. Plünderung, Weiberschändung und Menschenraub bezeichneten die Anwesenheit des Ehrlosen. Als er zum drittenmale kommt, werden zweien Beamten die Augen ausgerissen und die unglücklichen Schlachtopfer mit der Knute zu Tode gemartert. Alles wird verbrannt und eingerissen. Die Bibliothek der Fürstin, größtentheils aus kostbaren Manuscripten bestehend, liefert der wilden Horde Brennmaterial; die Meubels, sowie das schöne Palais, der prachtvolle Garten und das gotische Häuschen werden vernichtet. Kurz, das schöne Pulawy, welches die herrlichsten Nationalerinnerungen enthielt, welches selbst viele Ausländer entzückt hatte, bietet jetzt ein gräßliches Bild der Zerstörung dar. Trauernd wird dereinst der Wanderer die Trümmer dieses Nationalheiligthumes betrachten; wehmüthig wird er gestehen müssen, daß selbst die Einfälle der Tataren im Mittelalter der gegenwärtigen Invasion der Russen nicht gleich kommen — und doch leben wir im 19. Jahrhundert, — und noch immer spricht Kaiser Nicolaus von seiner väterlichen Fürsorge für die Polen.“

Auf dem bisherigen großen Kriegsschauplatze vor Praga fiel keine bedeutende Waffenthat vor. Doch von Wichtigkeit und der Geschichte aufbehalten ist die Verhandlung des General Diebitsch mit dem Obersten Ledochowski, Commandanten der Festung Modlin, und dessen Antwort. Sie zeugte von der Gesinnung der Nation, diente, sie von Neuem zu ermutigen, und brachte in Europa, das immer noch an seinem Schreck über die falsche Nachricht von der Eroberung von Praga krankte, eine erfreuliche Wirkung hervor, zumal sie eher als der neue Sieg Dwernick's bei Kurow und Markuszow bekannt wurde. Während die preussische Staatszeitung sich von ihrem gewöhnlichen Correspondenten von der polnischen Gränze berichten ließ, es herrschten jetzt die Terroristen in Warschau, an ihrer Spitze stehe Skrzynect, ein „ausserst tollkühner Mann,“ und die Warschauer seyen über sie in Verzweiflung; mochte auch Diebitsch, durch den Uebergang Zwolinski's \*) aus der Besatzung von Modlin verführt, an eine gleiche Willfährigkeit beim Commandanten daselbst glauben. Er schickte den Oberst Kiel, einen von den 60 in der russischen Armee dienenden deutschen Oberofficieren und Generalen an Ledochowski mit einem Briefe voll Prahlerei und Schmeichelei, der allerdings im Auslande bekannt genug wurde, weniger aber der seine eigent-

\*) Der übrigens die bevorstehende Untersuchung der von ihm veruntreuten Regimentskasse fürchtete.

liche Antrag, Ledochowski möge die Festung nicht geradezu übergeben, sondern nur hübsch zur Hälfte russische Besatzung annehmen. „Gott, der Beschützer jeder gerechten Sache,“ schrieb er, „habe ihm den Sieg verliehen, jeder Widerstand sey vergeblich; Polen leide an der schrecklichsten Anarchie und ein so geachteter und ausgezeichnete Officier könne sich gar große Verdienste erwerben, wenn er zuerst das Beispiel der Rückkehr u. s. w. gäbe.“ Ob der Oberst Kiel zu ähnlichen klingenden Ueberredungsmitteln beauftragt war, wie sie im Türkenkrieg Barna glänzend erobert, steht dahin. Die Antwort Ledochowski's war eben so geistreich und fein, als der Schluß erhebend. Nachdem er sich über die Achtung „eines so berühmten Kriegers“ gefreut, und die Siege der Russen leider von einem andern Gesichtspunkte betrachten zu müssen erklärt, schließt er: „Wenn sich aber auch unsern Blicken keine andere Zukunft eröffnen sollte, als mit unsern Personen die Zahl von so vielen tausend Märtyrern der Liebe für die nationale Unabhängigkeit zu vergrößern, so würde auch dann die Besatzung von Modlin keinen Augenblick anstehen, ihre Kriegerehre mit religiöser Hingebung zu behaupten, und ihre dem Gemeinwohl gewidmete Aufopferung darzuthun.“ — Freilich hatte dadurch Ledochowski sich das Verdienst nicht erworben, wie der Ueberläufer Zwolinski in einem Bericht an den Kaiser zu prangen. Aber unter der Hand verbreiteten die Russen in der gefälligen Berliner Freun-

die, zu Hunderten liefen die polnischen Soldaten zu ihnen über.

Die Russen hatten sich gleich in den ersten Tagen der Schlacht auf einige Stunden weit von Praga zurückgezogen. Deshalb herrschte auch draußen auf dem Schlachtfelde Ruhe. Einige Plänklerereien mit Kosaken ausgenommen, wurde nur am 11. März eine größere Recognoscirung mit dem Augustower neuen Cavallerieregimente angestellt, welche das von dem Oberbefehlshaber nachher so genial benutzte Resultat ergab, daß ein starkes Corps unter Gelsmarffolirt von der Hauptarmee als Beobachtungscorps vor Praga stand, während Diebitsch sein Hauptquartier 4 bis 5 Meilen südlicher in Stennica hatte.

Mehrere Wochen vergingen so in der tiefsten Ruhe, und es findet sich in den polnischen Blättern ein Aufsatz: „die Stille,“ welche diese merkwürdige Epoche sehr gut bezeichnet, eine Epoche, die dem ganzen Europa so seltsam war, da es die schnellsten und unaufhörlichsten Vorfälle erwartet hatte. Es war die Ruhe, in welcher Plane reifen, eine stille Nacht, die auf der keimenden Frühlingsfaat liegt. Sie ward von den Polen trefflich benutzt. Ihre Blätter füllten aber die Spalten theils mit Nachträgen aus der Schlacht von Grochow, mit politischen Betrachtungen über die russische Politik, den Wiener Congreß, das Schweigen Frankreichs, die Urtheile Englands. Ja es gewährt ein seltsames Gefühl, die Blätter in diesen Wochen zu durchsehen und sogar

Recensionen über eine Aufführung des Barbiers von Sevilla auf dem Warschauer Theater in den politischen Zeitungen zu finden, gleich als läse man in der Abendzeitung einen Artikel des friedlichen Botschafter. Ein wunderbares Volk, das sich jetzt gebehrdete, als läge der Kampf, die Revolution, Jahre lang schon hinter ihm, und als gönnte es schon der noch mit den blutigsten Opfern zu erringenden ruhigen Unabhängigkeit, während ganz Europa es unrettbar verloren gab. Nur manchmal ging ein Sturm des Unwillens über die ruhigen Betrachtungen, wenn die russischen Berichte in Warschau bekannt wurden. Es mußte allerdings über alle Gebühr frech vorkommen, wenn der Sieg Dwernick's über Kreuz bei Nowa-Wies, in dessen Folge er jetzt bis Zamosc vorgeedrungen war, als eine ihm beigebrachte Niederlage dargestellt wurde, ein Gefecht des Obersten Lachmann gegen 200 Kosyniere am Narew als ein Sieg über 5000 Mann. Besonders scheint der General Kreuz, dessen Menschenfreundlichkeit sonst gegen Gefangene besonders gelobt wird, mit seinen Berichten das allerseltfamste Schicksal zu haben. Ist er selbst kein Lügner, so lügt statt seiner Diebitsch. „Transbalkanischer Held,“ rief ihm eine Zeitung bei dieser Gelegenheit zu, „die verlorne Schlacht auf polnischem Boden hätte Dir Deinen früher erlangten Ruhm nicht geraubt; denn die Welt weiß, daß, wo ein Volk für sein Daseyn, wo es mit dem Entschluß, zu sterben oder zu siegen, sich schlägt, die

größten Feldherrntalente nichts fruchten können; aber da Du durch deine Lügen bewiesen, wie fern Du von der Dir beigelegten Größe bist, da Du gezeigt hast, daß sogar der Begriff derselben Dir fremd ist, so sage Lebewohl dem ungerecht und nur zu lange genossenen Ruhme. Noch früher als Deine Armee hat Dein Name sein Grab in Polen gefunden!“

Uebrigens tauchte in diesen Wochen hin und wieder eine Hoffnung auf Diversionen und Aufstände in den altpolnischen Provinzen auf. Ob und welche Nachrichten davon die Regierung hatte, läßt sich nur vermuthen, da höhere Generale schon am 26. von einem Aufstande in Podollen schreiben, den der berühmte arabische Reisende Nzewuski an der Spitze von einigen hundert berittenen Edelleuten erregt und der Kaminiac Podolski bereits eingenommen haben sollte. In das Publikum und die Blätter kamen nur von Zeit zu Zeit Gerüchte, da die russischen Truppen alle directe Verbindung in diese fernern Gegenden abgeschnitten. Ein gar seltsames Actenstück aber ist die Proclamation des russischen General Vermolow, die in diesen Tagen zum Vorschein kam, und bei einem auf dem Schlachtfeld von Grochow gefallenen, mit einem Andreaskreuz gezielten, russischen Officier gefunden seyn soll. Ein ächt russisches Product ist es; der General Vermolow hat es nirgends widerrufen; es maßt zu sehr die Beschwerden der eigentlichen Russen, als daß wir dies Document,

das keine deutsche Zeitung geben dürfte, unsern Lesern vorenthalten möchten.

Sie lautet wörtlich also:

Tapfere Söhne Rußlands! ein siebenzigjähriger Greis, der vier Regierungen erlebt und das Volk und die Nation genau kennt, spricht zu euch mit einem für das Wohl des Vaterlandes sich aufopfernden Herzen; vom Sturm des Despotismus umhergetrieben, will er noch an der Reize seines Lebens volksthümliche Freiheit in eure Seelen hauchen und sterben als Freier.

Russen! hebet eure Häupter auf; in ganz Europa, vorzüglich da, wo die Aufklärung die segensreiche Wahrheit angezündet, sind Alle von einem Gefühl durchdrungen. Sie erwählten sich Tyrannen und empfanden, daß es keine größere Schmach gäbe, als Sclaveret und Despotismus ruhig zu ertragen.

Russen! habt ihr dazu kräftige Arme und unerschütterliche Seelen empfangen, um sie nicht zur Zertrümmerung der euch aufgelegten Ketten zu gebrauchen?

Rußland, die Königin des mitternächtlichen Europa, kann, nachdem sie die Freiheit der Völker gerettet, ihre eigene nicht erringen. Ach, warum ächzt ihr denn, warum mangelt euch der belebende Muth? Sclaven seyd ihr, euer Czaar ein Despot, und dennoch bebet ihr vor dem Angesichte der Eigenmacht, und an Freiheit denken, nennet ihr Laster! Ihr so tapfer dem Feinde gegenüber, so schrecklich den Mäch-

ten der Welt, ihr seyd Knechte des Vorurtheils und der Uebermacht.

Russen! die Augen aller Nationen sind auf euch gerichtet, der unerschütterliche Geist und die kräftige Rechte des russischen Kriegers sind weltbekannt. Jeder kennt die einfachen Sitten des russischen Landmannes und das erhabene Gemüth des Bürgers. Allein was nützen diese Naturgaben da, wo der Despotismus unter dem Namen einer rechtlichen Macht herrschet; wo der Stolz seine Stirne verwegen emporhebend, den Nächsten mit dem Fuße der Verachtung tritt und mit weit hingebehnten Flügeln das Aufstreben des Glückes und der Freiheit niederdrückt? Was hemmt euren Anlauf zur Erlangung volksthümlichen Glückes und unschätzbarer, goldener Freiheit? Vielleicht das Vorurtheil, daß eure Väter auch als Sklaven lebten und starben? O nein! die Aufklärung, die den Nebel der Knechtschaft zerrissen, hat eine solche Stufe erreicht, daß der ärmste Russe den ganzen Werth und die Heiligkeit der Freiheit fühlt; doch unvermögend ohne fremden Antrieb zu wirken, kann er nur stillschweigend über die ihm mangelnde Freiheit seufzen.

Es gibt kein Beispiel in der Geschichte, daß derjenige, welcher kräftig und feurig nach Freiheit strebte, sie nicht auch erringen sollte. Gott selbst segnet jedes biedere Vornehmen. Blicket nur umher auf das Glück anderer Völker, ihr, Opfer einer immer schwereren Eigenmacht! Blicket hin auf die Liebe

eures Volkes für seinen Monarchen, der mit Sanftmuth und Barmherzigkeit regierte, später aber, vom Stolze geblendet und von gemeinen Ohrenbläsern irregeleitet, auf eine schreckliche Weise eure gefaßten Hoffnungen täuschte. Sehet die Früchte seiner Gunst und seiner Gerechtigkeit, welche er, bloß um eigenmächtig zu herrschen, den nicht überwiesenen und nicht gerichteten Opfern, durch eine bis jetzt in Rußland beispiellose Art von Strafe widerfahren ließ. Blicket hin auf die jetzigen Nationaltrophäen, mit welchen unsere Brüder aus der Türkei zurückgekommen sind. Zurückgekommen, jedoch nicht Alle. Wo sind ihre Waffengenossen? Wo sind die Brüder unserer Russen? Sie sind dort, dort, jenseits des Balkans. In der türkischen Erde ruhen ihre Gebeine. O könnte der tiefgerührte Russe in seinem Schmerze wenigstens ausrufen: „Sie starben für uns, sie fielen für das Wohl des Vaterlandes!“ Doch nein! dieß waren Opfer der Selbstherrschaft; diese unserm Herzen so theuren Opfer wurden dem Stolze und der Wildheit zweier Despoten dargebracht. Wo sind unsere Väter, Brüder, wo unsere Söhne? Sie kehren nicht mehr zurück; doch in ihrer gerechten Rache schicken sie zu uns ihre Grabgefährtinnen, Seuchen, damit dieselben denen, die Freiheit ohne Aufopferung erringen wollen, damit sie uns Freiheit in der Pest, in der Cholera bringen.

Sehet die Rache Gottes, beleidigt ob den unserer

glorreichen Kirche seit der Zeit des Czars Alexis Fedorowicz immer mehr drohenden Streichen. Russen! ihr habt zu befürchten, daß jede Minute euch strengeres Unglück bringe — denn das Glück der Völker ist ja eine unbeachtete Lehre; der Handel ohne Hülfe und Stütze von der Regierung; die Kaufleute, mit Lasten gedrückt, die Bauern, durch Abgaben vernichtet, kaufen ihre Seelen los, als wenn sie sie von der Hand des Czars empfangen hätten. Die alten russischen Bürger leben in Schande und Verachtung, während Aufständlinge die ersten Stellen im Lande einnehmen. Sie berauben die russischen Unterthanen, denn es sind nicht unsere Brüder. Und wo ist denn der kriegerische Geist? Wo die alten Helden Rußlands? Wo die Dolgorukis, die Poxarskis, die Minins, welche sich einst im Namen Gottes, der Nation und des Czars bewaffneten? Sie unterlagen Alle; und uns wählte man zu schändlichen Werkzeugen des Despotismus. Wehe uns, wehe! wir haben blindlings gehorcht.

Russen! wir beklagen uns vergebens; nutzlos vergießen wir Alle bittere Thränen. Seziemen sich solche Waffen den tapfern Edhnen Rußlands? Mit dem Schwert in der Hand eilet hin in die Hauptstadt und aufs Schlachtfeld, von Mitternacht bis zu Mittag, um euch Nationalfreiheit zu erkämpfen. Wer vermag eurer Tapferkeit zu widerstehen? Die Götzen des Despotismus werden vor der volkstümlichen Freiheit hinstürzen, es eröffnen sich die Bücher

des göttlichen Testaments; der Czaar bleibt Vater, wir aber sind alsdann keine Waisen mehr, nicht fremd auf unserer eigenen Erde; so wie die Engländer, wie die Franzosen, wie die Griechen unsere Brüder in Christo, eben so werden auch wir frei und durch ewigen Ruhm unsterblich seyn.

So schreitet nun hin auf das Feld der Freiheit, ihr Kinder der Wolga und anderer Ströme. Die Zeit ist da, wo wir handeln müssen. Wer wird es wagen, den würdigen Söhnen Rußlands Hindernisse in den Weg zu legen? Weniger berühmte und weniger zahlreiche Nationen sind aufgestanden, nicht achtend der sie umringenden Mächte, die auf ihre Vertilgung glerig lauerten. Die Zerstreuten verbanden sich, und die mit eigener und fremder Wehre Bewaffneten eilten auf die Stimme des Vaterlandes, ihre Nationalrechte und Freiheiten zu vertheidigen.

Die Stunde hat geschlagen! Gott, in dessen Hand das Loos der Könige und der Nationen liegt, wird auch uns segnen. Ihr habet zwar Treue geschworen, doch auch der Czaar schwur, daß er euer Vater seyn werde. Er hat zuerst den Eid gebrochen und wir sind davon frei. Dennoch aber ehret unsern Kaiser als den Gesalbten Gottes, als die höchste Macht. Nur müßt ihr die Form ändern, eine Constitution verlangen. Russen! die ihr nach dem Glücke eurer Familien und ihrer Nachkommen strebet, benuhet den gegenwärtigen Augenblick, eilet an die Ufer der Wolga; dort wehen schon die Fahnen russischer Frei-

hett. Dort haben wir schon das Werk begonnen. Die Bürger mit den Soldaten vereinigt, schwuren als sie Waffen anlegten, im Angesichte der Welt: Tod oder Freiheit. Wem die Entfernung nicht erlaubt, sich mit uns zu verbinden, der möge dort, wo ihn meine Stimme erreicht, die im tiefen Schlaf versenkte Seele erwecken, und mit der Waffe in der Hand sich Freiheit und Verfassung erkämpfen. Krieger! das Vaterland streckt nach euch die Arme aus. Von euch erwartet es seine Befreiung. Gebet nicht zu, daß es ferner ein Launenspiel des wilden Despotismus bleibe.

Unser Thron hat keine Freunde, außer die ihm verkauften Söldlinge. Für Geld verrathen sie im Schlachtfelde; sie werden auch den Thron verrathen. Wir müssen frei seyn. Erhebt euch blos und der Thron erbebe!

Sollte aber der Despot unser Vornehmen vermöge seiner Günstlinge hemmen wollen, und vergessen, daß er unser und nicht ihr Monarch, daß er Vater der vielzähligen Familie der Russen ist, alsdann erst möge es sich zeigen, daß der Selbstherrscher nicht länger Rußland zu unterdrücken vermag, daß die Russen Freiheit fordern, daß sie frei seyn können und werden.

Samarad den 29. Januar 1831.

Jermolow.

Skrzynecki's Briefwechsel mit Diebitsch. Die Schlachten von Wawre, Dembe-Wielki und Iganie.

Die in der Hauptstadt herrschende Stille ward plötzlich durch einen Tagsbefehl des Generallissimus vom 27. März unterbrochen, dessen Inhalt die ganze Nation überraschte und plötzlich aller Augen wieder auf den Kampfplatz richtete. Schon öfter waren seit der Schlacht von Grochow Gerüchte von einem Verlehr polnischer Parlamentairs mit dem russischen Hauptquartier zur Kenntniß des Publikums gekommen; die Behörde verschleierte ihre eigentlichen Zwecke mit den Nachrichten von Austauschungen gegenseitiger Gefangenen und namentlich des schwerverwundeten Stabsofficiers Spendowski, weil der Muth der Nation vielleicht durch die Ahnung von Unterhandlungen geschwächt, hauptsächlich den auswärtigen Zeitungen noch mehr Gelegenheit gegeben werden könnte, von der Verzweiflung, Muthlosigkeit und der Partheizerissenheit in Polen Märchen zu erfinden und zu erzählen.

Wir geben den Tagsbefehl mit seinen Beilagen vollständig, da er nur durch wenige Zeitungen unverstümmelt bekannt worden ist. Er bedarf keines Commentars. Das war also die Handlungsweise der Warschauer „Terroristen“ und des „tollkühnen Mannes“, der an ihrer Spitze stand?

Soldaten und Waffengefährten!

Von dem menschlichen Gefühl geleitet, welches vor Blutvergießen zurückschaudert, zumal wenn auf

friedlicher Unterhandlungsbahn so viel Mittel liegen, unsem Volk das gebührende Recht angedeihen zu lassen, habe ich dieselben betreten, und setzte mich als Oberbefehlshaber und Bürger in Verührung mit dem Feldmarschall Diebitsch-Sabalkanski, Anführer der russischen Truppen. Ich lege euch hier die, nur aus vier Briefen bestehende Correspondenz vor. In derselben ist Alles erschöpft, was ich, nicht minder um euer Leben und eure Ehre besorgt, als das künftige Schicksal der Bevölkerung von mehreren Millionen und ihrer spätern Nachkommen im Herzen tragend, an Kräften dafür habe aufbieten können. Ihr werdet aus diesem Briefwechsel den ganzen Verlauf und das Ende der Verhandlungen, zugleich die Politik eines polnischen Kriegers, so wie auch die Bedingungen und Absichten des gegen die gute Sache eines unschuldigen Volkes erbitterten Stolzes ansehen. Wiewohl es zu jeder Zeit und bei jeder Gelegenheit dem Feldherrn geziemt, an den Frieden zu denken, so habe ich doch dazu den angemessensten Zeitraum gewählt, den, in welchem ich die polnische Armee an Zahl, Disziplin und kriegerischem Geist stark und Ehrfurcht gebietend sah, wo die in allen Adern der Nation lebhaft stürmende Thatkraft uns zur Beharrlichkeit und zum energischen Kampfe anfeuert. — Mein Bewußtseyn bezeugt mir, daß ich die Pflichten eines Oberanführers des Volksheeres in ihrem ganzen Umfange erfüllt habe. Denn der Feldherr ist nicht nur verbunden zu kämpfen und wieder zu kämp-

pfen, sondern so oft er das Schwert emporhebt oder sinken läßt, dem Feinde den Frieden immer wieder anzubieten. Diese Regel gründet sich auf das Völkerrecht: dieser Grundsatz war der aller Generale, sogar derer in den stürmischsten Zeiten der französischen Revolution.

Wie ihr sehet, Soldaten und Waffenbrüder, ist hier diese meine Feldherrnpolitik zu Ende. Urtheilt darüber mit Vernunft und Billigkeit. Ich überlasse andern Meinungen freien Spielraum und mische mich nicht in den Streit. Wir aber, wir dürfen nun bloß noch zum Kampfe uns anschicken. Ihr seht selbst, Soldaten, wir können keine andere Politik haben, als die in unserer Devise: „Sieg oder Ehrentod für's Vaterland!“

Auf diesem Wege nur können wir uns durch Ausdauer, Tapferkeit und völlige Hingebung Sieg und Unabhängigkeit erkämpfen. Wir können aber auch fallen. — Das Eine wie das Andere liegt im Schooße unseres Schicksals verborgen. Doch bleibt das Eine gewiß: ist unser Untergang entschieden, so wird der Feind der Menschheit weiter hinaus über unsere Gräber dringen und Europa das furchtbare Gespenst des Despotismus anstarren; er wird in dieser Gestalt die erschlaffte Civilisation mit Schreck erfüllen und Hohn sprechen den gegen unsere Sache gleichgültigen Regierungen und Völkern, deren Länder, in Selbstsucht eingeschlafert, ohnmächtig hinter uns daliegen.

I.

Brief Skrzynski's an Diebitsch.

Mein Herr! Da mir der Oberlieutenant Mycielski die Unterhaltung, mit welcher Ev. Exc. ihn zu beehren geruheten, mittheilte, so beeile ich mich, Sie von den Gefühlen, welche diese Unterredung in mir hervorgebracht hat, in Kenntniß zu setzen. Ich werde mich mit ächt militärischer Freimüthigkeit ausdrücken; sie ist die Grundlage meines Charakters, und ich stelle sie höher als alle diplomatischen Spitzfindigkeiten.

Es wundert Sie, Herr Marschall, daß wir uns lieber den größten Unglücksfällen und allen schrecklichen Folgen, welche dieser Krieg nach sich ziehen kann, aussetzen, als uns unterwerfen wollen; Sie betrachten sogar diese Unterwerfung als das einzige Mittel, wodurch die Dinge wieder in statu quo ante bellum gebracht werden könnten. Allein ist nicht eine solche absolute Forderung eine unzulässige Bedingung? Wie sollten wir einwilligen, uns wieder in den vorigen Stand versetzen zu lassen, welcher so unvermögend war, der polnischen Nation genügende Bürgschaften zu leisten? dieser Nation, welche, ich wage es zu behaupten, durch ihre langen Trübsale so würdig ist, den Königen und den Völkern das lebhafteste Interesse einzuspenden? dieser Nation, aus der man ein Märtyrervolk gemacht hat? Sollten wir also eine Verlängerung unserer Mißgeschicke wünschen können, jetzt, wo alle unsere Kräfte sich verei-

nigen, um bei uns eine legale Ordnung einzuführen, der Art verbürgt, daß ihre Stabilität keinem Zweifel mehr unterworfen ist? Wir opfern Alles auf, um das Glück des Vaterlandes zu sichern, und man bletet uns an, in einen Stand der Sachen zurückzukehren, in dem kein Pole einen Augenblick seiner Zukunft sicher seyn könnte. Die edle Pflicht, die wir uns auferlegt haben, verträgt sich nicht mit Ansprüchen, deren Zulassung die Erniedrigung der Nationallehre und die Unterdrückung des Vaterlandes nach sich ziehen würde. Es geziemt sich, ja, es wäre sogar vernunftgemäß gewesen, die Wiederherstellung eines auf die vom Kaiser Alexander erteilte Urkunde gegründeten Systems anzubieten; man hätte aber nicht glauben sollen, daß der Starke immer Recht, der Schwache immer Unrecht habe. Daher auch der Geist des Manifestes vom 17. Januar die polnische Nation zu dem Aeußersten brachte (*a jetté la nation polonaise dans des voies extrêmes*); denn es wird darin eine blinde Unterwürfigkeit, ein unumschränktes Zutrauen gefordert, ohne auf die der Nation zugefügten Beeinträchtigungen die mindeste Rücksicht zu nehmen, ohne ihr sogar die Hoffnung zu lassen, daß die Ursachen dieser Mißbräuche aufhören werden. Dieses Manifest hat die Nation gezwungen, ihr politisches Leben zu vertheidigen und sich in die Lage eines Volkes zu versehen, welches ein unwiderstrebbares Recht hat, alle seine Kräfte zur Wiedererlangung seiner Selbstständigkeit zu ge-

Branchen, sobald es seinen Regenten in einem Tone sprechen hört, aus dem es den Verlust seiner Rechte und den Umsturz seiner gesellschaftlichen Institutionen ahnen kann. „Gerechtigkeit, Gerechtigkeit, und keine Unterwürfigkeit,“ so lautet der Ausruf der Polen, und wenn er bis ans Herz des Kaisers dringt, so wird er Ihm die Beschlüsse eingeben, die über uns gefaßt werden müssen.

Unstreitig, Herr Marschall, ist die Sache Polens eine politische Frage, auf welche Se. Majestät der Kaiser vor allen andern seine ganze Aufmerksamkeit richten müßte. Sollte nicht der Fortschritt aller Revolutionen nicht allein bei uns, sondern auch in der ganzen europäischen Gesellschaft, gehemmt werden können, wenn Se. Majestät die strenge Gerechtigkeit um Rath fragte, und sich nach ihr, der Tugend, richtete, die allein die Throne und das Wohl der Völker sicher stellen kann; deren sträfliches Vergessen hingegen so schnelle Umwälzungen seit der Theilung unseres unglücklichen Landes hervorgebracht hat? Wenn es auch wahr ist, daß man von beiden Seiten zu weit ging, sollte man denn nicht, wenn man streng rechtlich verführe, ein Ausgleichungsmittel ausfindig machen können? Gewiß, doch ist es überaus nothwendig, daß die Bedingungen weder für die eine noch für die andere Seite irgend etwas Erniedrigendes enthalten; denn wenn man Ihrerseits glaube, die Ehre des Kaiserreichs dürfe nicht besetzt werden, so haben auch wir ein Pfand, das wir heilig achten

müssen, die Nationallehre nämlich, deren Schändung wir Niemandem je erlauben werden. Der Kaiser selbst, wenn es Sein Wille ist, die Polen sich als Unterthanen zu erhalten, kann nicht mit ihrer Erniedrigung beginnen wollen.

Aus den Worten, welche Ew. Excellenz an den Oberstlieutenant Mycielski richteten, geht hervor, daß man Sie über den Zustand der Gemüther in Polen falsch berichtet hat. Sie glauben, Herr Marschall! daß die Theilnahme aller Klassen von Einwohnern an unserer Revolution größtentheils erzwungen wurde. Ich kann aber Ew. Excellenz versichern, daß dem nicht also ist, sondern daß die Mitglieder beider Kammern, die Armee und die ganze Nation von einem Geiste beseelt sind, und daß ihre Hingebung für unsere heilige Sache keine Schranken kennt. Ich habe Gelegenheit gehabt, mich selbst davon zu überzeugen, als ich Heerschau hielt und jeden Soldaten insbesondere fragte: ob er bereit sey, sein Leben für die Ehre der Nation hinzugeben? worauf Alle einstimmig ausriefen: daß sie fürs Vaterland gern sterben wollen; und dennoch hatte ich früher erklärt, daß es einem Jeden, der bei sich nicht Kraft genug zu einer solchen Aufopferung fühle, die Kriegerreihen zu verlassen frei stände. Die Nation ist durchdrungen von der Heiligkeit ihrer Sache, und zweifelt keineswegs an der Rettung des Vaterlandes. „Alles verlieren, außer der Nationallehre,“ dies ist die Devise der Polen und des

ganzen Militärs. Als Oberhaupt des Heeres theile ich mit ihm diese edeln Gefühle. „Die Armee“, sagen Sie, Herr Marschall, „hat die Revolution angefangen, sie muß also zuerst Vorschläge machen, welche die Verhinderung des Blutvergießens bezwecken sollen (ce serait donc à elle à prendre l'initiative dans les arrangements, qui auraient pour but d'arrêter l'effusion du sang). „Doch wenn wir auch dieses zugeben, so ist es nicht minder wahr, daß die ganze Nation, seit 15 Jahren hindurch in ihren theuersten Interessen beeinträchtigt, ihre Rechte zu vertheidigen in Massen aufgestanden ist. Die polnische Armee kann also nicht ihre Sache von der des Volkes trennen, und ist uns Untergang beschieden, so wird die Armee vor der Nation untergehen. Ew. Excellenz haben selbst der Tapferkeit des Heeres Gerechtigkeit widerfahren lassen; dieser Beifall kann ihm nur zur Ehre gereichen. Sie erklärten desgleichen, Zuneigung zu hegen für eine Nation, von der sie herkommen; Sie geruheten endlich zu versichern, daß Sie Pole sind mit Leib und Seele. Fürchten Sie demnach nicht, diese Gefühle laut werden zu lassen, indem Sie Sr. Majestät den wahren Stand der Sachen der Art auseinandersetzen, daß Höchst dieselben sich überzeugen, wie leicht Sie durch Entschlüsse, die Ihrer, Rußlands und Polens würdig sind, Ströme Blutes hemmen können; Entschlüsse, die der polnischen Nation hinsichtlich der Stabilität ihrer recla-

mirten Rechte die nöthigen Garantteen geben und auf zwei unbedingte Nothwendigkeiten gestützt seyn müßten: auf die Religion und die Freiheit.

Warschau den 12. März 1831.

(gez.) Skrzynceki.

## II.

Brief an den Obristen, Grafen Mysielski.

Herr Graf! Der General, Graf Wahlen, hat über die mit Ihnen und Ihrem Collegen gehabte Unterredung Bericht erstattet und den Brief, welchen Sie ihm anvertraut haben, eingeschickt.

S. Ex. der Marschall, Graf Diebitsch-Sabalkanski, welcher mich ermächtigt hat, der ersten Ihnen bewilligten Audienz beizuwohnen, beauftragt mich heute, Ihnen das Grundprincip zu wiederholen, von welchem seine Meinung geleitet wird.

Der Beschluß, welcher die Thronerledigung aussprach, konnte um so weniger in dem Herzen Sr. Kaiserl. Königl. Majestät die Gefühle der Liebe für Allerhöchst-ihren Unterthanen in Polen unterdrücken, als Se. Majestät wohl wissen, daß ein sehr großer Theil derselben seinen freiwilligen Antheil an der Revolution genommen hat und die Rückkehr zur Ordnung und rechtmäßigen Regierung sehnlichst wünschet.

Allein jene gleich beklagenswerthe als unrechtmäßige Akte mußte alle Beziehungen unter den russischen und denjenigen Autoritäten aufheben, welche an dieser Akte Theil genommen haben.

Der Oberbefehlshaber der kaiserlichen Armee kann sonach keine in Polen errichtete Behörde anerkennen, so lang dieselbe unter dem Einflusse einer solchen Regierung steht, und noch weniger mit denjenigen unterhandeln, welche deren Princip angenommen haben.

Wöge der gute, einsichtsvolle und tapfere Theil der Nation jenen Beschluß aufheben und dieses edle Beispiel wird andere zur Folge haben. Diejenigen, welche dieses Beispiel geben werden, erlangen einen unlängbaren Anspruch auf die Dankbarkeit ihres, dem Frieden, der Ordnung und Wohlfahrt wiedergegebenen Vaterlandes.

Die Aeußerung der aufrichtigen Gefühle Polens wird, sobald selbe zur Kenntniß des Kaisers und Königs gelangt, ein unfehlbarer Schritt zur Vaccination des Landes seyn.

Den 1. (13.) März 1831.

(gez.) Meidhardt,

General-Quartiermeister der Armee.

### III.

An den Feldmarschall, Grafen Diebitsch-Sabalkanski.

Den mittelbaren Weg, den Sie, Herr Marschall, zur Beantwortung meines Briefes vom 1. März eingeschlagen, da Sie sich hiezu der Hand des Herrn Meidhardt, General-Quartiermeisters der Armee, bedienten, betrachte ich bloß als eine reindiploma-

ische Formalität, und stelle derselben Soldatenoffenheit, Menschenliebe und meinen festen Entschluß entgegen; derselbe müßte dem großmüthigen Herzen des Kaisers angenehm seyn, indem er die Verhinderung des Blutvergießens zweier Nationen bezweckt, welche bestimmt sind, sich gegenseitig zu achten.

Die polnische Revolution, Herr Marschall, ist keineswegs bloß das Werk der überspannten Einbildung der Jugend; sie ist vielmehr das Ergebnis zahlreicher Mißbräuche und häufiger Verletzungen der Verfassungsurkunde, welche eine gänzliche Vernichtung dieser Constitution befürchten ließen.

Die polnische Nation weiß wohl Alles, was sie vom Kaiser Alexander erhalten hat, zu schätzen, sie ehrt das Andenken dieses Monarchen in seinen Nachfolgern, und wenn Se. M., der regierende Kaiser, sich in der Hauptstadt des Königreichs gezeigt hätte, um den Nebeln des Krieges ein Ende zu machen; wenn er im Senate, in der Landbotenkammer und im Heere als ein Vater aufgetreten wäre, der die polnische Nation, hinsichtlich der ihr durch das königliche Wort so feierlich verbürgten Rechte, sicher stellt, so würde das auf ein solches Vertrauen stolze Polen sich in die Arme des Vaters, der seinen Kindern allen Segen des Friedens bringt, geworfen haben.

Sie sagen, mein Herr, daß die Akte, welche den Thron für erledigt erklärte, alle Beziehungen unter den russischen und denjenigen Autoritäten, welche an dieser Akte Theil genommen, aufheben mußte.

Betrachten wir diese Frage freimüthig und etwas näher. Die Entthronungsakte wurde erst dann von beiden Kammern beschlossen und angenommen, nachdem die an unserm Grundrecht verübten Gewaltthaten genau und gründlich untersucht wurden; es bedarf daher (worüber Sie, mein Herr, gewiß nicht erstaunen werden) sehr kräftiger Motive und starker Gewährleistungen, wenn sich die Nation zur Aufhebung dieser Akte entscheiden sollte; ohne dieselben würde sie dadurch ihrer Ehre vor den Augen des ganzen Europa zu nahe treten und sich dem Vorwurfe einer tadelnswerthen Leichtsinngkeit aussetzen. Geruben Sie ferner, zu bemerken, daß eine Nation, welche seit einem halben Jahrhundert nicht allein keinen ihrer mit dem Petersburger Cabinette geschlossenen Tractate treu beobachtet gesehen, sondern 15 Jahre hindurch Zeuge der öffentlichen Verletzungen ihrer konstitutionellen Charte gewesen, durchaus argwöhnisch seyn muß und nur mit der größten Vorsicht zu irgend einem Vergleich schreiten kann; sie würde sich sonst nur dem Willen des Stärkern unterwerfen, ohne die Rechte des Schwächern sicher zu stellen (*elle subirait la volonté du plus fort, sans garantir aucun des droits du plus faible*).

Endlich erlauben Sie mir noch, Herr Marschall, Sie aufmerksam zu machen, daß, da wir beide von der Ueberzeugung des von dem Aufhören dieses Krieges sich ergebenden Wohles durchdrungen sind, es bloß von Ihnen abhängt, einen Pacificationsplan zu

entwerfen, der sowohl den edelmüthigen Gesinnungen des Monarchen, als der Ehre der polnischen Nation angemessen sey. Denn vorausgesetzt, daß die russische Armee immer den Sieg davon tragen werde, so können noch so viele Triumphe keineswegs unsere Rechte entkräften, und die Grundlage, worauf sie gestützt sind, vernichten.

Es kann Ihnen, Herr Marschall, nie gelingen, das Unrecht, welches an Polen verübt werden soll, für rechtmäßig zu erklären. Können Erfolge, die mit dem Blute und der Vernichtung einer ganzen Nation erkauft werden, dem hochherzigen Monarchen schmelzeln, oder vor dem strengen Richterstuhle der Geschichte Gnade finden?

Ich bitte sie demnach, Herr Marschall, die Wege zu einer Pacification vorzubereiten, welche auf eine redliche Wechselseitigkeit gegründet sey (*qui aurait pour principe une équitable reciprocité*) und welche, indem sie mittelst ihrer Artikel die Ehre der Nation, ihre Rechte, Freiheiten und persönliche Sicherheit feierlich verbürgt, uns, ohne Anwendung irgend einer fremden bewaffneten Macht, zur constitutionellen Ordnung zurück bringe. Diese Macht würde ganz nutzlos seyn, da die bei uns herrschen sollende Anarchie, wie Sie mir, Herr Marschall, glauben können, in der That gar nicht existirt; da hingegen ein fremdes Heer sehr schädliche Ungehörigkeiten hervorbringen könnte. (*Elle pourrait d'ailleurs entreiner de très-graves inconveniens.*)

Ich habe hiemit die Ehre gehabt, Ihnen die Gefühle, welche der Brief des Herrn Reidhardt in mir hervorbrachte, auszudrücken, und von denen der gute, vernünftige und tapfere Theil der Nation mit mir zugleich durchdrungen ist. Beurtheilen Sie dieselben als ein Mann, welcher sich für das Wohl der Menschheit interessirt. Genehmigen Sie u. s. w.

(gez.) Skrzynecti.

IV.

Brief an den General Gelsmar.

Ich habe von dem Briefe, welchen Ihnen die Herren Kalaczkowski und Graf Mysielski überbracht haben, Kenntniß genommen.

Sie können diesen Parlementsairs, sobald sie wieder bei den Vorposten eintreffen, erklären: daß ich eine Unterredung mit denselben ganz zwecklos finde, da ich dem Grafen Mysielski zweimal in Grochow alle meine Ansichten über die unglücklichen Ereignisse in Polen ohne Hehl und Winkelzüge ausgesprochen habe; ich könnte sonach nur auf meine mündlichen, und in dem auf meinen Befehl an diesen Officier vom General-Adjutanten Reidhardt gerichteten Briefe noch näher bestimmten Erklärungen, Bezug nehmen und wiederholentlich bemerken, daß das Versprechen des Kaisers, welcher eine völlige Amnestie und Verzeihung des Vergangenen für alle zur Pflicht Zurückkehrenden proclamirt hat, treu erfüllt werden wird. Genehmigen Sie u. s. w.

(gez.) Gr. Diebitsch-Sabalkanski.

(Fortsetzung im nächsten Band.)

